GRÄFIN KLEINMICHEL

Bilder aus einer versunkenen Welt

Gräfin Marie Kleinmichel

Bilder aus einer versunkenen Welt





M Kleinmichel

Bilder
aus einer versunkenen Welt

Lebenserinnerungen

von

Gräfin Marie Kleinmichel

Nach dem französischen Originalmanuskript übersetzt
von A. v. Meyer-Amelung



Mit fünfzehn ganzseitigen Abbildungen

August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Druck von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Meiner Schwester

Gräfin Nina von Keller

gewidmet,

deren nie wankendes Herz mir geholfen hat, die Bitterkeit dieser grausamen Jahre zu ertragen.

Vorwort

Ehe mein Gedächtnis verblaßt und meine Augen sich für immer schließen, möchte ich meine Erinnerungen aufzeichnen. Einem zukünftigen Schriftsteller wird es vielleicht vorbehalten sein, in diesen losen Blättern einige Bausteine zu finden, um die Epoche zu schildern, in der ich lebte und deren Spuren erbarmungslos vom Strome der Revolution fortgerissen worden sind.

Ich bin 1846 in Kiew geboren, wo mein Vater Vizegouverneur war. Mein Taufvater, General Bibikow, der Generalgouverneur von Kiew, Podolien und Wolhynien, war eine sehr bekannte militärische Persönlichkeit. Bei Silistrien hatte er einen Arm verloren. Um meiner Taufe beizuwohnen, machte meine Taufmutter, die zugleich meine Großmutter väterlicherseits war, die große Reise von Kurland nach Kiew im eigenen Wagen, da es noch keine Eisenbahn gab. Sie berichtete über die Reise wie Stanley über seine Expedition in das Innere Afrikas.

Ich habe aus jener Zeit keine Erinnerungen an Kiew, denn vier Jahre nach meiner Geburt wurde mein Vater nach Riga versetzt und dem Fürsten Suworow, der Generalgouverneur von Livland, Kurland und Estland war, für besondere Aufträge beigegeben. Einige Jahre darauf erfolgte die Ernennung meines Vaters zum Gouverneur von Wolhynien.

Hier möchte ich einige Worte über meine Familie sagen. Mein Urgroßvater, Graf Theodor von Keller, war Gesandter Friedrichs des Großen am Hofe der Kaiserin

Katharina II. Seine Frau war eine Prinzessin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Schwester des russischen Feldmarschalls gleichen Namens. Während eines Festes, das mein Urahne der großen Herrscherin zu Ehren gab, fühlte meine Urgroßmutter sich unpäßlich, da sie Mutterfreuden entgegensah. Die Kaiserin forderte sie auf, sich zurückzuziehen, und sagte zu meinem Urgroßvater: „Wenn Ihre Frau Ihnen einen Sohn schenkt, werde ich seine Patin sein. Lassen Sie ihn in russische Dienste treten.“ In derselben Nacht kam mein Großvater zur Welt. Die Kaiserin hielt Wort, und als nach drei Jahren mein Urgroßvater nach Wien versetzt wurde, ließ er seinen Sohn bei seiner Schwägerin, Prinzessin Wittgenstein, zur Erziehung. Mit 16 Jahren trat mein Großvater in das Gardehusarenregiment ein, und mit 24 Jahren kommandierte er schon ein Linien-Husarenregiment in der Schlacht von Borodino, wo er das Georgenkreuz erhielt. Er war auf bestem Wege, eine glänzende militärische Karriere zu machen. Doch heiratete er eine reiche Erbin, eine Gräfin Borch, welche ihm Güter von 40 000 Dessiatinen im Gouvernement Witebsk und Minsk mitbrachte, verließ den Dienst als Oberst der Garde und befaßte sich mit der Bewirtschaftung der Ländereien seiner Frau. Dieses ist ihm übrigens herzlich schlecht gelungen. Ich erinnere mich, daß vor etwa 40 Jahren diese Güter, die inzwischen durch viele Hände gegangen waren, für 9 Millionen Rubel an den Fiskus verkauft wurden; mein Vater und meine Onkel erhielten davon aber nur eine Million, die unter fünf Brüdern geteilt werden mußte.

Meine Mutter war eine geborene Risnitsch. Ihr Vater, serbischer Abstammung, hatte eine Gräfin Rzewuska zur Frau, deren Mutter eine Fürstin Radziwill war. Er war reich, machte ein großes Haus in Kiew und auf dem Lande, und dank seiner Gastfreundschaft wurde er zum

Adelsmarschall seines Kreises gewählt. Er hatte rege Beziehungen zu Serbien aufrechterhalten, war ein großer Patriot und erzog auf seine Kosten viele junge Serben in verschiedenen Lehranstalten von Kiew. Unter diesen erinnere ich mich sehr wohl eines jungen Studenten der Theologie, Miloi Joanowitsch, der später als Erzbischof Michael von Serbien eine große politische Rolle zur Zeit des serbischen Aufstandes von 1875 spielte.

Ganz in der Nähe von Hoptschitza, dem Gut meiner Großeltern Risnitsch, befand sich Schloß Pogrebistsche, das meinem Großonkel, dem Grafen Adam Rzewuski, gehörte. (Großvater der Fürstin Blücher.) Er kam jedes Jahr mit einem ganzen Schwarm von Adjutanten und einem zahlreichen Gefolge, um große Jagdgesellschaften zu geben, an denen das ganze Land teilnahm. Dieser Graf Adam Rzewuski ist derjenige meiner Großonkel, den ich am häufigsten gesehen habe. Er war Generaladjutant von Nikolaus I. gewesen, so daß er damals schon bejahrt sein mußte. Er war dreimal verheiratet. Mit 21 Jahren hatte er sich mit einer Frau über fünfzig vermählt, es war die Gräfin Orlow, geborene Jerebzow, Großmutter des Botschafters in Paris (der später in den Fürstenstand erhoben worden ist) und Urgroßmutter der Fürsten Wladimir und Alexis Orlow, die in der Pariser Gesellschaft so gut bekannt waren.

Darüber erzählte man sich folgende Geschichte in Paris: Eines Tages kam Graf Rzewuski in die russische Botschaft und sagte dem Portier, er möchte dem Botschafter melden, daß sein Großvater da sei. Der Portier nahm die Karte und übergab sie dem Lakaien mit den Worten: „Melden Sie dem Fürsten, es ist da ein Mensch, wohl ein Verrückter, der behauptet, er sei der Großvater des Fürsten!" Aber zum Erstaunen aller eilte der Fürst Orlow

herbei, umarmte den Gemahl seiner Großmutter aufs herzlichste und führte ihn zu sich hinauf.

In seiner ersten Jugend mit einer alten Frau vermählt, heiratete er in zweiter Ehe, wohl um das Gleichgewicht herzustellen, ein ganz junges Fräulein Daschkow; sie war sehr hübsch, reich, aus gutem Hause und merkwürdigerweise trotz des großen Altersunterschiedes bis über die Ohren in ihn verliebt. Sie starb an der Geburt einer Tochter, die später Fürstin Wilhelm Radziwill wurde, und deren Tochter den Fürsten Blücher heiratete.

Zwei Jahre nach dem Tode seiner Frau heiratete Graf Rzewuski in dritter Ehe ein Fräulein Jatschewska, die ihm drei Söhne schenkte. Ich habe einen von ihnen, Adam, in Paris kennengelernt; er war ein junger dekadentischer Schriftsteller, nicht ohne Talent, doch war er weniger durch seine literarischen Werke als durch sein hohes Kartenspiel in den Pariser Klubs bekannt. In einer Nacht verspielte er eine Million Rubel an König Milan von Serbien.

Ein anderer Bruder meiner Großmutter, Heinrich, war der polnische Walter Scott. Sein bekanntester Roman „Das Schloß von Krakau" schildert talentvoll die ebenso galanten wie wilden Gebräuche seiner Landsleute im 17. Jahrhundert.

Der jüngste dieser Brüder war Graf Ernst Rzewuski, der eine Kavalleriebrigade im Kaukasus befehligte; ich sehe ihn noch deutlich vor mir in seiner malerischen Tscherkessenuniform im weißen Beschmet, bedeckt mit Orden, bis an die Zähne bewaffnet, immer bereit, unzählige Kriegs- und Liebesgeschichten zum besten zu geben, in denen er selbstverständlich eine sehr heldenhafte Rolle spielte. Leider erfuhr ich nie das Ende dieser Geschichten, denn wenn sie am spannendsten wurden, pflegte man mich aus dem Zimmer zu schicken.

Mein Großvater mütterlicherseits besaß eine Schwester, die an einen Herzog von San Marco in Neapel verheiratet war, und eine andere an einen Grafen Nako in Ungarn.

Die Schwester meiner Mutter heiratete einen polnischen Edelmann Ciechanowiecki. Sie bewohnte ein entzückendes Jagdschloß in Litauen, das Stanislaus August gehört hatte, und ihre Gärten nach französischer Art erregten die Bewunderung der ganzen Umgegend. Eine ihrer Töchter war an Baron von Stjernstedt, Generaladjutant des Königs von Schweden, verheiratet, die andere vermählte sich mit einem Vicomte von Forsanz, Militär-Attaché in Petersburg, der später die Kavallerie-Brigade in Versailles kommandierte.

Die Herzogin Decazes und die Marquise von Beauvoir waren auch meine Cousinen; diese beiden Schwestern hatten trotz ihrer großen Verschiedenheit denselben Reiz, die eine voll ausgesuchter Güte, die andere glänzend und geistessprühend. Die auserlesene, große Gastfreundschaft der Beauvoir, die ich in Sandricourt genossen habe, gehört zu den schönsten Erinnerungen meines Pariser Aufenthalts.

Ich schreibe es dem verschiedenen Blute zu, das in meinen Adern fließt, und den verschiedenen Verwandten, die ich infolgedessen in der ganzen Welt hatte, daß meinem Wesen der Kosmopolitismus so sehr innewohnt. Wenn dieser Kosmopolitismus mich daran gehindert hat, zu hassen, so hat er mich nie daran gehindert, zu lieben. Von meiner Kindheit an liebte ich Rußland über alles, und mit schwärmerischer Liebe hing ich an Kaiser Alexander II., in dem ich ein Ideal zu sehen gewöhnt war. Dieses Gefühl hatte uns mein Vater eingepflanzt, der dem Kaiser leidenschaftlich ergeben war.

Mein Vater hatte seine Jünglingsjahre in Petersburg verbracht, im Hause seiner Tante, der Fürstin Bariatinsky,

geborenen Gräfin von Keller, und besuchte gemeinsam mit seinen leiblichen Vettern, dem Fürsten Alexander, zuletzt Feldmarschall und Statthalter des Kaukasus, dem Fürsten Wladimir, später Oberstallmeister Seiner Majestät, und dem Fürsten Anatol, dem späteren Generaladjutanten, das Gymnasium und die Universität. Man hätte ihn ins größte Erstaunen versetzt, wenn man ihm gesagt hätte, er sei kein Russe, oder wenn man ihn einen „Inorodez" (Fremdstämmigen) genannt hätte. Diese Benennung, die heutzutage so beliebt ist, war damals noch gar nicht bekannt. Alle russischen Interessen waren dem Herzen meines Vaters teuer, und ich erinnere mich aus meiner Kinderzeit eines Tages, an dem wir keine Stunden hatten und sogar Champagner bekamen, ein großes Ereignis für die Jugend, um die Ergebung Schamils und damit das Ende des Aufruhrs im Kaukasus zu feiern. Der Nationalismus, wie man ihn heute versteht, bestand damals wohl nur in den slawophilen Kreisen, von deren Vorhandensein ich als Kind keine Ahnung hatte. Ich spreche von dem Nationalismus, der nicht darin besteht, sein eigenes Vaterland zu lieben, sondern vielmehr darin, dasjenige der anderen zu hassen.

In Jitomir, wo mein Vater Gouverneur war, knüpften sich die Bande tiefer Freundschaft zwischen uns und der Familie des Generalgouverneurs Fürsten Wassiltschikow. Wenn die Fürstin nach Jitomir kam, stieg sie immer bei uns ab; sie brachte meistens ihre Tochter Sophie mit, die spätere Gräfin Stroganow, die älter war als ich, aber mit der ich mich damals sehr befreundete. Der spätere General Fürst Sergei Illarionowitsch Wassiltschikow* war damals

* Der alte Fürst Illarion Wassiltschikow war das Vorbild jener vornehmen Herren, die man in früheren Zeiten öfters antraf, gleich vornehm von Gesinnung wie von Geburt. Leutselig und wohlwollend regierte er väterlich die ihm anvertrauten Provinzen Kiew, Wolhynien und Podolien.

ein kleiner Junge, der noch in seiner rotgestickten weißen russischen Bluse herumlief.

Aus Wolhynien wurde mein Vater als Gouverneur nach Minsk versetzt, wo sich im selben Jahre ein großer Zwischenfall ereignete. Kaiser Alexander II. kam nach Minsk und stieg im Hause des Gouverneurs ab. Meine Mutter lag noch krank zu Bett nach der Geburt meines jüngsten Bruders; so war ich es, die Zehnjährige, die dem Kaiser bei seiner Ankunft nach russischer Sitte auf der Schwelle des Hauses Brot und Salz überreichen durfte. Er umarmte und küßte mich und sagte: „Kommen Sie nach Petersburg, und ich werde Ihnen den Chiffre geben." Ich hatte nie von einem Chiffre sprechen hören und wußte noch nicht, daß der Chiffre ein mit Diamanten besetzter Namenszug der Kaiserin, eine Auszeichnung ist, welche die Hofdamen tragen. Tags darauf geruhte der Kaiser meinen neugeborenen Bruder über die Taufe zu halten. Bei dieser Gelegenheit wurden meine beiden Brüder zu kaiserlichen Pagen ernannt, was ihnen das Recht verlieh, auf Kosten der Krone erzogen zu werden und später in die Garde einzutreten.

Nun folgt ein sehr charakteristisches Erlebnis, an das ich seit fünfzig Jahren nicht gedacht hatte und woran ich ein Jahr vor dem Kriegsausbruch erinnert wurde, als meine Nichte, Ella Kleinmichel, inzwischen Fürstin Trubetzkoi, mir ihren Bräutigam vorstellte, Wsewolod Puschtschin, den Adjutanten des Garderegiments zu Pferde, der inzwischen im Kriege gefallen ist.

Der Urgroßvater dieses jungen Puschtschin, ein alter 70jähriger Dekabrist*, lebte in Minsk nach seiner Begnadi-

* Dekabristen nennt man diejenigen Offiziere, welche am 14. Dezember 1825 an der liberalen Verschwörung gegen Nikolaus I., gleich nach seinem Regierungsantritt, teilnahmen. Der Mißerfolg dieser Verschwörung erklärt die reaktionären politischen Maßnahmen dieses Herrschers.

gung und seiner Rückkehr aus Sibirien, wo er viele Jahre zu Zwangsarbeiten in den Bergwerken verurteilt gewesen war. Er war ein sehr liebenswürdiger Greis und bei meinen Eltern ein gern gesehener Gast. Ein halbes Jahr vor der Ankunft des Kaisers gab mein Vater zu Ehren der Adelsmarschälle ein großes Festessen, zu dem die griechische und katholische Geistlichkeit und alle Würdenträger der ganzen Provinz eingeladen waren. Zu jener Zeit lebten die Orthodoxen und Katholiken im besten Einvernehmen; die beiden Erzbischöfe duzten sich sogar und besuchten einander oft. Nach einer großen Anzahl von Trinksprüchen und nachdem man dem Wein herzhaft zugesprochen hatte, kam ein junger polnischer Adelsmarschall, durch die Anwesenheit Puschtschins dazu angeregt, auf den wunderlichen Einfall, ein Hoch auf das Wohl der Dekabristen auszubringen. Es trat ein Augenblick größter Verwirrung ein, Angst und Unruhe bemächtigten sich aller; da erhob mein Vater sein Glas und sprach mit lauter Stimme die Worte: „Ja, wir trinken auf das Wohl der reumütigen Dekabristen, wie Wsewolod Puschtschin, und vor allen Dingen auf das Wohl unseres allergnädigsten Herrn und Kaisers Alexander II., dessen Güte und Großmut wir es verdanken, Puschtschin unter uns zu sehen, da er geruhte, ihm seine Jugendirrungen zu vergeben. Hurra!" Zwei Wochen darauf erhielt mein Vater einen vertraulichen Brief von seinem Freund Walujew, dem Gehilfen des Ministers des Innern. Dieser teilte ihm mit, daß mein Vater seinen Posten verlieren würde, da der Gendarmenoberst, der bei dem Diner zugegen war, einen empörten Geheimbericht darüber erstattet hatte, daß ein Pole sich unterstanden hätte, an der Tafel des Gouverneurs einen so unpassenden Trinkspruch vorzubringen. Walujew gab meinem Vater den Rat, umgehend nach Petersburg zu

kommen, um sich zu rechtfertigen. Mein Vater folgte unverzüglich diesem Rat, und ich entsinne mich, daß meine Mutter beim Abschied viele Tränen vergoß. — Es wurde jedoch alles schnell beigelegt; Lanskoi, der Minister des Innern, war ein wohlwollender, sehr gerechter Mann, er schilderte dem Kaiser die Tatsachen in ihrem wahren Licht, und die Angelegenheit hatte gar keine Folgen.

Der Kaiser erinnerte sich in Minsk beim Diner plötzlich dieser Geschichte, wandte sich an meinen Vater und sagte ihm: „Übrigens, wie gut hast du damals diesem Polen in betreff Puschtschins geantwortet (der Kaiser duzte alle), aber wo ist Puschtschin? Ich will seine Bekanntschaft machen.“ Oberst Kawelin, Adjutant des Kaisers, wurde abgesandt, um Puschtschin zu holen, der ganz in der Nähe wohnte; er wurde dem Kaiser zugeführt, dieser setzte ihn neben sich, frug ihn mit viel Interesse über jene Zeit und die Einzelheiten der Verschwörung aus, setzte ihn augenblicks wieder in seinen Rang als Oberstleutnant ein und ernannte ihn zum Platzkommandanten der Festung Bobruisk, was dieser bis zu seinem Lebensende blieb.

Diese Begebenheit kennzeichnet den Geist, der im Gendarmenkorps von jeher herrschte; die Wachsamkeit dieser geheimen und zugleich offiziellen Polizei lag wie ein schwerer Alp auf der gesamten Beamtenschaft, groß oder gering, dabei trugen die Denunzianten selbst nie die Verantwortung für ihre Berichte, die oft voll Verleumdungen waren. Nikolaus I. hatte diese Einrichtung ins Leben gerufen. Dieser Herrscher war manchmal unbarmherzig, zeigte aber häufig auch Züge von Großmut und Ritterlichkeit. Als er den Grafen Benckendorff (Großvater des Botschafters in London) zum Chef der Geheimpolizei ernannte, welche keinem Gesetz, keiner Kontrolle untergeordnet war, übergab er ihm ein Taschentuch. „Verstehe mich recht, Bencken-

dorf," sagte er ihm, „dieses Taschentuch soll dazu dienen, die Tränen der Unglücklichen zu trocknen, denen das Gesetz nicht helfen kann und die sich nicht an die Gerichte wenden können." Dieser edle Gedanke wurde später ebenso entstellt wie die Idee des Christentums durch die Diener der Kirche, und viele Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten wurden durch diese Macht begangen, die um so stärker war, als sie keine Rechenschaft abzulegen hatte.



Großfürstin Konstantin



Graf Alexander von Keller

Warschau 1861–1862.

Eine weitgehende Autonomie wurde Polen 1861—1862 gewährt. Der Großfürst Konstantin, der Bruder Alexanders II., wurde zum Statthalter von Polen ernannt. Marquis Wielopolsky wurde Chef der Zivilverwaltung, während mein Vater Minister des Innern wurde. Das schöne Mostovskypalais war ihm zur Verfügung gestellt worden. Der Großfürst, der das Schloß bewohnte, war von einem glänzenden Hofstaat umgeben, der die Bedeutung des Statthalters besonders hervorheben sollte. Hofmarschall war Graf Hrebtovitsch, ein vornehmer, reicher litauischer Edelmann, der früher russischer Botschafter in London gewesen war. Seine Frau, eine Gräfin Nesselrode, war die Tochter des berühmten Kanzlers Nesselrode. Eine große Zahl von Adjutanten umgab den Großfürsten, es waren der Rittmeister der Garde zu Pferde Kirejew, der Marinekapitän Arseniew (der später Erzieher der Großfürsten Sergei und Paul wurde), Graf Komarowsky, der mit einer Komtesse Panin verheiratet war, Fürst Uchtomski, der Marinekapitän Kaznakow und andere. Es waren alles Leute der Gesellschaft, liebenswürdig und von guter Erziehung. Es wurde besonders Wert darauf gelegt, daß sie die französische Sprache gut beherrschten, um bei den Polen kein Mißfallen zu erregen, da es galt, vor allem die Gunst zu gewinnen.

Die Hofdamen waren die Gräfin Komarowski und Fräulein Bibikow, später Fürstin Krapotkin, die zu ersetzen ich

später bestimmt wurde. Chef der Kanzlei des Großfürsten war ein Diplomat polnischer Abstammung Tengoborski, der lange Geschäftsträger in Dänemark gewesen war und dessen Schwester mit einem Grafen Esterhazy, einem ungarischen Politiker, vermählt war.

Die Oberhofmeisterin der Großfürstin war die Witwe des Admirals Lazarew, des heldenmütigen Verteidigers von Sebastopol, ihre älteste Tochter Tania war älter als ich, die jüngere, Anna, später Frau von Scalon, war in meinem Alter. Meine Schwester und ich befreundeten uns sehr mit ihr, und unsere Freundschaft dauerte bis zu ihrem Tode. Wir alle wurden sehr bald eingeladen, an den Spielen der kleinen Großfürstinnen Olga (später Königin von Griechenland) und Vera (später Herzogin von Württemberg) teilzunehmen. Großfürstin Olga war ein reizendes Kind, von einer unbeschreiblichen Anmut und Güte, ihre großen blauen Augen spiegelten die Reinheit ihrer engelsguten Seele wieder. Im Frühling auf Schloß Lasienky wurden diese Einladungen zu einer Quelle der größten Freuden für mich, denn statt der Spiele im Zimmer durften wir große Spazierritte im wunderbaren Park von Lasienky unternehmen, der eine der schönsten Gartenanlagen Europas ist.

Noch heute denke ich mit dem größten Vergnügen an das hübsche kleine arabische Pferd, das ich ritt. Fürst Paul Sanguszko, der mit einer Gräfin Borch, der Cousine meines Vaters, verheiratet war, hatte dieses Pferd der Großfürstin geschenkt, es stammte aus dem berühmten Gestüt von Slavuta, das während der Revolution unter Kerensky zerstört wurde. Der Besitzer, Fürst Roman Sanguszko, wurde auf grauenhafte Weise von den Soldaten ermordet, nachdem zuerst diese Tiere in Menschengestalt vor seinen Augen seine beiden Nichten vergewaltigt und ermordet hatten.

Das Haus meiner Mutter erfreute sich großer Beliebtheit, sowohl von seiten der Russen wie der Polen, und man gab sich Mühe, diese beide Elemente zu verschmelzen. Bis 11 Uhr abends durften meine Schwester und ich unter der Aufsicht unserer Gouvernante Miß Wellesley in einer Ecke des Saales den Tee eingießen. Die russische und polnische männliche Jugend scharte sich um uns. Die Polen überboten die Russen an Glanz, und ihre Unterhaltung war reichhaltiger und interessanter, aber ich muß gestehen, daß ich mit meinen 15 Jahren größeren Reiz an den glänzenden Uniformen der Grodnoschen Husaren und der blauen und gelben Ulanen fand.

Eine besondere Anziehung für die Gäste in meinem elterlichen Hause war die häufige Anwesenheit der Madame Calergi, geborenen Gräfin Nesselrode, die eine Freundin von Wagner, Liszt und Lenbach war. Sie spielte oft auf unserem Flügel vor. Prinz Emil Wittgenstein, ein Freund und Verwandter meines Vaters, war gleichfalls zu besonderen Aufträgen dem Großfürsten beigegeben. Mein Vater hatte ihn aufgefordert, bei uns zu wohnen, da das Palais Mostovski sehr geräumig war. Die Anwesenheit des Prinzen Wittgenstein trug viel zur Belebung unseres Hauses bei. Gegen uns Kinder war er immer reizend. Er las uns gerne seine Gedichte vor, die fast alle seine Kriegserfahrungen im Kaukasus schilderten, jenem Lande, von dem er mit der größten Begeisterung sprach. Er war ein großer Liebhaber des Balletts, lernte eine damals sehr bekannte Tänzerin kennen, die Stefanska, die er später heiratete und von der er drei Söhne hatte. Der Großherzog von Hessen verlieh ihr und den Kindern den Titel der Freiherren von Kleidorff.

Zu dieser Zeit schickte König Wilhelm drei Abgesandte nach Warschau, um mit dem Großfürsten ein Abkommen

zu treffen, das heißt eine Vereinbarung zwecks gegenseitiger Auslieferung politischer Mörder, im Gegensatz zu England und Frankreich, die den politischen Verbrechern ein Asyl gewährten. Die Abgesandten waren der Generaladjutant General von Trescow, Oberst Alfred von Rauch, Bruder der Gräfin Elise Fersen, und Major Verdy du Vernois, der spätere Kriegsminister. Sie wurden am Hofe des Großfürsten Konstantin sehr gefeiert, von dem sie fast täglich zur Tafel geladen waren, während die polnische Gesellschaft sie sehr kühl aufnahm. Sie waren auch häufige Gäste in meinem Elternhause. General von Trescow, das Vorbild des feingebildeten, sentimentalen Deutschen jener Zeiten, ein Typus, der heute fast verschwunden ist, faßte eine tiefe Liebe zu Tania Lazarew (später intim befreundet mit der Prinzessin Marie von Baden, der Mutter des Prinzen Max), hielt um sie an, wurde jedoch abgewiesen. Von jenem Tage an während 25 Jahre bis zu seinem Tode erhielt Fräulein Lazarew regelmäßig am Tage, an dem das Gespräch stattgefunden hatte — ganz gleich, wo sie sich befand — einen großen Veilchenstrauß zugeschickt.

Oft kam ich auch mit dem Großfürsten und der Großfürstin im Hause meiner Urgroßtante, der Gräfin Rzewuska, geborenen Fürstin Lubomirska, zusammen, bei der die hohen Herrschaften gern weilten. Ich sehe sie deutlich vor mir, die 87jährige alte Frau, aufrecht in ihrem Lehnstuhl, niemals die Lehne benützend, in ihrer blonden Perücke, frisiert nach der Mode der 20er Jahre. Ihr Lebenslauf war außergewöhnlich. Sie befand sich 1793 mit ihrer Mutter in Paris. Da diese der Königin Marie-Antoinette nahestand und viel Güte von ihr erfahren hatte, wurden sie beide verhaftet und ins Gefängnis (Conciergerie) gesperrt. Kurze Zeit darauf holte ein Karren die Mutter zum Schafott. Meine Urgroßmutter zeigte gern einen von den Jahren

vergilbten alten Papierfetzen, auf dem, kaum leserlich, einige mit Blut gekritzelte Worte standen. Diese Worte, die man kaum erraten konnte, waren an ihre Freundin, die Prinzessin Salm-Salm, gleichfalls in Paris, gerichtet. Es waren die rührenden Worte einer verzweifelten Mutter. „In zwei Stunden sterbe ich auf dem Schafott, haben Sie Erbarmen mit meinem Kinde!“ Da sie weder Tinte noch Feder besaß, verwundete sie sich mit einem Holzsplitter am Arm, um diese schlichten Worte niederzuschreiben. Sie händigte den Zettel der Frau des Gefängniswärters ein, der sie auch ihr Kind anvertraute mit der Bitte, nach der Prinzessin Salm-Salm zu forschen. Es kam der Thermidor, die Schreckensherrschaft hörte auf, die Frau des Gefängniswärters wurde Wäscherin und behielt die kleine Polin bei sich, die den Beruf ihrer Adoptivmutter erlernte, deren Stütze sie mit den Jahren wurde.

Eines Tages, im Anfang des 19. Jahrhunderts, gingen beide in ein Hotel, um Wäsche an Ausländer abzuliefern; einer dieser Reisenden war alt, der andere jung, sie sprachen Polnisch untereinander. „Sieh da,“ sagte die kleine Polin, „sie reden die Sprache, die Mama sprach!“ Die Fremden wurden aufmerksam, und der ältere Herr zog Erkundigungen bei der Wäscherin über das junge Mädchen ein. Diese erzählte den ganzen Hergang mit dem mit Blut geschriebenen Brief, und es stellte sich heraus, daß der ältere Herr Fürst Lubomirski, der Bruder der Hingerichteten, und der andere sein Neffe Graf Rzewuski war. Der Fürst Lubomirski nahm seine Nichte Rosalie nach Polen mit, wo sie ihren Vetter Rzewuski heiratete.

Sie machte ein großes Haus in Warschau und wurde Staatsdame mit Brillantenporträt, die höchste Stellung, die eine Frau am russischen Hofe einnehmen konnte. (Die Staatsdamen trugen das mit Diamanten besetzte Bild der

Kaiserin an der linken Schulter.) Sie wurde hochgeschätzt am Hof und in der Gesellschaft. Ihre Tochter heiratete Don Honorato Fürst von Theano, später Herzog von Sermoneta, aus dem vornehmen Hause der Gaetani.

Die Großfürstin Konstantin schenkte ihrem Gatten einen Sohn; es wurde beschlossen, ihn für die Russen Wieceslaw, für die Polen Wazlaw zu nennen. Man hoffte, auf diese Weise beide slawischen Rassen zu befriedigen, aber das Gegenteil traf ein. Wenn ein Russe von dem Neugeborenen sprach und ihn den Großfürsten Wieceslaw nannte, geriet ein Pole außer sich und sagte herausfordernd: „Sie meinen Wazlaw, dieses Kind ist in Warschau geboren, er ist ein Pole.“ Wenn ein Pole dagegen das Kind Wazlaw nannte, wurden die Russen wütend und sagten, das sei eine Frechheit.

Kaiser Alexander II. sandte seinen zweiten Sohn Alexander, den zukünftigen Kaiser Alexander III., der aber damals noch nicht Thronfolger war, da der Zarewitsch Nikolai noch lebte, nach Warschau, um den kleinen Wieceslaw über die Taufe zu halten. Außerdem kamen mit demselben Zuge aus Petersburg als Gäste ins Palais Lasienky noch der Großfürst Michael, Bruder des Großfürsten Konstantin, seine Gemahlin, die hübsche Großfürstin Olga Feodorowna, geborene Prinzessin Cäcilie von Baden, und die entzückende Marie Maximilianowna von Leuchtenberg, später Prinzessin Wilhelm von Baden, Mutter des Prinzen Max.

Der Großfürst Alexander wurde von seinem Erzieher, Oberst Litwinow, und der Großfürst Michael von seinem Hofmarschall Alfred von Grote, späterhin Oberhofmarschall des kaiserlichen Hofes, meinem Onkel, begleitet.

Graf Hrebtovitsch erschien bei meinen Eltern mit der Mitteilung, die Großfürstin habe den Wunsch geäußert,

während des „wychod"* nach der Tauffeierlichkeit von zwei Pagen begleitet zu werden, die ihre Schleppe tragen sollten, während sie die Gratulationscour abhalte. Der Sohn des Generals Andrault de Langeron, der Nachkomme eines französischen Emigranten, sei zu diesem Zweck gewählt worden, und als zweiter sei die Wahl auf meinen 12jährigen Bruder gefallen, der vor einigen Jahren in Minsk (wo mein Vater Gouverneur gewesen) vom Kaiser zum Pagen ernannt worden war. Für beide wurden nun in größter Eile Galauniformen angefertigt, Kniehosen, Seidenstrümpfe und Schnallenschuhe, an der Seite trugen sie einen Degen. Während einer ganzen Woche wurde den beiden Jungen eingepaukt, wie sie sich zu benehmen hatten, wie sie grüßen, wie sie antworten sollten und vor allen Dingen, wie sie mit der Schleppe umzugehen hätten. Zu diesem Zwecke hatte Miß Wellesley eine Schleppe angelegt und fühlte sich sehr geschmeichelt, die Rolle der Großfürstin spielen zu dürfen; sie war unermüdlich bei diesen Übungen und feuerte die beiden Pagen immer wieder zu neuen Versuchen an. Endlich war der große Tag da. Ein Hofwagen holte die beiden sorgfältig frisierten und gekleideten Pagen ab, die vor Erregung zitterten, dabei aber durchdrungen waren von der Wichtigkeit ihrer Rolle. Meine Schwester und ich hatten auch Plätze in der Kirche und waren zum Frühstück geladen, das der heiligen Handlung folgte.

Den Tag darauf fand eine Galavorstellung im kleinen Hoftheater, Orangerie genannt, statt; ein kleiner Ball beschloß am dritten Tage die Feierlichkeiten. Dieser wurde zu Ehren der Fürstin Marie Maximilianowna (Enkelin von

* Wychod, das Erscheinen der kaiserlichen Familie aus ihren Privatgemächern in den Festsälen bei feierlichen Veranlassungen zu offiziellen Empfängen.

Eugen Beauharnais) gegeben, die den Tanz über alles liebte. Es war mein erster Ball, meine Mutter fand mich zu jung und war dagegen, daß ich daran teilnahm, aber die Großfürstin legte ein Wort für mich ein und bestand darauf, da ihre Tochter jünger war als ich und auf dem Ball erscheinen sollte. Diesem Umstand verdanke ich den Besuch dieses wunderbaren Festes, auf dem wir uns köstlich amüsierten und wo ich den Kotillon mit einem Gardehusaren, Baron Ramsay, tanzte. Viele Jahre später wurde der Sohn meines Kavaliers der Freund meiner Kinder und nahm bei mir seine ersten Tanzstunden. (Er heiratete eine Amerikanerin Miß Whitehouse.)

Nun folgt ein Vorkommnis, welches viele andere Ereignisse nach sich zog. Die Gräfin Hrebtovitsch hatte ihrem Bruder, dem Grafen Dimitri Nesselrode, durch einen Kurier einen Brief zukommen lassen, den ein eifriger Gendarmenoberst eröffnet, gelesen und dem Großfürsten unterbreitet hatte. In dem Brief stand folgender Satz: „Polen geht mit Riesenschritten seiner vollständigen Unabhängigkeit entgegen. Marquis Wielopolsky ist ein Verräter, und der Großfürst und die Großfürstin sind große Kinder, die er amüsiert und denen er die Krone als Lockspeise hinhält.“ Als der Großfürst und die Großfürstin diesen Brief lasen, waren sie aufs tiefste empört und gekränkt, und es folgten stürmische Auseinandersetzungen. Graf und Gräfin Hrebtovitsch reisten auf der Stelle nach Petersburg, wo ihre Berichte aber nicht dazu beitrugen, eine günstige Stimmung für den Großfürstin Konstantin hervorzurufen.

Zu Anfang seines Aufenthaltes in Polen wurde das Großfürstenpaar mit großer Begeisterung empfangen, wenn es sich, wie es oft geschah, in der Öffentlichkeit zeigte. Aber eines Tages hatte die Kugel eines politischen Verbrechers, der Jonza hieß, die Gemüter aus der ruhigen Stimmung

aufgeschreckt, und es stellte sich in der russischen Gesellschaft ein großer Umschwung ein. Wie es oft geschieht, kam es zu Übertreibungen; statt nur die Schuldigen zu verfolgen, ließ man auch viele Unschuldige leiden. Das herzliche Verhältnis, das sich zwischen Russen und Polen anzubahnen schien, war plötzlich gefährdet. Der Großfürst und seine Gemahlin erschienen öffentlich nur noch unter dem Schutze einer zahlreichen Kosakeneskorte, die zuweilen nach rechts und links Nagaikahiebe austeilte, was nicht dazu beitrug, die Herzen wieder zu gewinnen. Der einzige aus der Umgebung des Großfürsten, der von diesen Vorsichtsmaßregeln abriet, die alle Welt anempfahl, war ein Flügeladjutant des Kaisers, Khan Krym Guirei. Dieser Mohammedaner war der letzte Nachkomme einer alten Rasse, die einst die Krim beherrschte. Sein Äußeres hatte nicht den tatarischen Typus, er war ein vornehmer, wunderbar schöner Mann, und der italienische Zug, den alle an ihm bewunderten, erklärt sich dadurch, daß die Krim vorzeiten durch Griechen und Genuesen kolonisiert wurde, und seine Vorfahren aus Genua stammten.

Während der Woche, die die Hoheiten in Warschau verbrachten, hatte ich oft Gelegenheit, den Großfürsten Alexander zu sehen. Er verbrachte ganze Tage bei seinem etwas jüngeren Vetter Nikolai Konstantinowitsch und bei der Großfürstin Olga. Derjenige, der einst Alexander III. werden sollte — was damals niemand voraussehen konnte — war ein Jüngling von 16 oder 17 Jahren, sehr groß, breitschulterig, halb Herkules, halb Muschik, und sah viel älter aus, als er in Wirklichkeit war. Seine Züge erinnerten an einen Kalmücken, und er hatte nichts von der Schönheit seiner Brüder. Er galt für gut, offen und rechtschaffen, aber sein Wesen war nicht angenehm, er war schüchtern und lärmend zu gleicher Zeit, balgte sich

immer mit irgend jemand herum, war sehr ungeschickt, linkisch, warf Tische und Stühle, überhaupt alles, was ihm im Wege stand, um. Es amüsierte mich, zu beobachten, welche Anstrengungen Russen und Polen aus der Umgebung des Großfürsten machten, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, Interesse in ihm zu erwecken und ihm Verschiedenes zu erklären, in der Hoffnung, daß durch ihn ihre Worte höheren Ortes bekannt werden würden. Er hörte ihnen verlegen zu, zupfte an seinem Uniformkragen und verließ sie unvermittelt, um seine Vettern zu stoßen oder um Früchte und Kuchen zu verschlingen. Der Großfürst Konstantin, ein Mann von großem Verstande und tiefem Wissen, aber selbst sehr brüsk, behandelte seinen Neffen ganz wie ein Kind, ohne Bedeutung. Er nannte ihn „kossolapy Saschka“ (Sascha mit den Bärentatzen), und als dieser eines Tages bei Tisch mit seinen Bärenmanieren eine Karaffe mit Rotwein umwarf, so daß das Tischtuch ganz rot wurde, rief er: „Isch ty kakowo nam porossienka is Peterburga prislali“ (Seht doch, welch ein Ferkel man uns aus Petersburg geschickt hat).

Der Großfürst Alexander antwortete nichts, aber er wurde sehr rot, und der Blick, den er seinem Onkel zuwarf, war nicht sanft. Ich fürchte, seine Eigenliebe war getroffen. Als er 1881 den Thron bestieg, war es eine seiner ersten Bestimmungen, seinem Onkel die Würde eines Großadmirals zu nehmen und sie seinem Bruder, dem Großfürsten Alexei zu geben, und ich habe mich oft gefragt, ob nicht der Grund zu den häufigen späteren kleinen Schikanen gegen den Großfürsten Konstantin in dem Groll über die in der Jugend erfahrenen Kränkungen zu suchen sei.

Der Roman meiner Großtante.

Meine Großmutter hatte eine Schwester, die Gräfin Eveline Hanska, geborene Gräfin Rzewuska, die sehr jung den viel älteren Grafen Hansky geheiratet hatte. Er war einer der reichsten Gutsbesitzer des Gouvernements Wolhynien und besaß das berühmte Schloß Werchovnia, welches als ein Prachtbau galt. Sehr eifersüchtig auf seine junge Frau, hatte der Graf sie in diesen goldenen Käfig geschlossen, wo sie zwar von jedem Luxus umgeben war, den großer Reichtum bieten kann, aber es fehlte ihr gänzlich an Umgang, da sie nur ihre Untergebenen (Gesellschafterinnen, Kaplane, Bibliothekare usw.) sah und vor Langerweile verging.

Zu jener Zeit — von der ich eben spreche — war Balzac der beliebteste Schriftsteller. Meine Großtante, deren Geist sich durch die Lektüre entwickelt hatte — war es doch ihre einzige Zerstreuung — verschlang seine Werke mit wahrer Begeisterung und kam auf den Gedanken, mit Balzac in Briefwechsel zu treten. Ihr alter Gatte stellte dieser literarischen Zerstreuung kein Hindernis entgegen und sah in dieser Geisteskoketterie, ja, ich möchte sagen, in dieser Verstandesliebe zu einem Unbekannten, den sie nie sehen sollte — eine Art Sicherung — eine Ablenkung gegen eine weniger ideale Liebe, die möglicherweise ein gefährlicherer, wirklicher Rivale in ihrem Herzen wachrufen könnte. Er stellte nur zur Bedingung, daß die Briefe seiner Frau nicht mit ihrem Namen unterzeichnet sein dürften und daß Balzac nicht erfahren sollte, wer sie sei.

Ein Diener beförderte einmal wöchentlich den an Balzac

gerichteten Brief und überbrachte die Antwort, welche postlagernd nach Berditschew an einen angenommenen Namen ankam. Dieser Briefwechsel dauerte viele Jahre — genau kann ich die Zahl derselben nicht angeben. Ich weiß aber, daß viele dieser Briefe in den verschiedenen Romanen Balzacs erschienen, so in „Le Lys dans la Vallée“ (Die Lilie im Tale) und „Ursule Mirouet“.

Die Jahre vergingen. Der alte Gatte erkrankte schwer; es wiederholten sich mehrere Schlaganfälle, die zu einer vollständigen Lähmung führten. Man fuhr nach Petersburg, um die ersten Autoritäten zu Rate zu ziehen. Diese verordneten ein österreichisches Bad, und die Gräfin reiste mit dem armen Gelähmten und ihrem 8jährigen Töchterchen nach Wien.

Eines Tages saß sie neben ihrem unbeweglich im Fahrstuhl liegenden Gatten, der auch die Fähigkeit zu sprechen verloren hatte und dessen Geist sich nur noch durch den lebhaften, stechenden Blick verriet. Da hörte sie einen Schrei: es war die Stimme ihres Kindes. Sie stürzte hinzu und sah, daß die kleine Anna, die mit ihrem Reifen gespielt hatte, in das Becken des Springbrunnens gefallen war. Ein Spaziergänger sprang ihr nach und rettete das vor Kälte und Angst zitternde Kind, übergab es seiner Mutter und stellte sich ihr vor — es war Balzac!

Hier beginnt der Roman, der von diesem Augenblick an aufhörte, ein rein geistiger zu sein, unter den Augen des Gelähmten, der nur noch durch Blicke seinen Protest äußern konnte. Balzac schloß sich nun ganz dem Ehepaar an, begleitete es nach Petersburg, wo ein längerer Aufenthalt vor der Rückkehr in die Ukraine genommen wurde. Balzac bemühte sich um eine Audienz bei Kaiser Nikolaus, die ihm jedoch verweigert wurde; auch die Gesellschaft, die begeistert war von seinen Büchern, verhielt sich gegen seine

Person sehr ablehnend. Es war damals, als er die bekannten Worte äußerte: „Ich erhalte die Ohrfeige, die für Custine bestimmt war."

Graf Custine war ein Jahr vorher in Petersburg vom Hof und der Gesellschaft aufs wärmste aufgenommen worden und hatte darauf ein Buch herausgegeben, das gegen Rußland wenig freundlich war.

„Genug der Literatur von dieser Sorte," hatte Nikolaus I. gesagt, „ich will nichts mehr von ihnen wissen", und alle Türen blieben für Balzac verschlossen.

Von Petersburg gingen Hanskys, immer begleitet von Balzac, auf ihren Landsitz, wo meine Großtante bald darauf ihren Gatten verlor und den Abgott ihres Lebens heiratete.

Diese Verbindung war jedoch von kurzer Dauer. Sie fuhren nach Paris, wo meine Tante sich ein großes Haus kaufte, aber nach einem Jahr starb Balzac daselbst. Die Straße trägt bis jetzt seinen Namen.

Ich sah meine Großtante oft in ihrem Heim wieder; dasselbe glich einer weihevollen Erinnerungsstätte für Balzac. Sie lebte darin mit ihrer einzigen Tochter und deren Gatten, dem Grafen Georg Mniszek. Er war einer der letzten seines Stammes, zu dem auch die berühmte Marina Mniszek gehörte, die den Falschen Demetrius geheiratet hatte. Die beiden Brüder Georg und Léon Mniszek waren die Besitzer von Wichnewetz, wo der Prätendant Marina geheiratet hatte (ich war als Kind dort und erinnere mich des vergoldeten Wagens, der dem jungen Paar gedient hatte). Die Gattin des Léon Mniszek, geborene Potocka, war die Besitzerin des Schlosses Livadia in der Krim, das sie an Alexander II. verkaufte. In dieser kaiserlichen Residenz starb Alexander III.

Ich erinnere mich ungefähr der einzigen Verse, die Balzac in einer Anwandlung von Neckerei für seine Frau

geschrieben hatte und die zuweilen in der Familie zitiert wurden. Es ist über 50 Jahre her, seit ich sie gehört habe, und daher kann ich nur Bruchstücke mitteilen, und wenn sich Fehler im Versmaß einschleichen, so ist es wahrscheinlich weniger Balzacs Schuld als die meine.

La Polonaise.

Partir, et puis ne plus partir,
Beaucoup promettre et peu tenir
A tout amoureux de la veille,
Ouvrir toujours un peu l'oreille,
Et la porte à tout venant.
Vous rappeler qu'on est comtesse,
Et faire fi de la noblesse
Pour la roture du talent.
Plaisanter chimie, physique,
Nier grec et nier latin,
Traiter Rossini de bambin
Et n'admettre en fait de musique
Que la mazurka de Chopin.
N'est-ce pas là la Polonaise
Telle qu'on la voit à Paris?
Par l'esprit seul un peu française
Et par le coeur de son pays.
Véritable oiseau de passage,
Qui mène sa vie en garni,
Sûr de trouver sur tout rivage
Un arbre au vert feuillage
Pour y poser . . . son nid.
Quand Eve, notre vieille mère,
Eut cette trop fameuse faim
Qui compromit le genre humain,
Au moins, cette femme légère
Suivit Adam dans sa misère.
C'est qu'Eve était Française;
Eût-elle été Polonaise,
Notre sort eût bien changé!
Que serait devenu l'homme?
Car Eve aurait cueilli la pomme,
Mais n'en aurait jamais mangé.

Wenn ich sage, es waren die einzigen Verse, so ist es ein Irrtum. Im Jahre 1857 erinnere ich mich, meine Großtante in ihrem Heim oft gesehen zu haben: sie lag auf ihrem Liegestuhl unter einem herrlichen Porträt von Bacciarelli, einem berühmten italienischen Maler vom Hofe Stanislaus Augusts, das ihren Vater darstellte, Graf Adam Rzewuski — polnischer Gesandter am sächsischen Hofe —, den schönen Rzewuski, wie die Memoiren jener Zeit ihn nennen. Sein Vetter Severin Rzewuski war mit Potocki und Branicki zusammen einer der drei Unterzeichner des Vertrages von Targowitza, durch welchen Polen an Rußland fiel. — Und ich sehe neben meiner Tante einen verwischten alten Kupferstich, der ihn darstellt. Es war ihr erstes Geschenk an Balzac nach ihrer Begegnung in Schönbrunn, und ich sehe folgende Worte von seiner Hand darauf geschrieben:

Que j'aime ce portrait malgré sa couleur sombre!
Comme il est ressemblant! Comme il parle à mon coeur!
On a dit bien souvent: „Le bonheur est une ombre!"
Moi, je dis à mon tour: „Une ombre est du bonheur!"

Drei moderne Ladies Godiva.

Meine Großmutter und Frau von Balzac hatten noch eine Schwester, die in erster Ehe mit dem Grafen Sobansky verheiratet war. Aus dieser Ehe stammt die Fürstin Sapieha. Da meine Großtante sehr jung Witwe wurde, heiratete sie in zweiter Ehe den Obersten Tschirkowitsch, der Vizegouverneur der Krim war. Nach seinem Tode, im Alter von 50 Jahren, ging sie noch eine dritte Ehe ein mit dem Dichter Jules Lacroix, Bruder des Bibliophilen Jacob, der

unter anderem eine Lebensbeschreibung von Nikolaus I. geschrieben hat. Dieses Buch war in jener Zeit ein literarisches Ereignis.

In den 20er Jahren lebte meine Großtante mit ihrem zweiten Gemahl in der Krim. Sie war blendend schön und flößte dem allgewaltigen Grafen de Witt, der Generalgouverneur von ganz Südrußland war, eine große Leidenschaft ein. Sie spielte daher viele Jahre die Rolle einer Vizekönigin der Krim.

Die Fürstin Woronzow, geborene Fürstin Branicka, und Madame Naryschkin, geborene Gräfin Potocka, beide wunderbar schön, waren ihre intimen Freundinnen und unzertrennlich von ihr. Die Chronik jener Zeit gibt phantastische Berichte über diese drei Damen der großen Welt wieder. Unter anderem scheinen diese modernen Ladies Godiva infolge einer Wette in einer herrlichen Mondnacht einen Spazierritt in der Tracht Evas vor dem Sündenfall ausgeführt zu haben. Die englische Ballade berichtet, daß der Neugierige, der es gewagt hat, seine Augen auf Lady Godiva zu erheben, erblindet sei. Eine gleiche Strafe ereilte die zahlreichen Neugierigen der Krim nicht, durch deren Mitte die nächtliche Kavalkade im Galopp vorbeiritt.

Folgenden Bericht hörte ich auch wiederholt in meiner Jugend. Diese drei Damen sollen zuweilen mit einer geheimnisvollen Persönlichkeit, einer Emigrantin aus Frankreich, zusammengekommen sein. Von der Frömmigkeit und den guten Werken dieser Dame hallte die ganze südliche Krim wider. Aber sie soll es vermieden haben, von ihrer Vergangenheit zu sprechen, und ihre Dienerinnen erzählten unter der Hand, sie habe einen Streifen Hirschleder um den oberen Teil ihres Körpers befestigt, den sie selbst im Bade nicht abnehme. Nach ihrem Tode stellte es sich heraus, daß das Hirschleder die entehrenden Abzeichen an ihrer Schulter

versteckte, welche der Henker ihr aufgedrückt hatte. Wie dem auch sei, jedenfalls verbreitete sich in der Krim das Gerücht, daß die Verblichene die berüchtigte de la Motte sei, die traurige Heldin aus der Geschichte mit dem Halsband der Königin. Sie bewohnte das grüne Haus in Korreis, der Besitzung der Fürstin Jussupow, und ihre Grabstätte wird den Touristen in Stary-Krim gezeigt.

Vevey 1868—1869.

Im Jahre 1868—69 war ich mit der Großfürstin Konstantin in Montreux. Damals reisten die Großfürstinnen nicht so oft wie heutzutage. Jeder Aufenthalt im Auslande wurde als ein großes Ereignis von den Zeitungen besprochen, als wäre es von allgemeinem Interesse. Die erlauchten Reisenden umgaben sich mit großem Luxus, nahmen ein zahlreiches Gefolge mit sich und waren sehr freigebig, da ja alles vom kaiserlichen Hofe bezahlt wurde. Der Hofmarschall, welcher zur Begleitung der Großfürstin bestimmt wurde, war ein finnländischer Admiral, Baron Boye; außerdem folgte ein Arzt, Doktor Michailow, und ein Pianist, Herr Kündiger. Die Großfürstin nahm auch ihr eigenes Klavier mit, da sie auf keinem anderen spielen wollte. Man kann sich das Erstaunen vorstellen, das auf allen Bahnhöfen dieses schwer zu befördernde Gepäckstück hervorrief. Zur Bedienung wurden 15 Personen mitgenommen: 4 Kammerzofen, von denen die erste, die Witwe eines Leutnants zur See, „Kammerfrau" genannt wurde, d. h. sie war fast Hofdame. Es folgten noch eine Masseuse, ein Coiffeur-Kammerdiener, der Juwelen-Kammerdiener, zwei Lakaien und ein kaukasischer Unter-

offizier, der halb Erzieher, halb Bedienter beim kleinen Großfürsten war. Baron Boye hatte seinen eigenen Kammerdiener, die Baronin Rothkirch, die Freundin der Großfürstin, wurde von ihrer Kammerfrau begleitet, ebenso ich.

Zu den Persönlichkeiten, die die Großfürstin in Montreux am häufigsten in der von uns bewohnten Villa Richelieu sah, gehörte Don Carlos, der spanische Thronprätendent. Er bewohnte mit seinem zahlreichen Gefolge eine Villa in unserer Nähe, dieses bestand aus spanischen Legitimisten, den „Blancs d'Espagne", wie man sie nannte. Don Carlos war damals sehr schön, und seine ganze Persönlichkeit hatte etwas Romantisches, selbst Abenteuerliches an sich. Er ritt oft auf seinem herrlichen weißen Pferde bei uns vorbei, in einen schwarzen Mantel gehüllt, auf dem Haupt ein rotes baskisches Barett, das so gut zu seiner dunklen Gesichtsfarbe stand. Gewöhnlich wurde er von mehreren seiner Anhänger begleitet, unter denen ich zufällig seinen Kaplan und seinen Fechtmeister kannte.

Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm II., und sein Bruder Heinrich verbrachten auch den Herbst mit ihrem Erzieher, Herrn Hinzpeter und dessen Frau, in Clarens. Sie besuchten die Großfürstin (die sie Tante Sanni nannten) und ihren Vetter Wieceslaw von Zeit zu Zeit; da sie aber viel entwickelter und fortgeschrittener in ihren Studien waren, wurden die Beziehungen der Kinder nie intim. Prinz Wilhelm war ein sehr lebhafter Knabe, aufgeweckt, schlagfertig, immer zu einem Witz aufgelegt und mit sicherem Auftreten. Prinz Heinrich dagegen war bescheiden, schüchtern und stand immer im Schatten.

Im Hotel Monnet in Vevey lebten sehr viele Russen, unter anderen Fürst Andrei Trubetzkoi nebst Gemahlin, geborenen Smirnow, der Graf und die Gräfin Schuwalow,

geborene Narischkin, mit deren Kindern ich oft zusammenkam; die älteste war bereits mit dem Fürsten Dolgoruki verheiratet, der später Oberhofmarschall des kaiserlichen Hofes wurde. Die zweite Tochter hatte sich gerade mit dem Kosakenkapitän Orlow vermählt, dessen Sohn, der General Iwan Orlow, beim Ausbruch der Revolution auf so grausame Weise von den Kosaken ermordet wurde. Die dritte Tochter, Sophie, ist die Frau des Grafen Benckendorff, des letzten Botschafters in London, geworden. Die kleine Mignon, der Liebling aller, die später den Grafen André Bobrinsky heiratete und heute Großmutter ist, war damals ein entzückendes kleines Mädchen von sechs Jahren.

Ein großer Genuß war für mich auch der Verkehr mit der Prinzessin Biron von Kurland, geborenen Fürstin Mestschersky. Sie war außerordentlich gütig gegen mich und lud mich beständig ein. Die Großfürstin Konstantin war sehr befreundet mit der Prinzessin Biron, sah sie häufig und freute sich über ihr Wohlwollen gegen mich. Ich stand damals ganz unter dem Eindruck eines russischen historischen Romans, der Aufsehen erregte. Es war „Das Haus von Eis" von Lajetschnikow, in dem die Nebenbuhlerschaft zweier Staatsmänner des Zarenreichs, des fremden Eindringlings Biron und des nationalen Helden Wolynsky, geschildert wird. Ich glaube heute nicht, daß Johann Ernst Biron viel grausamer war als seine Zeitgenossen, er war ein Mann seiner Zeit, und diese Zeit war barbarisch grausam. Wenn die Scheiterhaufen der heiligen Inquisition in allen Städten Spaniens und Italiens loderten, wenn nach Jahrhunderten der Kultur die eiserne Jungfrau von Nürnberg durch ihre Umarmung ihre Landsleute mit eisernen Nägeln durchbohrte, wenn das schöne Frankreich und das fröhliche England durch Ketzergerichte regiert wurden, ist es da erstaunlich, daß Rußland, das viele Jahre hinter den andern zurück war, sich

3*

solcher Mittel bediente wie der Knute, des Pfahls und der Vierteilung? Aber damals war ich empört über Biron. Ich hatte gelesen, daß er ukrainische Sendlinge, die ihn denunziert hatten, bestrafte, indem er sie in Eisstatuen verwandeln ließ. Sie wurden in einer kalten Januarnacht solange mit Wasser begossen, bis sie zu Eis erstarrt waren. Das ist ein Gegenstück zu den Fackeln des Nero.

Ich dachte schaudernd an diese Schilderung und stellte mir vor, daß der Nachkomme von Johann Ernst Biron, diesem furchtbaren Günstling der Kaiserin Anna, unbedingt auch ein rohes, grausames Kind sein müsse. Ich war daher fast enttäuscht, als ich in dem kleinen Biron einen wohlerzogenen, feinen Knaben sah, in schwarzen Samt gekleidet, mit einem sanften, sympathischen Gesicht und zierlichem Wesen; er hing mit großer Zärtlichkeit an seiner Mutter, war außerordentlich sorgfältig erzogen und zuvorkommend gegen jedermann. Ich konnte es gar nicht fassen, daß dies der Sprößling jenes Mannes sein sollte, der ganz Rußland tyrannisierte und Asiaten, Ukrainer und die Bewohner des Don erzittern ließ. Ich war überzeugt davon, daß dieser Firnis nur die Oberfläche bei ihm bildete und daß ich bald auf barbarische Züge stoßen würde. Der ganze Hof der Großfürstin wußte von meinen Vermutungen, und wenn ich von Birons heimkam, wurde ich gewöhnlich mit den gleichen Fragen empfangen: „Nun, wie sind Ihre psychologischen Studien ausgefallen? Hat der junge Biron jemand gebissen, hat er jemand Stecknadeln in den Sitz des Stuhles gesteckt oder einer Katze die Augen ausgestochen? Welche Grausamkeit hat er begangen?“ Ich mußte jedesmal gestehen, daß der kleine Biron sich nichts gegen seine gute Erziehung hatte zuschulden kommen lassen, und die Großfürstin, die das Kind sehr liebte, stellte es immer ihrem Sohn Wieceslaw, dem

sein kaukasischer Unteroffizier, der Diadka, gewiß nicht dieselben verfeinerten Manieren beibrachte, als Beispiel vor.

53 Jahre sind vergangen, seitdem ich mich jenen psychologischen Studien gewidmet hatte. Inzwischen bin ich dem Prinzen Biron oft im Leben begegnet, ich sah ihn als Jüngling, als reifen Mann, und ich fand in ihm immer die Eigenschaften wieder, die ich schon beim Kinde beobachtet hatte: seine Höflichkeit, sein Wohlwollen, seine Güte. Ich hatte auch Gelegenheit, seine Frau kennenzulernen und den Reiz ihrer Persönlichkeit auf mich wirken zu lassen. Die zweite Frau des Prinzen Biron ist eine geborene de Jeaucourt, Tochter des Marquis de Jeaucourt, der einer der vornehmsten Männer Frankreichs ist. Seine Gattin, die liebenswürdige Marquise de Jeaucourt, war eine der angesehensten Frauen in Paris, und ihr Salon war 25 Jahre hindurch außerordentlich beliebt und gesucht.

Was die Erziehung des kleinen Großfürsten betrifft, so hatte sich, als wir uns auf unserer Rückreise in Leipzig aufhielten, sein unglücklicher Pädagoge in einer Kneipe dermaßen betrunken, daß die Studenten seinen leblosen Körper in eine Jahrmarktsbude schleppten, wo sie ihn für Geld zeigten und die Aufschrift machten: „Der Kosak und das Renntier" (unglücklicherweise trug er sein Nationalkostüm). In dieser Auslage fand ihn der Baron Gustav von Gersdorff, Kammerherr des Königs von Sachsen, der der Person der Großfürstin zugeteilt war.

In bezug auf Gustav v. Gersdorff fällt mir ein kleiner, unerwarteter Zwischenfall ein, den der kleine Wieceslaw am sächsischen Hofe hervorrief. Die Großfürstin verbrachte einige Tage in Dresden als Gast des Königs Johann von Sachsen (Vater des Königs Albert von Sachsen). Vor dem Frühstück waren wir alle in einem der Säle versammelt.

Der kleine achtjährige Großfürst stellte irgendeine Frage an Herrn v. Gersdorff, und dieser anwortete scherzend: „Was Sie mir befehlen, das ist mir recht, denn Sie sind der Herr, und ich bin der Knecht.“ Was er klüger getan hätte, einem Kinde gegenüber zu unterlassen. Man war gerade im Begriff, sich zu Tisch zu begeben, und der kleine Großfürst schrie plötzlich mit einer gellenden Stimme, indem er mit dem Finger auf Herrn v. Gersdorff zeigte: „Mama, sieh doch, der Knecht sitzt auch bei Tisch.“ Alle Blicke richteten sich mit Erstaunen auf das Kind. Die Großfürstin wurde ganz rot und rief entsetzt: „Wieceslaw, bist du verrückt? Wirst du aufhören, solche Dummheiten zu sprechen!“ „Aber Mama, ich spreche keine Dummheiten! Das ist die Wahrheit! Er hat mir selbst gesagt, er sei ein Knecht.“ Es folgte allgemeine Bestürzung und die verlegene Erklärung des armen Herrn v. Gersdorff.

Meine erste Liebe.

Mein Vater wurde zum Senator des ersten administrativen Departements ernannt, und meine Mutter reiste mit meiner Schwester und mir nach Paris, um dort den Winter zu verbringen. Das Haus, in dem wir am häufigsten verkehrten, war dasjenige des russischen Botschafters in Paris, Baron Budberg, eines Studiengenossen und intimen Freundes meines Vaters.

Wir nahmen Tanzstunden, und ich wurde die stete Gefährtin von Mimi Budberg und ihren Brüdern Peter, Theodor und Alexander. Die Baronesse Budberg heiratete später den Fürsten Viktor Gagarin. Die Tanzstunden fanden abwechselnd in der russischen Botschaft und in den

Tuilerien bei der Herzogin Tacher de la Pagerie statt, deren Gemahl Oberhofmeister des Hofes war. Unter unseren Tänzern, ganz jungen Leuten von 16 bis 20 Jahren, gab es viele, denen ich später im Leben noch oft begegnete. Da war Mita Benckendorff, dessen Mutter in zweiter Ehe den Marquis d'Asche geheiratet hatte und damals in Brüssel lebte. Sie kam aber oft nach Paris, um ihren Sohn zu besuchen, der dort erzogen wurde. Dann war da noch der kleine Charles Almeida, der morganatische Großsohn des Prinzen Karl von Bayern, den ich später oft als Legationssekretär in Petersburg wiedersah. Dann Graf Eugen von Waldner-Freudstein, der aus einer vornehmen elsässischen Familie stammte, und Alexander Apponyi, dessen Mutter eine Benckendorff war. Die jungen Mädchen waren: Ninette Aguado, spätere Herzogin von Montmorency, Mademoiselle de Bassano und Lady Mary Hamilton, spätere Fürstin von Monaco und jetzt Fürstin Festeticz.

Ein Intimus der Häuser Budberg und Tacher de la Pagerie war der preußische Legationsrat Graf Eberhardt zu Solms-Sonnenwalde. Über 45 Jahre alt, groß, schlank, blond, hatte er ein sehr vornehmes Äußere, tanzte vorzüglich und gesellte sich gern zu uns Allerjüngsten. Er tanzte oft mit mir, was mir sehr schmeichelte, und ich unterhielt mich viel lieber mit ihm als mit den anderen obengenannten jungen Tänzern. Wenn er sich mir näherte, bemächtigte sich meiner stets eine große Erregung, ich errötete, und die Budbergschen Kinder entdeckten bald, welchen Zauber Solms auf mich ausübte, und Neckereien wurden mir nicht erspart. Eines Tages trieben sie es so arg, daß ich in Tränen ausbrach. Darüber erschraken sie sehr und überließen mich meinem Schmerz, während sie in eine Ecke flüchteten und dort alles mögliche zu flüstern hatten. Als Graf Solms darauf kam, um mich zu einem Walzer auf-

zufordern, bemerkte er meine roten, geschwollenen Augen und fragte voller Teilnahme nach der Ursache meines Kummers. Ich wurde purpurrot, und meine Augen füllten sich wieder mit Tränen. Er hatte augenscheinlich längst die Gefühle bemerkt, die er mir einflößte, und das schmeichelte ihm und amüsierte ihn. Er war ganz besonders aufmerksam gegen mich, und ich kehrte getröstet und entzückt nach Hause zurück. Aber die ganze Nacht konnte ich kein Auge schließen.

Wochen vergingen, die Tanzstunden nahmen ihren Verlauf. Ich fuhr fort, Solms im stillen zu vergöttern, und er unterstützte meine wachsende Neigung durch verschiedene Aufmerksamkeiten, schickte mir Bonbons, brachte uns Theaterbillette, und schließlich verehrte er mir einen Fächer, den er selbst mit Guaschfarben gemalt hatte, und den ich mehr bewunderte als alle Meisterwerke der neuen und alten Zeit. Ich will hier noch etwas Näheres über ihn berichten.

Als jüngster Sohn einer zahlreichen Familie, deren Ältester das Majorat besaß, war er als Offizier ins Gardes-du-Corps-Regiment eingetreten, hatte Schulden gemacht und mußte das Regiment verlassen. Mittellos ging er darauf nach Dresden, um sich zum Maler auszubilden, lebte dort sehr ärmlich und verdiente seinen Lebensunterhalt dadurch, daß er Porträte malte. Einer seiner Onkel starb und hinterließ ihm ein kleines Legat; seine Angehörigen legten noch etwas hinzu, um ihm die Möglichkeit zu geben, die diplomatische Laufbahn zu ergreifen. Er war sehr tüchtig, sah gut aus, und sein alter Name sicherte ihm gute Verbindungen. Er machte schnell eine glänzende Karriere. In jener Zeit bestand die preußische Gesandtschaft in Paris nur aus sehr vornehmen Männern von hoher Geburt. Legationssekretäre in Paris waren damals Prinz Heinrich VII. von Reuß, Graf Solms, Graf Lynar und Graf Hatzfeld, der spätere Botschafter in London. Alle wurden am Hofe von Na-

poleon III. sehr bevorzugt, und der Flirt der Kaiserin mit dem Prinzen Heinrich VII. von Reuß war allgemein bekannt.

Eines Tages, als wir im Botschaftsgarten bei Budbergs Versteck spielten, was die Möglichkeit gab, sich von den anderen etwas abzusondern, sagte mir Graf Solms mit zärtlichem Blick: „Wenn ich Ihnen ein standesgemäßes Heim zu bieten hätte, oder Sie wären eine reiche Amerikanerin, wie die Bräute meiner Freunde Lynar und Hatzfeld, dann würde ich um Ihre Hand anhalten. Beim Gedanken, daß Sie einen anderen heiraten könnten, werde ich ganz wütend, und ich könnte den Betreffenden erdrosseln. Ach, hätte ich nur eine unabhängige Stellung mit einer gesicherten Existenz, dann würde ich Sie so gern zur Frau haben; und Sie, Kleine, würden Sie mich nehmen?"

Wenn ich jetzt in einer Entfernung von 58 Jahren darauf zurücksehe, so denke ich, daß das Ganze nur ein wunderlicher Einfall von ihm war. Aber damals, mit meinen 16 Jahren, verliebt, wie ich war, machte es mich glücklich, zu glauben, er hätte mir einen Heiratsantrag gemacht. Ich erwiderte ihm, ich würde nie einen anderen heiraten, und sollte ich hundert Jahre warten, bis er sich eine Ernennung und eine gesicherte Stellung geschaffen hätte.

Schlaflos verbrachte ich die ganze Nacht, und gegen Morgen bemächtigte sich meiner ein Gedanke, der unglaublich verwegen war und nur durch meine Jugend, Unerfahrenheit und Liebe entschuldigt werden kann. Ich nahm die Feder zur Hand und schrieb einen Brief an König Wilhelm. Ich hatte den König oft in Wildbad und Ems gesehen, wo er mehrmals meine Mutter besuchte.

Ich entsinne mich noch heute, trotz der langen, langen Zeitspanne, wie mein Herz schlug, als ich diesen Brief

schrieb. Sein Wortlaut war folgender: „Majestät, indem ich mich ehrfurchtsvoll vor Eurer Majestät verbeuge, möchte ich Eurer Majestät Worte in Erinnerung bringen. Majestät, als Sie in Wildbad Ihre Hände auf meinen Kopf legten, sagten sie: ‚Ich hoffe, dieses Kind wird glücklich sein.' Majestät, ich liebe einen Ihrer Untertanen, den Grafen Eberhardt Solms, und er liebt mich auch. Das einzige Hindernis zu unserer Verbindung, zu unserem Glück ist, daß wir beide kein Vermögen besitzen. Er sagte mir gestern, daß, wenn er eine unabhängige Stellung hätte, er mir einen offiziellen Heiratsantrag machen würde. Majestät, für Sie wäre es so leicht, uns zu unserem Glück zu verhelfen. Sie haben so viele Stellungen zu vergeben. Ernennen Sie ihn irgendwohin, wo es ihm möglich wäre, mit mir zu leben, und gestatten Sie mir, daß ich mich von jetzt ab unterzeichne als Euer Majestät getreue Untertanin. P. S. Weder er noch Mama wissen etwas von diesem Brief. Ich fürchte, sie werden sehr böse, wenn sie davon erführen, ich flehe Sie darum an, Majestät, verraten Sie mein Geheimnis nicht." Den nächsten Morgen, als ich in Begleitung meiner Kammerzofe ausging, beförderte ich den Brief und wartete nun auf das Ergebnis meines Unternehmens.

Zwei Monate vergingen, und ich fing an zu glauben, ja zu hoffen, daß jener Brief nie sein Ziel erreicht habe. Ich lebte in einem ewigen Fieber, nachdem ich der Stimme der Vernunft ihr Recht eingeräumt hatte und anfing zu verstehen, wie unpassend und vermessen meine Handlung gewesen war. Endlich besuchte uns eines Tages Graf von der Goltz, der preußische Gesandte in Paris, und brachte meiner Mutter ein Kuvert, das er für sie aus Berlin erhalten hatte. Das Kuvert enthielt zwei Briefe: einen an meine Mutter, den anderen an mich. Folgendes schrieb der König mir: „Liebes Kind, Ihr Brief

ist mir zu Herzen gegangen, ich bin glücklich, Ihnen heute sagen zu können, daß ich das Mittel gefunden habe, Ihr Glück zu machen. Ich konnte nicht früher antworten, denn es mußte überlegt und mit dem Grafen Bismarck besprochen werden. Ein neuer Posten als Geschäftsträger bei Kaiser Maximilian in Mexiko ist geschaffen worden. Dieser Posten wird dem Grafen Solms angeboten werden. Werden Sie glücklich, mein Kind. Ich küsse Sie herzlich. Wilhelm Rex."

Ich habe diesen Brief vom alten König immer aufbewahrt und las ihn von Zeit zu Zeit mit Rührung wieder. Unter den Sachen, die mir durch die Bolschewiken geraubt wurden, ist dieses Dokument, das die Herzensgüte und Seelenwärme des alten Königs so wunderbar zeigt, ein fühlbarer Verlust gewesen.

Graf Solms, der damals von Paris abwesend war, wurde nach Berlin befohlen, wo ihm der Posten angetragen wurde, den er freudig annahm. Aber bald darauf brach die Revolution in Mexiko aus, und Maximilian wurde erschossen. — Auf diese Weise war augenscheinlich alles ins Wasser gefallen. Ich selbst wurde schwer krank. Meine Mutter zürnte mir sehr wegen dieser Geschichte, besonders der Mangel an Vertrauen ihr gegenüber hatte sie verletzt. Ich schrieb offen darüber an meinen Vater, der nach Paris kam, sehr zärtlich und liebevoll gegen mich war und mich nach Petersburg nahm. Bald darauf kam ich an den Hof.

Fünfzehn Jahre später, schon seit einigen Jahren Witwe, verbrachte ich den Winter in Rom, da man meine jüngste Tochter nach einer Lungenentzündung in den Süden geschickt hatte. Ich wurde dort von vier verwandten Häusern aufs herzlichste empfangen. Väterlicherseits waren es die Chigi und Malatesta, und von seiten meiner Mutter der Herzog von Sermoneta und die Gräfin Thaida Rzewuska, welche

eine herrliche Wohnung auf der Piazza di Spagna innehatte und den besten Koch in Rom besessen haben soll.

In diesen vier Salons traf ich beständig mit Graf Eberhardt von Solms zusammen, der deutscher Botschafter in Rom war. Er zeigte sich außerordentlich herzlich gegen mich, besuchte mich oft, lud mich beständig zu Mittag ein und wollte auf jeden Fall meine Kinder malen. Eines schönen Tages machte er mir in aller Form einen Heiratsantrag, aber ich war nicht mehr die 16jährige; meine Unabhängigkeit gefiel mir zu gut, ich war damals begeistert für Rußland, liebte das Petersburger Leben über alles und wollte mein Vaterland nicht verlassen.

Auf diese Weise fand unser Roman seinen Abschluß. Trotzdem blieben wir die besten Freunde der Welt, und ich sah ihn jedesmal auf meiner Durchreise in Berlin, wo er sich niedergelassen hatte, nachdem er seines Botschafterpostens enthoben worden war. Er bewohnte in der Brückenallee ein sehr hübsches Heim und führte ein gastfreies, vornehmes Haus. Zum letztenmal sah ich ihn im Jahre 1913. Er lag im Sterben, war ans Bett gefesselt, aber doch sehr erfreut, mich wiederzusehen. Ich blieb zwei Stunden an seinem Bett, ich wärmte seine eiskalten Hände in den meinigen und verließ ihn erst, als er eingeschlafen war. Zwei Wochen darauf starb er.

Nach meiner Flucht aus Petersburg im Jahre 1919 traf ich bei der Gräfin Kotzebue-Pilar den Fürsten L., eine liebenswürdige, vornehme Persönlichkeit, ganz aus der alten Schule. Er war mit einer Nichte des Grafen Eberhardt Solms verheiratet. Von ihm erfuhr ich, daß er viel über mich von seinem Onkel gehört hatte. Einige Tage darauf brachte mir die Post ein Kuvert: es enthielt das Bild des Grafen Solms, des Schlosses Sonnenwalde und ein Päckchen ganz vergilbter

Briefe; ein verblaßtes Band, welches vor fast 60 Jahren blau gewesen war, hielt dieselben zusammen. Nachdem ich diese Briefe meiner ersten Jugend mit großer Bewegung durchgelesen hatte, verbrannte ich sie, einen nach dem andern.

Ich schließe mit den Dichterworten:

Les morts dorment en paix dans le sein de la terre,
Ainsi dorment en nous nos sentiments éteints;
Les reliques du coeur ont aussi leur poussière
Sur ces restes sacrés ne portons pas la main.

Hofdamen.

Vestales des palais, mi-nonnes, mi-bayadères,
Qui atisez vos feux à des romans anglais,
Vous assiégez les coeurs des puissants de la terre,
Et par eux bien souvent vos coeurs sont assiégés.

Diese Verse, die der reizende Salondichter Graf Fredro an uns Hofdamen richtete, schilderten ganz trefflich unsere Stellung bei Hof. Wie einst die Vestalinnen, waren auch wir außerordentlich strengen Regeln unterworfen, genossen aber gleichzeitig vollkommene Freiheit; diese Widersprüche findet man so häufig auch in anderen Dingen in unserem großen Reich.

Es war uns streng verboten, einen Herrn in unseren Gemächern zu empfangen, unsere nächsten Anverwandten ausgenommen. Andererseits durften wir uns aber frei, ohne jegliche Aufsicht bewegen. Ein Wagen stand Tag und Nacht zu unserer Verfügung, und ein Lakai in Hoflivree mußte uns als Paß und Schutz begleiten. Zu jener Zeit hatte der Hof ein ungeheures Ansehen, und ein Abglanz davon fiel auch auf alle, die ihm nahestanden.

Die regierende Kaiserin, Maria Alexandrowna, geborene Prinzessin von Hessen, hatte fünf Hofdamen. Es waren zwei Fräulein Bartenew — die dicke Pauline und die dünne Nadine —, wie man sie nannte, dann die anmutige Baronesse Nina von Pilar, die mit ihrer Tante, der Staatsdame Gräfin Tiesenhausen, im Winterpalais lebte. Die zwei jüngsten Hofdamen waren die Fürstin Mestschersky und Fräulein Sascha Schukowsky, alle beide Töchter von Dichtern. Der Vater der ersteren war der Dichter Elim Mestschersky, und der der zweiten der berühmte Dichter Schukowsky, welchem Kaiser Nikolaus I. die Erziehung seines Sohnes, des späteren Kaisers Alexander II., anvertraut hatte. Schukowsky brachte dieser Aufgabe sein ganzes warmes Herz und seinen aufgeklärten Geist entgegen. Er unterbreitete dem Kaiser sein Erziehungsprogramm, das mit folgenden Worten begann: „Die einzige Strafe, die ich für den Thronfolger zulasse, ist die Äußerung der Unzufriedenheit seiner Eltern, und die größte Belohnung für ihn muß in der Zufriedenheit derselben mit seinem guten Betragen liegen."

Die beiden Hofdamen, die Fürstin Mestschersky und Fräulein Schukowsky, die etwas älter waren als ich, empfingen mich sehr herzlich, und ich schloß mich mit der ganzen Offenheit meiner Jugend und mit dem Impuls meines Charakters ihnen an. Die Fürstin Marie Mestschersky war eine große Schönheit. Sie hatte etwas Orientalisches in ihrer Erscheinung, und ihre großen Samtaugen bezauberten alle Herzen. Sascha Schukowsky, eine Blondine mit großen blauen Augen, einer leuchtenden Gesichtsfarbe, hatte den germanischen Typus. Die eine war leidenschaftlich, die andere sentimental. Beide hatten einen außerordentlichen Erfolg, und die Verse von Fredro waren hauptsächlich ihnen gewidmet. Was mich anbetrifft, so war mein

Herz nicht frei, es war eine Festung, in der eine liebe Erinnerung gut Wache hielt.

Damals war ich ganz berauscht von meiner ersten Freiheit, war ich doch eben erst der Kinderstube entsprungen, und fühlte mich wie ein Leutnant bei seiner Beförderung. Ich verbrachte den größten Teil meines Lebens hoch zu Roß. Entweder begleitete ich die Großfürstin Konstantin, welche eine leidenschaftliche Reiterin war und ein „whip“ erster Güte, die mit großem Geschick einen Viererzug oder Tandem lenkte, oder wir ritten zusammen mit Sascha Schukowsky und Marie Meschtschersky in Begleitung der Adjutanten des Kaisers und der Großfürsten aus, was uns nicht verboten war, vorausgesetzt, daß sie die Schwelle unserer Tür nicht überschritten.

Ein Bindeglied zwischen Marie Meschtschersky und mir war noch das Haus der Fürstin Betsy Bariatinsky, in dem wir jeden Abend zusammentrafen. Marie Meschtschersky war die Nichte der Fürstin, ich diejenige des Fürsten im selben Grade. Die beiden Brüder Bariatinsky waren von sehr vornehmem Geschlecht, ungeheuer reich und gern bei Hof gesehen. Sie kommandierten die beiden ersten Garderegimenter, das Preobraschensky- und Chevaliergarderegiment. Ihre Salons waren die gesuchtesten. Vor zwei Jahren starb in Lausanne ihre Schwester, die Fürstin Léonille zu Sayn-Wittgenstein, im Alter von 104 Jahren. Ihr ältester Bruder, der Feldmarschall Fürst Alexander, ein intimer Freund Alexanders II., wurde zum Statthalter des Kaukasus ernannt, nachdem dort der Friede durch seine militärischen Maßnahmen hergestellt war. Die Schriftsteller jener Zeit schrieben ihm neben seinem persönlichen Mut großes strategisches Talent zu, und er galt auch als ein ausgezeichneter Administrator.

Meine älteste Cousine Bariatinsky, die eine zarte, ele-

gante Erscheinung mit sehr vornehmem Äußern war, heiratete später den Bruder des Ministers Iswolsky und nach dessen Tode ihren Vetter, den Fürsten Iwan Bariatinsky. Ihre Schwester, die kleine Betsy, war ein entzückendes Kind mit krausem Haar, dessen niedliches, originelles Gesicht jedermann gefiel. Sie heiratete den Grafen Paul Schuwalow, der jedoch bald starb, so daß sie sehr jung verwitwete. Wenn in den Friedensjahren die Hauptstadt von ihren glänzenden Festen und ihrer Wohltätigkeit sprach, so wurde ihr Name während des Krieges mit größter Anerkennung genannt; sie war unermüdlich in ihrer Tätigkeit in den Sanitätszügen. Tausende von Soldaten beherbergte und pflegte sie. Beim Ausbruch der Revolution mußte auch sie den bitteren Kelch der Undankbarkeit leeren.

Der Sohn des Hauses, mein Vetter Alexander Bariatinsky, ein eleganter, schöner Offizier der Chevaliergarde, großer Sportsmann, das Muster eines Edelmannes, war sehr befreundet mit mir und blieb es bis zu seinem Tode. Ich habe ihn wie einen Bruder beweint.

Die beiden Hofdamen, die blonde und die braune, flößten den Mächtigen dieser Welt große Leidenschaft ein. Die blonde dem Großfürsten Alexis, die brünette dem Thronfolger, dem zukünftigen Kaiser Alexander III. Er wollte sogar dem Thron entsagen, um sie zu heiraten. Aber seine Erklärung wurde von seinen Eltern nicht ernst genommen, und sie schickten ihn nach Dänemark. Von dort kam bald die Nachricht über seine Verlobung mit der Prinzessin Dagmar. Er hatte diesen Entschluß nicht zu bereuen, denn das vollkommenste Eheglück, das auf dem Throne so besonders selten ist, wurde ihm zuteil.

Die Fürstin Mestschersky mußte auch den Hof verlassen, und ihre alte Tante, die Fürstin Tschernyschow, nahm sie auf Reisen mit. In Paris lernte sie Paul Demidow Fürsten



Kaiserin Elisabeth von Österreich



Frau von Balzac, geborene Gräfin Rzewuska

San Donato kennen, der die beste Partie von Rußland war. Er verliebte sich sterblich in sie, machte ihr einen Antrag und wurde erhört. Ein Jahr darauf starb sie an der Geburt eines Sohnes, Elim, der heute russischer Gesandter in Griechenland ist. Ich konnte Elim nie ohne große Bewegung sehen, denn ich fand in ihm die schönen Züge und den Blick seiner Mutter wieder, die meine erste Freundin in Petersburg gewesen war. Er hat das poetische Talent seines Großvaters geerbt, und in seiner Gedichtsammlung „Egarements" (Verirrungen) findet man Gedichte von großer Gedankenfeinheit und Wohllaut.

Auch Fräulein Schukowsky mußte infolge ihres Romans den Hof verlassen. Der Großfürst Alexis machte, wie sein älterer Bruder, den Versuch, die Erlaubnis zur Heirat auszuwirken, erhielt sie jedoch nicht und wurde nach Amerika geschickt. Man hoffte, das würde ihn von seiner Leidenschaft ablenken. Aus ihrer geheimen Verbindung war ein Sohn entsprossen, der den Namen Graf Beliowsky erhielt und von seinem Vater anerkannt wurde. Er heiratete eine Fürstin Trubetzkoy, eine Tochter der Fürstin Lison Trubetzkoy (der Freundin von Gortschakow und Thiers). Sascha Schukowsky heiratete später einen Offizier des sächsischen Gardereiterregiments, Baron von Woehrmann, und starb 15 Jahre darauf in Wiesbaden.

Spazierritt mit der Kaiserin von Österreich.

Im Jahre 1869 war ich mit der Großfürstin Konstantin in Gmunden. Die Großfürstin befand sich dort als Gast ihres Schwagers, des Königs von Hannover. Da sie die

offizielle Medizin nicht liebte und mehr geneigt war, sich durch Quacksalber behandeln zu lassen, dachte sie daran, nach Mariabronn in Bayern, einem ganz in den Bergen versteckten Dörfchen, zu fahren, in dem eine Bäuerin Wunderkuren mit Kräutern und magischen Worten vollzog. Man hatte der Großfürstin erzählt, daß die Kaiserin von Österreich sich an die „Wunderfrau" gewandt und diese die Schmerzen erleichtert hätte, an denen die Kaiserin litt.

Eines Morgens ließ die Großfürstin mich kommen und übergab mir einen Brief, indem sie sagte: „Ich werde dich nach Ischl schicken." (Da sie mich von Kindheit an kannte, duzte sie mich). „Ich bitte meine Cousine, die Kaiserin Elisabeth, dich zu empfangen und dir eine mündliche Antwort auf die Frage, die ich an sie richte, zu geben; denn ich weiß, wie ihr das Schreiben widerstrebt." Ich war um so mehr von diesem Auftrag entzückt, als er mir die Gelegenheit bot, meine Tante, die Fürstin Variatinsky zu besuchen, die sehr gut zu mir war und die ich sehr liebte.

Die Großfürstin Konstantin war immer leidenschaftlich für alles interessiert, was sich auf die österreichische Kaiserin bezog. Es mag sein, daß auch etwas weibliche Eifersucht mit dabei im Spiel war, denn die Schönheit der Kaiserin wurde häufig gerühmt. So fragte die Großfürstin oft: „Sind meine Haare ebenso schön wie diejenigen der Kaiserin? Finden Sie nicht, daß wir ganz dieselbe Haltung haben?"

Ich erinnere mich auch, daß sie eines Tages den Generaladjutanten von Stürler ausfragte, der sehr begeistert aus Wien, wo er sich in einer Mission bei Kaiser Franz Joseph aufgehalten hatte, zurückkehrte. „Wer ist schöner, die Kaiserin von Österreich oder ich?" General von Stürler zögerte einen Augenblick, antwortete aber dann mit Zuversicht: „Wenn die Kaiserin Elisabeth die schönste Frau

der Erde ist, so sind Eure kaiserliche Hoheit die schönste Prinzessin hienieden!" Die Großfürstin schien mit dieser Erklärung zufrieden zu sein.

In Ischl angekommen, tat ich gleich die nötigen Schritte, und da die Gräfin Benckendorff, eine geborene Prinzessin Croy, die intim am österreichischen Hof verkehrte, mir behilflich war, wurde meine Audienz schon für den nächsten Tag bestimmt.

Mich tief vor der Kaiserin verbeugend, übergab ich ihr den Brief. Während sie von dem Inhalt desselben Kenntnis nahm, ließ ich meine Augen auf ihr ruhen. Sie war ohne Frage eine der strahlendsten Schönheiten, die je gelebt haben. Ein Wald von dunklem Haar beschattete ihre Stirn und war wie ein Diadem auf ihrem Haupte. Ihre Augen hatten einen außerordentlichen Glanz, und die banale Phrase „leuchten wie Sterne" gibt gerade den Eindruck wieder, den ihre Augen machten. Während sie den Brief las, nahmen ihre Züge einen harten, unangenehmen Ausdruck an. Sie zerknitterte das Papier mit nervöser Hand und sagte mir in einem heftigen, ganz unfreundlichen Ton: „Ich verstehe nicht, weshalb meine Cousine sich an mich wendet, um Auskunft über die Wunderfrau zu bekommen; ich weiß von ihr nicht mehr als sie selbst, und ich habe nichts Besonderes darüber zu sagen." Während sie dies sagte, schien die Kaiserin sehr erregt zu sein. Ich wurde sehr rot und zitterte, ich fühlte Tränen in meinen Augen aufsteigen. Als sie mich so betroffen sah, hatte die Kaiserin wohl Mitleid mit der armen kleinen Hofdame und fragte mich in milderem Ton: „Nun, wie verbringt man die Zeit in Gmunden?"

Ich antwortete zaghaft, daß der größte Teil des Tages mit Reitausflügen verbracht werde, worauf die Kaiserin sich dafür interessierte, wer sich an diesen Reit-

4*

partien beteiligte. Dann fragte sie mich, ob ich gern reite. „Lieber als alles auf der Welt", sagte ich aufrichtig. „Haben Sie Ihr Reitkleid mit?" „Es ist in Gmunden geblieben, Majestät." — „Also gut, so lassen Sie es kommen, und ich lade Sie übermorgen zu einem Spazierritt ein. Können Sie früh aufstehen? Ich verlasse das Haus um 5 Uhr morgens. Ich werde Ihnen ein Pferd und einen Groom ins Hotel schicken." Und sie verabschiedete sich mit einem Kopfnicken.

Nach Hause zurückgekehrt, schrieb ich an die Großfürstin Konstantin, ich gab mir aber Mühe, den Eindruck, den ihre Bitte hervorgerufen hatte, zu mildern, sprach von der Einladung zum Spazierritt und dankte für die Ehre, die die Kaiserin mir erwies, indem ich diese Ehre ihrer Person zuschrieb.

Als Kaiserin Elisabeth in der Frühe heraustrat, saß ich bereits im Sattel; sie musterte mich mit den Augen und sagte mir: „Weshalb halten Sie das Gebiß? Nehmen Sie doch alle vier Zügel in die Hand. Sie wiegen sonst zu schwer auf dem Maul des Pferdes." Ihr Ton hatte wieder etwas Hartes, Herrisches.

Ich muß hier zu meiner größten Beschämung gestehen, daß ich mich für eine sehr gute Reiterin hielt. Ich ritt seit meiner Kindheit, hatte Reitstunden bei vorzüglichen militärischen Fachleuten genommen; war die Schwester von Kavallerieoffizieren, einer meiner Brüder war Offizier der Garde zu Pferde, der andere Husar, beide vollendete Reiter, und der Stall des Großfürsten Konstantin galt als einer der besten der Welt; an seiner Spitze stand General Bibikow, einer der größten Kenner in allem, was Pferde und Reitkunst betrifft. Er hatte mir oft gute Ratschläge gegeben und mir häufig sein Lob erteilt.

Aber unsere russische Schule war ganz anders als die österreichische, unsere Pferde waren anders gezäumt und nach einer anderen Methode dressiert. Es genügte mir, zu sehen, wie die Kaiserin mit ihrem Pferde verwachsen war, wie sie das Tier lenkte, um zu begreifen, daß ich nichts verstand. Die wenigen Worte, die sie während unseres Spazierritts an mich richtete, betrafen ausschließlich die Psychologie des Pferdes, von dem sie wie von einem menschlichen Wesen sprach. Sie erklärte seine Ausdauer, seine Schwächen und seine Gefahren. Sie eröffnete eine Welt von Kenntnissen, die mir verschlossen war. Von diesem Morgen an wurde ich bescheiden und blieb es für immer.

Als wir an einen breiten Graben kamen, setzte sie mit Leichtigkeit darüber hinweg. Ich nahm ihn nach ihr. Sie sah sich um und sagte: „Sehr gut." Niemals hat mich ein Lob so sehr beglückt wie diese knappen Worte. Wir nahmen noch verschiedene Hindernisse und, heimgekehrt von diesem langen Spazierritt, sagte die Kaiserin, bevor sie mich verabschiedete, lächelnd zu mir: „Vergessen Sie alles, was man Sie gelehrt hat, und Sie werden sehr gut reiten." Und sie reichte mir die Hand.

Ich sollte sie niemals wiedersehen. Nach Gmunden zurückgekehrt, bekam ich bald die Erklärung ihrer schlechten Stimmung. Der Feldmarschall-Leutnant von Reischach, der dem König von Hannover zugeteilt war, und Graf Edmund Zichy, ein ungarischer Magnat, häufiger Gast der königlichen Tafel in Gmunden, erzählten beide am selben Tage, daß die Kaiserin wirklich die Wunderfrau in Mariabronn heimlich, gegen den Willen ihrer Schwiegermutter, der Erzherzogin Sophie, und trotz des Widerspruchs ihrer Umgebung besucht habe. Eine Wiener Zeitung hatte etwas über diese Zusammenkunft gebracht, es kam eine halbamtliche Berichtigung, und die Kaiserin war ganz be-

sonders empfindlich gegen alles, was mit dieser Angelegenheit zusammenhing.

Ehe wir Ischl verließen, richtete die Kaiserin eine Einladung an die Großfürstin, sie in Schönbrunn zu besuchen, und ich freute mich bei dem Gedanken an das Glück, die schöne Kaiserin wiederzusehen. Aber das Schicksal entschied anders. Als wir am bestimmten Tage in Schönbrunn ankamen, war die Kaiserin nicht da. Eine Unpäßlichkeit hatte sie in Ungarn zurückgehalten. In Abwesenheit ihrer erlauchten Mutter machten Erzherzogin Gisela, ein schönes junges Mädchen von 14 Jahren, und ihr Bruder, der 12jährige Erzherzog Rudolf, auf das reizendste die Honneurs in Schönbrunn. Erzherzogin Gisela hatte als Erzieherin eine französische Marquise, die, soviel ich weiß, noch leben soll. Der kleine Erzherzog war in Begleitung eines Rittmeisters, Baron von Walterskirchen, dessen Bruder österreichischer Botschaftsrat in Petersburg war.

Seitdem hörte ich nur zufällig von der Kaiserin Elisabeth sprechen; die Österreicher liebten sie nicht, die Ungarn dagegen vergötterten sie. Ihre Vorliebe war, wie es scheint, ganz auf seiten der letzteren. Ihr Wesen neigte zur Opposition und vertrug nur schlecht den Zwang der Etikette, widerstand mit Heftigkeit der damals so mächtigen klerikalen Partei; ihre Liebe zur Natur hatte sich in Menschenscheu gewandelt, ihre Liebhaberei zum Reisen war zu einem unsteten Herumschweifen ausgeartet. Es wurde ihr zum Vorwurf gemacht, daß sie in einem fort den Aufenthalt wechselte, auch nahm man ihr ihre Bauwut übel, die enorme Summen verschlang. Sie hatte diese Liebhaberei gemeinsam mit König Ludwig II. von Bayern. Sie beschäftigte sich viel mit Sprachstudien, und der Professor der griechischen Sprache, der immer in ihrer Umgebung war, hat Veranlassung zu vielen Verleumdungen gegeben, ebenso

wie die berühmte Schulreiterin aus dem Zirkus Renz, mit der die Kaiserin hohe Schule ritt.

„Das einzige, was ich von den Menschen erbitte, ist, daß sie mich in Ruhe lassen sollen", sagte die Kaiserin oft. Und gerade dies ist das einzige, was diejenigen, die auf der Höhe der sozialen Leiter stehen, nicht von den Menschen erbitten dürfen. Die Menschen werden ihnen manchmal Ergebung, Treue, Aufopferung, öfter jedoch Undankbarkeit, Niedrigkeit, Ungerechtigkeit, aber niemals Gleichgültigkeit entgegenbringen.

Man erzählte, die Kaiserin habe Nietzsche und Schopenhauer ins Neugriechische übersetzt; ihre Bewunderung für Heine ging so weit, daß sie ihm ein Denkmal auf ihrer Besitzung Achilleion auf der Insel Korfu setzte und eine verkleinerte Nachbildung desselben immer auf Reisen mitnahm.

Im Jahre 1898 war ich mit meiner Schwester in Nauheim; die Kaiserin von Österreich hatte diesen Badeort gerade verlassen, um sich in die Schweiz zu begeben. Professor Schott, der sie behandelt hatte, war auch unser Arzt und Freund. Er konnte nicht genug über den Liebreiz, die Schönheit und Klugheit seiner erlauchten Patientin erzählen und war glücklich und stolz über den Erfolg seiner Behandlung.

Eines Tages, ich glaube am 10. September, kam Professor Schott schluchzend zu uns. Er hielt ein Blatt in der Hand. Es war ein Telegramm aus Genf, welches die Mitteilung brachte, daß der Dolch eines Anarchisten das Herz der Kaiserin durchbohrt hatte. „Dieses Herz, das die Bäder von Nauheim so gestärkt hatten", setzte der Professor schmerzlich hinzu.

An einem meiner letzten Aufenthalte in Wien besuchten mich Fürst Hugo Dietrichstein, der Gemahl der schönen und sympathischen Fürstin Olga Dolgoruki, und General Graf

Üxküll. Ich weiß nicht, wie wir darauf kamen, von der Kaiserin zu sprechen, und ich äußerte den Wunsch, ihr Grab zu sehen. Sie schlugen mir vor, mich in die Kapuzinerkirche zu geleiten. Ich kniete in der Kirche vor dem Sarg, der die sterblichen Überreste dieser unglücklichen Fürstin barg. Sie ruhte zwischen einem Selbstmörder, ihrem Sohn Rudolf, und einem Ermordeten, ihrem Schwager Maximilian.

Drei Dramen der Geschichte!

Queretaro — Meyerling — Genf.

In diesem Augenblick vergaß ich, daß ich mich in der dunklen Gruft der Habsburger befand. Erleuchtet durch einen Sonnenstrahl, sah ich die Kaiserin vor mir, hoch zu Pferde, wie ich sie im Walde von Ischl gesehen hatte; als unerschrockene Reiterin mit einem letzten Aufschwung nahm sie das letzte Hindernis, das sie von der Ewigkeit trennte! . . .

Die Großfürstin Helene.

Die Gesellschaft der Zeit, von der ich spreche, der Zeit meiner Jugend, war sehr exklusiv und verhältnismäßig wenig zahlreich. Nur eine geringe Anzahl von Häusern der alten Adelsfamilien hatten das Vorrecht, den Hof bei sich zu empfangen. Die kaiserliche Familie bestand damals nur aus dem Kaiserpaar, dem Thronfolger und seiner Gemahlin, der Großfürstin Helene (Tante des Kaisers), dem Großfürsten Konstantin (Bruder des Kaisers) und seiner Gemahlin. Außerdem ist noch der Großfürst Nikolaus der Ältere zu nennen, dessen Gemahlin für die Gesellschaft jedoch nicht in Betracht kam, da sie ganz in religiösen Interessen aufging und nur Bischöfe, Priester und Mönche empfing.

Es waren wohl nicht mehr als 20 Häuser, in denen die kaiserliche Familie verkehrte. Zu ihnen gehörten die zwei Familien Bariatinsky, die Fürstin Kotschubey (intime Freundin der deutschen Kaiserin Augusta, der Gemahlin von Kaiser Wilhelm I.), der Fürst und die Fürstin Simon Woronzow, die Apraxins, die Schuwalows, der Graf und die Gräfin Adlerberg (kaiserlicher Hausminister), der Graf und die Gräfin Stenbock-Fermor, der Bruder meiner Großmutter Graf von der Borch (Oberzeremonienmeister), der mit einer Gräfin Laval verheiratet war (sie stammte von einer französischen Emigrantenfamilie ab und besaß einen der schönsten Paläste an den Ufern der Newa), der Graf und die Gräfin Orlow-Dawydow (geborene Fürstin Bariatinsky) und späterhin der Graf und die Gräfin Woronzow-Daschkow. Letzterer war ein intimer Freund von Alexander III., und sein Haus war besonders bei der Jugend beliebt, deren Abgott er war. Dann möchte ich noch dreier baltischer Familien erwähnen, die hohe Stellungen bei Hofe einnahmen und durch ihre Heiraten nah mit der russischen Aristokratie verbunden waren: die Meyendorffs, Pahlens und Lievens, Fürsten und Barone.

Der geistige Mittelpunkt der russischen Hauptstadt war unbedingt der Hof der Großfürstin Helene. Sie war eine Prinzessin von Württemberg und Witwe des Großfürsten Michael, des Bruders des Kaisers Nikolaus I. Sie lebte abwechselnd in ihrem reizenden Schloß von Kamenoy Ostrow auf den Inseln, in ihrem herrlichen Heim in Oranienbaum, den Winter verbrachte sie im Michael-Palais. Dieses ist einer der größten und prunkvollsten Paläste der Hauptstadt, in dem jetzt das Museum Alexanders III. untergebracht ist. In allen diesen drei Residenzen übte sie in gleicher Weise ihre Gastfreundschaft aus und beschränkte diese nicht nur auf die Hofkreise und den Adel, sondern zog alles,

was Petersburg an Geistesgrößen besaß, in ihren Bann. Politiker, Künstler, Gelehrte waren gleich gern gesehene Gäste an ihrer Tafel. Sie hatte auf ihren Neffen, Alexander II., großen Einfluß und nahm persönlichen Anteil an der Befreiung der Leibeigenen. Wegen ihrer liberalen Ansichten wurde sie von den Konservativen jener Zeit die rote Tante genannt. Man hat ihr mehrere große Stiftungen, die unter dem Namen der Großfürstin Helene bekannt sind, zu verdanken, so z. B. das Konservatorium, das so viele große Musiker ausgebildet hat, und den Mutterschutz, eine groß angelegte Wohltätigkeitsanstalt, die von ihr reich unterstützt wurde.

Alle großen Politiker ihrer Zeit, wie Fürst Gortschakow, Juri Samarin, der Finanzminister von Reutern, Fürst Tscherkassky, Walujew, Pobiedonoszew, der berühmte Oberprokureur des Heiligen Synods, Fürst Dimitri Obolensky, Graf Alexander Keyserling, der berühmte Gelehrte Karl Ernst von Baer, der Theologe Ossinin verkehrten rege bei ihr, ja waren ihre täglichen Gäste. Alle Empfänge der Großfürstin Helene zeichneten sich immer durch geistigen Gehalt aus, und die Unterhaltung war niemals oberflächlich. Man hatte die Gelegenheit, Koni und Spassowitsch zu hören, zwei junge Kriminalisten von großer Zukunft, vorzügliche Redner, die einige Male aufgefordert wurden, über interessante Prozesse Bericht zu erstatten, oder ein Reisender, der gerade von Tibet oder aus Indien zurückkehrte, sprach über seine Erlebnisse und Forschungen, der geniale Rubinstein ließ sich am Klavier hören, die beliebten Künstler des französischen oder deutschen Theaters (letzteres wurde von Alexander III. aufgelöst) führten ein Stück auf, oder ein Kostümfest ließ eine längst entschwundene Zeit wieder aufleben. Zuweilen wurde auch „Sekretär" gespielt, meistens beteiligten sich daran die Frau

des portugiesischen Gesandten, Gräfin Moira, der französische Botschafter Baron Charles de Talleyrand, Herr Scherebzow, Graf Fredro und die Großfürstin selbst, die sich durch geistessprühenden Witz auszeichnete. Kaiser Alexander II., voll Ehrerbietung gegen seine Tante, liebte diese Geistesspiele, nahm aber keinen persönlichen Anteil an denselben. Er lächelte sanft, und es amüsierte ihn, die witzigen Einfälle zu hören, die auf den kleinen Papierzetteln zum Vorschein kamen, Bosheit und Zweideutigkeit waren aber bei diesen Spielen verpönt.

Ich entsinne mich einer ganzen Reihe von Leseabenden im Michael-Palais, an denen Editha von Rahden das Buch der Baronin von Oberkirch vorlas. Diese hatte den Kaiser Paul nach Versailles begleitet, wohin er als Thronfolger mit seiner Gemahlin unter dem Namen Graf und Gräfin du Nord gereist war. Dieses Buch bot lebhafte, ausführliche Schilderungen über Ludwig XVI. und Marie Antoinette und war im Auftrage der Großfürstin Helene aus dem Deutschen ins Französische übersetzt worden. Die Berichte interessierten Kaiser Alexander in solchem Maße, daß er keinen einzigen Leseabend versäumte.

Die Großfürstin zeigte meinem Vater großes Wohlwollen und hatte ihren Schutz auch auf mich übertragen; sie war es auch, die meinen Eintritt zum Hofe begünstigte. Ihre Tochter, die Großfürstin Katharina, verheiratet mit dem Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, bewohnte das entzückende Chinesische Palais in Oranienbaum, das ein Wunderwerk der Kunst und des Geschmackes des 18. Jahrhunderts darstellt. Es ist oft beschrieben worden, und daher unterlasse ich die Wiederholung. Es sind spezielle Albums erschienen, um auch weiteren Kreisen diesen Tempel, den die Autokratie zu Ehren der Kunst errichtet hat, zugänglich zu machen. Auch in Oranienbaum wurde ein großes

Haus gemacht. Unter den Ausländern waren es hauptsächlich General von Schweinitz und Prinz Heinrich VII. Reuß, welche zu den Intimen des herzoglichen Paares gehörten, ebenso wie Prinz Ludwig von Arenberg, österreichischer Militärattaché, dessen Bruder, Prinz August von Arenberg, der Chef des französischen Zweiges dieses Namens ist. Prinz Ludwig von Arenberg wurde von zwei Bauern ermordet, die in seiner Küche angestellt waren. Gleich den sizilianischen Banditen waren auch sie am Morgen zuerst in die Kirche gegangen, um eine Messe lesen zu lassen und die Mutter Gottes zu bitten, ihr furchtbares Vorhaben zu segnen. Diese Gläubigen waren die würdigen Vorfahren der Bolschewiken.

Die Großfürstin starb gegen 1875, und mit ihr verschwand eine der edelsten Gestalten jener Zeit. Ihre Großtochter, die Prinzessin Helene von Altenburg, hat die Familientradition fortgesetzt, indem sie ihr Augenmerk besonders auf die Musik und Wohltätigkeit richtete. Auch sie muß jetzt das bittere Brot der Verbannung essen.

Großfürst Nikolaus Konstantinowitsch.

„Geheimnisvolle Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts", so lautet der Titel eines Buches von Karnowitsch. Es behandelt Gestalten, über deren Ursprung und Wirken die Meinungen geteilt sind und über die noch vieles unaufgeklärt geblieben ist, wie z. B. Cagliostro, der falsche Demetrius, der Chevalier d'Eon, die Fürstin Tarakanowa und andere.

Ich möchte meinerseits über eine Persönlichkeit berichten, die ich von ihrer Kindheit an gut kannte und der

die zukünftigen Historiker mehr einen Platz im Reich der Legende als in der Geschichte einräumen werden. Ich spreche vom Großfürsten Nikolaus Konstantinowitsch, der im vergangenen Jahre, nach 30jähriger Verbannung nach Sibirien und Buchara, gestorben ist. Über diesen Fürsten herrschen die widersprechendsten Meinungen; die einen halten ihn für das Opfer seiner liberalen Ideen, die anderen schreiben ihm die furchtbarsten Verbrechen zu, die dritten halten ihn für einen Philanthropen und Gelehrten. Jedenfalls ist es Tatsache, daß die Sarten ihn als Wohltäter ihres Landes verehren, denn er hat den größten Teil seines Vermögens dazu benutzt, riesige Bewässerungsanlagen zu errichten, wodurch er die ganz verdorrten Ebenen von Ferghan in fruchtbares Land wandelte.

Er war der älteste Sohn des Großfürsten Konstantin; ich habe schon von ihm in meinen „Erinnerungen" gesprochen und kannte ihn noch als Knaben in Warschau. Mein erster Eindruck von ihm gleich nach meinem Eintritt bei Hofe war folgender: Es war im Sommer 1865 in Pawlowsk. Ich wurde durch ein wütendes Hundegebell geweckt, zwischendurch vernahm man ein verzweifeltes Blöken. Ich lief zum Fenster und sah folgendes Bild. Ein armes, kleines Lämmchen war an einen Baum des Parkes gebunden, und der Großfürst Nikolaus Konstantinowitsch hetzte mit seiner Peitsche drei große Bulldoggen auf das unglückliche kleine Tier. Ganz zitternd lief ich zu meiner älteren Gefährtin, der Gräfin Komarowsky. Sie war ebenso empört wie ich und stürzte zum Oberst Mirkowitsch, dem Erzieher des Großfürsten. Als dieser auf der Unglücksstelle erschien, lag das arme Lamm blutend auf der Erde, und der junge Großfürst schien sehr befriedigt von seiner Tat zu sein. Auf die Vorstellungen des Obersten zuckte er nur mit den Schultern. Damals war der Großfürst Nikolaus

Konstantinowitsch ein sehr schöner Jüngling mit eleganten Manieren, ein guter Musiker und besaß eine herrliche Stimme. Er lernte sehr gut und wurde von seinen Eltern sehr verwöhnt, besonders von seiner Mutter, die außerordentlich stolz auf ihn war.

Die Jahre vergingen. Die Großfürstin Konstantin machte den Versuch, ihren Sohn mit der schönen und reizenden Prinzessin Friederike von Hannover zu verheiraten, aber diese hatte eine leidenschaftliche Liebe zum Adjutanten ihres Vaters, dem Baron Pawel von Rammingen gefaßt, mit dem sie sich später vermählte.

Ich selbst heiratete den Grafen Nikolaus Kleinmichel, der Oberst im Preobraschensky-Garde-Regiment war, und sah den Großfürsten Nikolaus Konstantinowitsch nur noch sehr selten. Er war ein Kunstmäzen geworden und gab unter Leitung des Museumsdirektors Grigorowitsch große Summen für Bilder und Antiquitäten aus. Man sprach viel über sein Verhältnis zu der amerikanischen Kokotte Fanny Lear, die ein sehr interessantes Buch über diese Zeit geschrieben hat.

Meine Schwester nahm nach meiner Verheiratung meine Stellung bei der Großfürstin Konstantin ein und war im Begriff, mit derselben nach Stuttgart zur Hochzeit der Großfürstin Wera mit einem Prinzen von Württemberg zu reisen. Als sie kam, um sich von mir zu verabschieden, erzählte sie mir, im Marmorpalais seien drei große Diamanten, die das Heiligenbild schmückten, das Kaiser Nikolaus I. seiner Schwiegertochter geschenkt hatte, mit einem scharfen Instrument entfernt worden. Der Hof und die Dienerschaft gerieten in Aufregung. Niemand und jedermann wurde verdächtigt, die Polizei hielt sich ununterbrochen im Schlosse auf. Eine große Belohnung wurde ausgesetzt, um den Verbrecher zu ermitteln. Das Heiligenbild befand sich im

Zimmer der Großfürstin, wo nur die Ärzte, die Kammerfrauen und die beiden ersten Kammerdiener Zutritt hatten. Die Großfürstin reiste nach Stuttgart ab, und das Drama entrollte sich bald.

An der Spitze des Polizeidepartements stand damals einer der hervorragendsten Männer Rußlands: Graf Peter Schuwalow, der am Berliner Kongreß teilgenommen hatte. Er war ein Mann von hervorragendem Scharfblick und angenehmen Umgangsformen, dabei sehr wohlwollend und immer hilfsbereit. Ich habe nie gehört, daß er jemand ein Unrecht zugefügt hätte. Es bestand aber schon seit langem, wegen politischer Meinungsverschiedenheiten, ein Groll zwischen dem Großfürsten und dem Grafen Schuwalow. Graf Schuwalow war für die Notwendigkeit eines Anschlusses an Deutschland, der Großfürst, ein Slawophile, haßte die oberen Gesellschaftsschichten und war demokratisch, wie es Prinzen oft zu sein pflegen, die die Gleichheit für alle wünschen unter der Bedingung, daß sie selbst ihre Vorrechte behalten dürfen. Dabei fällt mir eine Auseinandersetzung dieser beiden Staatsmänner ein, die während einer Reichsratssitzung stattfand. Es war die Rede von den baltischen Provinzen. Der Großfürst unterstützte die Russifizierung bis aufs Äußerste, Schuwalow vertrat den entgegengesetzten Standpunkt. Als die Sitzung aufgehoben wurde, sagte der Großfürst giftig: „Auf Wiedersehn, Herr Baron"; Graf Schuwalow verbeugte sich tief und antwortete, nicht weniger giftig, auf polnisch: „Do vidzenia, yasnie welmozny pan!" (Auf Wiedersehn, erlauchter, mächtiger Herr.) Eine Anspielung auf die politische Rolle, die die öffentliche Meinung zu Unrecht dem Großfürsten im Jahre 1862 in Polen zuschrieb.

Nach dem Diebstahl im Marmorpalais kam Schuwalow

zum Großfürsten. Wie er mir persönlich sagte, waren seine Absichten die besten und wohlwollendsten. Er wußte nur zu gut, daß er ein Vaterherz brechen würde, und seine Seele war von Mitleid erfüllt. Mit der möglichsten Schonung, wenn überhaupt bei einer solchen Eröffnung von Schonung die Rede sein kann, teilte er dem Großfürsten mit, daß die Polizei die Überzeugung habe, die Diamanten seien von Nikolaus Konstantinowitsch entwendet worden. Er fügte hinzu, daß die Angelegenheit um jeden Preis vertuscht werden müsse und daß er bereits jemand gefunden habe, der einverstanden sei, für eine größere Summe Geldes die Schuld auf sich zu nehmen. Er flehe den Großfürsten an, Vertrauen zu ihm zu haben und ihm zu helfen, jeden Skandal zu vermeiden. Der Großfürst verkannte die guten Absichten des Grafen Schuwalow und beschimpfte ihn, indem er sagte: „Sie haben dies alles nur erfunden, um Verleumdungen gegen meinen Sohn zu verbreiten, Ihre Rachsucht will ihn entehren. Ich werde Nikolaus rufen lassen, wagen Sie es in seiner Gegenwart diese Beschuldigung zu wiederholen.“ Schuwalow wurde auch heftig und wiederholte vor dem Großfürsten Nikolaus die Anklage. Dieser spielte den Empörten, wurde sehr ausfallend gegen Graf Schuwalow, und letzterer verließ das Arbeitszimmer des Großfürsten, um es nie wieder zu betreten.

Fast zur selben Zeit verhaftete man den Kapitän Werpochowsky, den Adjutanten und unzertrennlichen Begleiter von Nikolaus Konstantinowitsch, der ein Wüstling und das Verhängnis des Großfürsten war. Nach einigem Leugnen gestand er, daß der Großfürst ihm die Diamanten übergeben habe, mit dem Auftrage, sie am selben Abend nach Paris zu bringen.

Alexander II. wurde von der Angelegenheit unterrichtet, es war nicht mehr möglich, dieselbe zu verheimlichen. Man

setzte eine Kommission unter dem Vorsitz des Grafen Adlerberg ein, und diese beschloß, den Großfürsten für geisteskrank zu erklären und gleichzeitig — durchaus nicht folgerichtig — ihn seiner militärischen Würden zu entkleiden, seines Amtes als Ehrenchef seines Regiments zu entheben und ihm die Verwaltung seines Vermögens zu entziehen. Eine große Anzahl von Ärzten und Offizieren wurde mit seiner Bewachung beauftragt, und da sie alle pekuniär sehr gut gestellt waren, lag es in ihrem Interesse, daß keine Änderung getroffen würde.

Ich hatte Gelegenheit, einige Zeilen zu lesen, die der Beschuldigte geschrieben und auf dem Tische liegengelassen hatte. Dieser Zettel war von Kommission zu Kommission gegangen, und man wollte in ihm den Beweis seiner geistigen Umnachtung sehen. Es war ein unbeendigtes Gesuch, das mit den Worten anfing: „Bin ich wahnsinnig, oder bin ich ein Verbrecher? Wenn ich ein Verbrecher bin, dann richtet mich, verurteilt mich; wenn ich wahnsinnig bin, dann heilt mich, aber gebt mir einen Schimmer Hoffnung, eines Tages wieder in das Leben und die Freiheit zurückkehren zu können. Das, was ihr tut, ist grausam und unmenschlich."

Aber über seinem Haupte sammelten sich dunkle Wolken. Unvorsichtige Worte, die er ausgesprochen hatte, wurden dem Kaiser Alexander II. hinterbracht und von diesem als Beweis seiner revolutionären Ideen aufgefaßt. Man entschloß sich, ihn nach Sibirien zu schicken, und das wachthabende Personal wurde noch verstärkt. Immer häufiger kamen Klagen und aufregende Nachrichten. Er soll im Laufe eines Gespräches bei Tisch gesagt haben: „Ich werde den heiligen Andreasorden anlegen und ins Volk (w narod) gehen, und das Volk wird sich erheben und mich schützen." Man nahm ihm sofort den St.-Andreas-Orden ab und schickte ihn nach Zentralasien. Im Jahre 1881 starb Kaiser Alexan-

der II., und Alexander III., der immer eine Antipathie gegen seinen Vetter gehabt hatte, bestieg den Thron.

Die Großfürstin Konstantin erhielt einen Brief von ihrem Sohn, in dem noch ein zweiter an den neuen Kaiser eingeschlossen war, folgenden Inhalts: „Majestät, gestatten Sie mir, wenn auch in Ketten gefesselt, meine Ehrfurcht vor der Asche meines vergötterten Herrschers zu bezeigen zu dürfen und ihn fußfällig um Verzeihung für mein Verbrechen anzuflehen. Ich werde darauf ohne zu murren an den Ort meiner Verbannung zurückzukehren. Ich flehe Eure Majestät an, diese Gnade nicht abzuschlagen dem unglücklichen Nikola."

Die Großfürstin, die mich von Zeit zu Zeit kommen ließ, um mit ihr zu plaudern, zeigte mir unter Tränen diesen Brief und die Antwort des Kaisers Alexander III. an seinen Vetter. Dieser lautete: „Du bist nicht würdig, vor der Asche meines Vaters, den Du so tief gekränkt, zu knien. Vergiß nicht, daß Du uns alle mit Schande bedeckt hast. Solange ich lebe, wirst Du Petersburg nicht wiedersehen." Dann zeigte mir die Großfürstin noch einen Zettel in französischer Sprache, den Alexander III. ihr zugeschickt hatte. „Liebe Tante Sanny, ich weiß es. Sie werden mich sehr hart finden, aber Sie wissen nicht, für wen Sie sich verwenden. Sie sind der Grund, weshalb ich auf Nikolaus so böse bin. Ich küsse Ihnen die Hand. Ihr Sie liebender Neffe Sascha."

„Kannst du erraten, was er damit sagen will?" fragte sie mich. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung davon. Erst lange Zeit nachher erfuhr ich den Grund vom Staatssekretär Golownin, Minister der Volksaufklärung und großem Freund des Großfürsten Konstantin. Die unerbittliche Strenge Alexanders III. war durch einen Bericht aus Taschkent (wo Großfürst Nikolaus interniert war) verursacht

worden. Es wurde dem Kaiser gemeldet — was vielleicht ganz unrichtig war —, daß Nikolaus Konstantinowitsch sich in gemeiner Weise über seine eigene Mutter geäußert hätte.

Später erfuhr ich, er habe sich verheiratet. Unter dem Namen eines Obersten Wolynsky heiratete er die Tochter des Polizeimeisters in Taschkent. Niemand verstand, weshalb er gerade diesen Namen gewählt hatte, welcher scheinbar mit nichts in Beziehung stand, aber mir fiel unsere Jugendzeit ein und „Das Haus von Eis" von Lajetschnikow. Artemi Wolynski, der von Biron verfolgte russische Staatsmann, war sein Lieblingsheld. Meine Annahme bestätigte sich später. Mit der Inkonsequenz, die alle Maßnahmen gegen den Großfürsten auszeichneten, wurde diese Heirat vom Kaiser als ungültig erklärt, das Zusammenleben aber gestattet.

Viel später erfuhr ich noch in Paris vom Prinzen Albert von Altenburg, der Kaiser sei erzürnt über das Betragen von Nikolaus Konstantinowitsch, der moralisch immer tiefer sinke: so z. B. wollte er seine Frau dazu zwingen, A. P. zu einem Stelldichein zu bewegen in der Absicht, das Paar zu überraschen und von P. eine große Summe als Schweigegeld zu erpressen. Doch seine Frau gab sich nicht zu dieser Gemeinheit her und suchte den Generalgouverneur Rosenbach auf, dem sie alles berichtete und den sie um Schutz gegen die schlechte Behandlung durch ihren Gatten bat. Nach diesem Vorkommnis wurde die Haft des Großfürsten immer mehr verschärft. Als Nikolaus II. den Thron bestieg. wurden die Zügel gelockert, und der Großfürst erhielt die Erlaubnis, über sein Vermögen frei zu verfügen.

Wie ich bereits schrieb, war Nikolaus Konstantinowitsch bei den Eingeborenen sehr beliebt infolge der großen Wohltat,

die er ihnen durch die Bewässerungsanlagen erwies. Unter dem Namen Iskander ging er eine zweite Ehe ein, der mehrere Kinder dieses Namens entsprossen sind. Beim Ausbruch der Revolution sandte er ein begeistertes Telegramm an Kerensky, das seine Freude über den Anbruch der Freiheitsära kundtat. Dieses Telegramm wurde in allen Zeitungen wiedergegeben.

Das war das letzte, was ich von ihm hörte.

Meine Vermählung.

Im Jahre 1872 verließ ich den Hof, um den Gardeobersten Grafen Nikolaus Kleinmichel zu heiraten. Er war der älteste Sohn des Grafen Peter Andrejewitsch Kleinmichel, des bekannten Lieblings von Nikolaus I., unter dessen Regierung er eine so große Rolle spielte. Seine Gemahlin war Staatsdame der alten Kaiserin Alexandra Feodorowna gewesen. Ich habe sie beide nie gekannt, und für mich sind sie nur historische Persönlichkeiten. Mein Gatte hatte drei Brüder; der eine, Wladimir, Flügeladjutant des Kaisers Alexander III. und Kommandeur des Semenowschen Garderegiments, war der Vater der liebenswürdigen Frau von Etter und der reizenden Fürstin Orbeliani. Er war mit der wegen ihrer Schönheit bekannten Fürstin Katharina Meschtschersky verheiratet, die mir immer eine treue Freundin war. Der zweite Bruder meines Mannes, Konstantin, ebenfalls Gardeoberst, heiratete zuerst eine Gräfin Cancrin, darauf ein Fräulein von Bogdanow, Tochter des Adelsmarschalls von Kursk. Der dritte Bruder, Michael, war Militärattaché in Paris und starb sehr jung.

Die drei Söhne meiner Schwägerinnen wurden alle während der Revolution ermordet. Der eine kommandierte 1917 eine Schwadron des Garde-Husarenregiments, und diesen schönen, jungen 25jährigen Mann marterten seine eigenen Soldaten gleich in den ersten Tagen der Revolution zu Tode. Man stach ihm zuerst ein Auge aus, mit dem anderen sollte er noch das tragische Ende des Chevalier-Garde-Kommandeurs Grafen Mengden und des Ulanen-Rittmeisters von Ekesparre sehen. Darauf stach man ihm das zweite Auge aus und marterte ihn langsam, über zwei Stunden lang, zu Tode, indem man ihm die Finger, Arme, Füße brach; so lauteten die Angaben seiner Ordonnanz. Als die unglückliche Mutter am nächsten Tage kam, um die Leiche ihres Sohnes zu holen, fand sie nur einen Haufen blutiger Knochen und Fleischteile. Jeder einzelne Soldat seiner Schwadron hatte ihn mit seinen Sporen zerfleischt!

Meine beiden anderen Neffen, Nikolaus, der Zeremonienmeister des Kaiserlichen Hofes, und sein ältester Bruder Peter, der Besitzer eines der schönsten Majorate in Rußland im Kurskschen Gouvernement, wurden ebenfalls ermordet, der eine von Matrosen in der Krim, der andere von Bolschewiken im Kaukasus. Peter Kleinmichel war verheiratet mit einer Tochter des bekannten Atamans der Donschen Kosaken, General Schipow. Nachdem seine Kinder um Hab und Gut gekommen waren, wie wir alle, verdienen sie nun mutig ihren Lebensunterhalt, die Töchter in einer Abordnung des Roten Kreuzes in Berlin, der Sohn in einem Office in London.

Im Jahre 1877 bekam mein Mann eine Brigade, aber sein Gesundheitszustand war zu schlecht, um dieses Kommando übernehmen zu können. Es entwickelte sich bei ihm die galoppierende Schwindsucht, wir wurden nach Mentone geschickt, wo ich den großen Schmerz hatte, ihn nach wenigen

Monaten und nach einem schweren Todeskampf zu verlieren. Ich brachte seine Leiche nach Rußland auf unser Gut zurück, wo er bestattet wurde.

Konstantinopel 1880.

Mein Bruder wurde als russischer Militär-Abgeordneter in die Grenzkommission von Arab-Tabia ernannt. Zu Ende des Krieges von 1877—78 war er Oberstleutnant im Stabe von Skobelew gewesen; Kuropatkin (der spätere Kriegsminister) war verwundet worden, Skobelew setzte meinen Bruder in Kuropatkins Stelle ein und vertraute ihm alle Anordnungen der Schlacht bei Tschataldja an. Diese Schlacht führte zu einem großen Siege. Mein Bruder erhielt das Georgenkreuz, und infolge von Skobelews Bericht an Kaiser Alexander II. wurde er zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt und zum Obersten befördert. Er war erst 27 Jahre alt, schlank, blond, bartlos und sah aus wie ein Achtzehnjähriger. Er war ein Mann von hoher Bildung und sprach und schrieb mehrere Sprachen mit der größten Leichtigkeit; in seinen Formen erinnerte er an einen Edelmann vom Hofe Ludwigs XIV. Dies wurde besonders von Gordon Story in seinem Buch „With the Russians in Mandchuria" hervorgehoben. Ebenso widmete der Kapitän zur See Camperio meinem Bruder in seiner Beschreibung des Japanischen Krieges eine begeisterte Schilderung. Ich stand ihm sehr nahe, und es war eine große Freude für mich, als er mich aufforderte, ihn nach Konstantinopel zu begleiten.

Hier fällt mir folgendes Vorkommnis ein. Als mein Bruder 1904 durch eine Schrapnellkugel getötet wurde, während er ein Armeekorps gegen General Kuroki kom-

mandierte, verursachte sein Tod eine große Bewegung in Petersburg, wo er sehr beliebt war. Dieses Ereignis begeisterte den 17jährigen Sohn des Justizministers Murawiew zu einem sehr schönen Gedicht, das die Marquise Montebello dem bekannten Direktor des „Figaro" Gaston Calmette zukommen ließ. Dieser veröffentlichte das Gedicht an der Spitze eines Artikels, der voll Sympathie für meinen Bruder war und ein Lob für den jungen Poeten enthielt. Das Gedicht lautet:

De quel effort soudain nos coeurs auraient frémi,
S'ils avaient pressenti sa destinée affreuse,
Quand il partait, l'oeil fier et l'âme impétueuse,
Guerrier que le canon appelle un vieil ami!"

Cruels sont les arrêts des livres fatidiques,
Dans son cercueil sanglant il dort enseveli,
Sous le canon grondant au lieu de pieux cantiques,
Il eut le ciel pour prêtre et la terre pour lit.

N'entends-tu pas, passant, la voix mystérieuse,
Qui parle en s'élevant au milieu de la nuit?
Est-ce un barde qui chante une mort glorieuse,
Une nymphe évoquant un souvenir qui fuit ?

Il n'est pas mort, il vit, siffle le vent qui passe,
Je porte sa pensée et son dernier soupir
Inscrits en lettres d'or aux portes de l'espace;
Ces reliques d'honneur ne peuvent pas mourir.

Il n'est pas mort, il vit, chante le ciel serein,
Son âme a rejeté l'enveloppe mortelle,
Quand je la recueillis, elle planait fidèle
Sur le corps transpercé par la masse d'airain.

Il n'est pas mort, il vit, clament ses frères d'armes,
Car nous senons en nous battre son noble coeur;
A la lutte finale il soutiendra vainqueur
Nos étendards trempés et de sang et de larmes.

Konstantinopel 1880

Pleurons donc, mes amis, autour de l'ombre grande,
Pleurons, puisque notre âme est faite de sanglots;
Mais à l'ombre du preux la plus insigne offrande
Est, d'aller le chemin que montra le héros.

Le soir aux bivouacs souvent nous le voyons,
Quand aux feux des obus la nuit s'illumine,
Sa geste nous entraîne et sa voix nous domine,
Il galoppe fougueux devant nos bataillons.

Ecoutons cette voix qui nous fut paternelle,
Nous enseignant patrie, honneur, fidelité,
Son coeur était si chaud, son âme était si belle,
Il vivra dans l'histoire, en l'immortalité.

Wir fuhren auf einem französischen Schiff von Odessa ab und hielten uns acht Stunden in Burgas auf. Diesen Aufenthalt benutzten wir zu einem herrlichen Spazierritt in das Innere des Landes. Ohne in Konstantinopel zu landen, gingen wir nach Buyukdere, der Residenz des russischen Botschafters, und mein Bruder ließ mich in einem abscheulichen kleinen Hotel, dem einzigen von Buyukdere, zurück, während er sich zum Fürsten Lobanow begab, um ihm die Telegramme des Ministers des Äußeren zu übermitteln. Fürst Lobanow kannte meinen Bruder schon von Kindheit an. Er empfing ihn aufs herzlichste und forderte uns beide auf, aus unserer Herberge ganz zu ihm überzusiedeln. Ich verbrachte dort drei herrliche Wochen; ein Vergnügen folgte dem anderen, häufige Fahrten nach Konstantinopel, bald in einer Dampferschaluppe, bald in dem Wachtschiff, das immer vor der Botschaft stationiert war, oder köstliche Spazierritte in die Umgegend mit Fürst Lobanow. Unvergeßliche Tage verbrachten wir an den „Süßen Wassern“ Asiens und Europas. Ich wurde nicht müde, die schlanken Minarette unter dem azurblauen Himmel zu bewundern, die Kaiks mit den ver-

schleierten geheimnisvollen Frauen, die schönen Ruderboote mit 12 Ruderern in goldgestickten Westen, dieses ganze orientalische Bild, von dem jedes Künstlerauge trunken wird.

Die Abende verbrachten wir stets bei Lobanow, wo ein vorzügliches Diner unser harrte. Eine größere Gesellschaft nahm immer daran teil, denn alle unverheirateten Sekretäre, alle Dragomane, „jeunes de langues", durchreisende Konsuln usw. waren dazu eingeladen. Der Botschafter war sehr gastfrei, aber nicht mit allen gleich liebenswürdig. Er machte einen großen Unterschied zwischen den Sekretären der Botschaft und den Beamten des asiatischen Departements, die im Orient vielfach eine größere Rolle spielten. Ich muß gestehen, daß mein Zartgefühl etwas verletzt war, als ich bemerkte, daß an den verschiedenen Enden der Tafel verschiedene Weine, ja sogar verschiedene Speisen gereicht wurden. Der später so bekannte Dragoman Maximow erhielt vom Fürsten Lobanow den Auftrag, uns immer bei unseren Ausfahrten nach Stambul zu begleiten.

Unser Kreis bestand aus Madame Onou, meinem Bruder, dem Militäragenten Obersten Werigin und mir. Maximow beklagte sich oft bitter über den Unterschied, den der Fürst Lobanow bei Tische zwischen seinen Gästen machte. Madame Onou, die Gemahlin des Botschaftsrats, war unsere ständige Begleiterin. Sie war sehr gelehrt, eine große Kennerin Konstantinopels und eine ideale Führerin, die uns die tanzenden und heulenden Derwische, die Moscheen, die Basare und Denkmäler zeigte. Bei etwas mehr Schönheit und weniger Gelehrsamkeit wäre sie eine anziehende Frau gewesen. Sobald sie einem Manne gefallen wollte, bestieg sie sofort den Pegasus und erhob sich in solch schwindelnde Höhe, daß ihr Partner, der oft ein Arbeitsgaul oder gar Ochse war, ihr nicht folgen konnte. Da sie sich mit mir

weniger Mühe gab und mich weniger durch ihre Überlegenheit erdrückte, ertrug ich sie besser als mein Bruder oder Oberst Werigin, dem zu gefallen sie bestrebt war.

Nach Tisch verschwanden die Sekretäre und Dragomane, mein Bruder und Werigin begaben sich meistens in den Klub oder zu einer Offiziersversammlung, und ich beschloß den Abend gemeinsam mit dem Fürsten auf dem Balkon mit der Aussicht nach dem Bosporus. Wir plauderten viel über Petersburg, und zuweilen las er mir historische Werke vor, denen er sich mit großer Hingabe widmete. Seine Studien befaßten sich hauptsächlich mit dem Ende des 18. Jahrhunderts, mit der Emigration und der Regierung Pauls I. Eines Tages erzählte er mir auch seinen Roman mit Madame de Bourqueney. Sie war die Frau seines französischen Kollegen, als er das erstemal als Vertreter Rußlands in Konstantinopel weilte. Dieser Roman wurde für ihn zu einer Tragödie, denn Madame de Bourqueney verließ ihren Mann plötzlich und erschien bei ihm, ohne ihn vorher davon in Kenntnis gesetzt zu haben. Das gab Anlaß zu einem großen Skandal, Fürst Lobanow verlor infolgedessen seinen Posten, fühlte sich jedoch als Ehrenmann verpflichtet, Madame de Bourqueney sein Leben zu widmen, was vielleicht früher gar nicht in seiner Absicht gelegen hatte. Da sie katholisch war, konnte keine Scheidung stattfinden, aber die Brücken waren nun einmal abgebrochen, sie hatte ihm ihre Stellung in der Gesellschaft und Familie geopfert, und seine Zukunft war zerstört. Sie gingen zwei Jahre auf Reisen, und sie starb bei ihm. Lobanow kehrte nach Rußland zurück, trat ins Ministerium des Innern ein und wurde zum Gouverneur in Orel ernannt. Kurze Zeit nachher machte ihm der damalige Domänenminister Walujew den Vorschlag, bei ihm als Gehilfe einzutreten. Nach dem Türkischen Kriege geriet die Angelegenheit mit Madame de Bourqueney in

Vergessenheit, und der Kaiser ernannte ihn zum Botschafter in Konstantinopel. Damals war seine politische Orientierung noch nicht für ein Bündnis mit Frankreich.

Lobanow verband eine große Freundschaft mit dem Grafen Hatzfeld, dem späteren Botschafter in London. Diese beiden Männer waren hoch gebildet, geistreich und fanden großen Gefallen aneinander. Ein gewisser Skeptizismus lag im Charakter und Geiste beider. Graf Hatzfeld wurde durch Bismarck auf gewaltsame Art gezwungen, sich von seiner Frau zu trennen, die er jedoch wieder heiratete, als er Konstantinopel verließ.

Wir plauderten auch oft mit meinem Bruder und dem Fürsten Lobanow über die Türkei, welche Lobanow viel mehr liebte als die durch Rußland befreiten Staaten. Er sprach mit einer gewissen Geringschätzung über die serbischen und bulgarischen „Bratuschki" (Brüderchen). Das war übrigens die allgemeine Meinung der russischen Offiziere, die ich jedoch für unrichtig halte, denn es ist dabei außer acht gelassen, daß die jahrelange Unterdrückung sehr auf die Psyche dieser Völker gewirkt haben mußte. Die Beziehungen zu den Türken waren im Gegenteil gleich nach dem Kriege sehr herzlich. Die russischen Offiziere und Soldaten empörten sich darüber, daß sie im Kaufladen eines slawischen Bruders für ihre Zeche Geld zahlen sollten. „Was, du Schuft, du willst mir das Geld aus der Tasche ziehen, und ich bin gekommen, mein Leben für dich zu lassen!" pflegten sie zu sagen.

Konstantinopel ist die einzige Hauptstadt der Welt, in der die ausländischen Frauen mehr sehen dürfen als die Männer: es sind die orientalischen Geheimnisse, die sich hinter Muscharabis — grünen, nur für ein Frauenauge erreichbaren Holzjalousien — bergen; sogar der Türke ist nicht viel mehr davon unterrichtet, denn er kennt gewöhnlich nur

sein eigenes Heim und dasjenige seiner nächsten Anverwandten. Ich werde hier den Besuch schildern, den wir Nazli Hanum, der Tochter des Mustapha Fazil Pascha von Ägypten, machten, dessen Bruder, der Khedive, durch seine Verschwendungssucht so bekannt war und sein Land ruinierte, um bei der Eröffnung des Suezkanals die Kaiserin Eugénie gebührend zu feiern. Mustapha Pascha war ein Pariser Boulevardier und vernarrt in alles, was er für französische Kultur hielt. Er hatte seine einzige Tochter nach europäischem Muster erzogen. Als ich sie kennenlernte, war sie eine Frau von 28 Jahren, sehr hübsch und in Kleidung, Auftreten und Sprache ganz Pariserin. Sie empfing Madame Onou und mich mit einer unverhohlenen Freude.

„Welches Glück," sagte sie uns, „mit Persönlichkeiten zu plaudern, die in meine Einsamkeit einen frischen Hauch des Auslandes bringen."

Sie fing gleich an, von ihren Leiden zu sprechen, beklagte sich über ihre ständige Abschließung von der Außenwelt, beantwortete unsere Fragen ausführlich und behielt uns zu einem Mahl bei sich, das von Eunuchen in schwarzen Überröcken, „Stambulinen" genannt, gereicht wurde. Diese hatten elegante Manieren und machten einen feierlichen Eindruck, waren halb Herren, halb Diener.

„Um mich der orientalischen Frauensklaverei zu entreißen," erzählte sie, „hat mir mein Vater geraten, seinen Freund Halil Pascha, Botschafter in Paris, zu heiraten, der einer der zivilisiertesten und reichsten Männer der Türkei ist. Obwohl Halil 30 Jahre älter war als ich, verführte mich die Hoffnung, in Paris zu weilen und das freie Leben der europäischen Frau kennenzulernen. Ich heiratete ihn, und wir verließen Kairo, aber anstatt sich auf seinen Posten nach Paris zu begeben, brachte mein Mann mich gleich nach Konstantinopel. Dort hatte er eine Meinungsverschiedenheit

mit dem Großwesir, der Sultan stellte sich auf die Seite des letzteren, Halil Pascha mußte seinen Abschied nehmen, und so habe ich Paris niemals gesehen." Bei dieser Schilderung fing sie an zu weinen. „Mein Mann wurde wieder Türke, Alttürke nach seiner Verabschiedung. Man hätte glauben können, er hätte Stambul nie verlassen und seinen Vorurteilen nie entsagt: ich wurde Sklavin wie jede andere türkische Frau. Es wäre humaner von meinem Vater gewesen, mir einen Stein um den Hals zu binden und mich in den Nil zu werfen, als mich, nachdem ich die Freiheit der europäischen Frau kennengelernt hatte, in einen Harem zu sperren, aus dem mich nur der Tod befreien kann."

Ihr Bericht ergriff mich sehr. Sie sprach beredt und mit Wärme, aber bald bemerkte ich, daß ihre Bildung große Lücken aufwies und eine ganze Welt unsere Anschauungen trennte. So, um uns begreiflich zu machen, daß Halil Pascha kein Gentleman sei — das war ihr Ausdruck —, erzählte sie uns buchstäblich folgendes: „Einige Tage nach unserer Hochzeit", sagte sie, „nahm mein Mann mir zwei meiner Dienerinnen fort; diese wenig vornehme Handlung empörte mich natürlich sehr." — „Er nahm ihnen Ihre Dienerinnen?" fragte Madame Onou. „Aber wozu denn?" — „Nun, natürlich, um mit ihnen zu schlafen! Das ist kleinlich, nicht wahr? Diese Frauen waren von meinem Vater mit meinem Aussteuergeld gekauft, mein Vater, der sehr verfeinerte Empfindungen hat, war vom Benehmen meines Gatten ebenso angeekelt wie ich, und als Zeichen seiner Verachtung schickte er Halil vier Frauen, die er von seinem eigenen Vermögen bezahlte." Sie schien Sympathiebezeigungen über diesen für unser Verständnis so fremden Konflikt von uns zu erwarten. „Bald darauf ruinierte sich mein Mann durch schlechte Spekulation und Spiel, und mein Vater erhielt vom Sultan die Erlaubnis zur Schei-

dung für mich." — „Sind Sie seitdem nicht freier?" — „Nein," antwortete sie, „ich werde im Schloß von Eunuchen streng bewacht, die von jedem meiner Schritte und Gespräche dem Hofe Rechenschaft geben müssen. Glücklicherweise verstehen sie kein Französisch. Die einzigen Zerstreuungen, die ich habe, sind die Bäder und die Ausflüge im Kaik, aber immer verschleiert, und als Seltenheit der Besuch einer Dame des diplomatischen Korps, wozu im voraus die Erlaubnis eingeholt werden muß. Wenn diese Besuche sich oft wiederholten, so würde der Sultan sie untersagen."

Eine zweite Schilderung der Prinzessin überzeugte mich noch mehr als die erste davon, wieviel Unbildung noch unter dieser scheinbaren Zivilisation steckt. Im Laufe des Gesprächs erzählte sie uns, daß ihr ein Perlenhalsband gestohlen worden und daß sie gezwungen war, ihre Frauen so lange peitschen zu lassen, bis die Diebin ihre Tat gestand.

Einige Tage später hatte ich eine andere Audienz, die ganz verschieden von der eben geschilderten war. Auf der asiatischen Seite lebte die 75jährige Schwägerin des grausamen Sultan Abdul Medjid. Sie war die Tochter von Mehmed Ali Pascha von Ägypten, dem Zeitgenossen Napoleons I. Sie hatte orientalische Kleidung an, sprach keine fremdländische Sprache, ein großer Hofstaat türkischer Damen und gegen 40 Eunuchen umgaben sie. Letztere schienen teils der Gesellschaft anzugehören, teils waren es Diener. Die Trachten dieser Diener waren ganz verschieden, die oberen Chargen hatten schwarze Röcke mit einer Reihe von Knöpfen an, die anderen trugen offenbar die Trachten der verschiedenen Provinzen, aus denen sie stammten. Um uns eine besondere Ehre zu erweisen, spielte ein Orchester junger Mädchen, die rote Husarenuniformen anhatten und sehr gut verschiedene orientalische

Instrumente beherrschten. In der Mitte des Gemachs befand sich eine wundervolle Marmorfontäne, umgeben von tropischen Pflanzen. Auf einer Tafel waren türkischer Kaffee, Rahat Lukum und andere Süßigkeiten gerichtet. Eine sehr vulgäre Französin, unverkennbar aus den unteren Schichten, mit einem sehr ausgesprochenen Marseiller Akzent, stellte sich uns als Hofdame Ihrer Hoheit vor und bot uns ihre Dienste als Dolmetscherin an. Madame Onou fragte sie, was sie früher gewesen sei. „Ich lebte in Kairo zu meinem Vergnügen“, antwortete sie. — Ich vermute, es war auch zum Vergnügen anderer!

Zum Schluß noch eine kleine Eigenheit. Die alte Fürstin trug gar keinen Schmuck, mit Ausnahme des Bildes ihres Vaters, das, von großen Diamanten umgeben, auf ihrer Brust zu sehen war. Sie hatte jedoch alle ihre Perlen, Saphire, Smaragde und Rubinen ihren Sklavinnen umgehängt, als hätte sie sie auf einem Tischchen aufgestellt, damit wir ihren Schmuck bewundern konnten. Eine der Gemahlinnen des Sultans war gerade zu Besuch bei ihrer Tante, und wir wurden ihr vorgestellt. Sie reichte uns nicht die Hand und sprach auch nicht mit uns, aber sie aß sehr viel Süßigkeiten und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Das einzige, was mich in Erstaunen setzte, war, daß sie eine wunderbare Robe von Worth trug, da es ihr aber zu heiß war, hatte sie die Taille derselben abgenommen und über ihre offene Büste ein seidenes Peignoir gelegt, wie man sie unter dem Namen „Liseuse“ im Louvre und im Bon Marché vor dem Kriege für 39 fr. 75 c. kaufen konnte. Als wir Abschied nahmen, saß die alte Fürstin mit gekreuzten Füßen da und bot jeder von uns eine selbstgedrehte Zigarette an, die sie zu meinem Entsetzen mit ihrem Speichel geklebt hatte. Mit einem sehr wichtigen Ton bat sie mich, die Kaiserin von ihr zu grüßen, was mir sehr grotesk vorkam.

Einige Tage darauf verließ ich Konstantinopel, um nach Petersburg zurückzukehren.

Die letzten Jahre Alexanders II.

Petersburg hallte wider von den siegreichen Kanonen von Kars, und der glänzende General Loris Melikow wurde für die Einnahme dieser Festung in den Grafenstand erhoben. Diesen Sieg hielt man 1877/78 für sehr bedeutend, und der Graf war der Löwe des Tages. Ich war damals seit einem Jahre verwitwet, und meine Trauer verbot mir Besuche zu machen, aber im intimen Kreise sah ich viele Freunde, und bei der Gräfin Adlerberg, der Frau des Hofministers von Alexander II., traf ich oft mit dem kaukasischen General zusammen. Oft kam er auch zu mir, und bald war er ständiger Gast unserer kleinen Diners, Whistpartien und Soupers. Er war gleichzeitig einschmeichelnd und wild, dabei sehr schlau und wandte, um zu gefallen, eine Methode an, mit der er immer, sei es bei Frauen oder Männern, Erfolg hatte. Zuerst widersprach er seinem Partner, dann ließ er sich überzeugen, indem er sagte: „Ihre Logik ist wirklich bewundernswert. Ja, ja, Sie haben entschieden recht. Ich bin ganz Ihrer Ansicht, seitdem Sie mir die Frage unter dieser Beleuchtung zeigen.“ Selbstverständlich wechselte er ab und zu mit seinen Ausdrücken, und es dauerte längere oder kürzere Zeit, bis er sich überzeugen ließ, aber der Zweck wurde immer erreicht; er hinterließ seinem Gegenpart immer das stolze angenehme Bewußtsein, so klug gewesen zu sein. Wenig gebildet, verstand Loris Melikow es doch meisterhaft, seine Unwissenheit zu verbergen. Er fing ein politisches oder literarisches Gespräch an, wurde plötzlich



Zar Alexander II. auf seinem Sterbebett



General Graf von Keller

still und ließ die anderen reden, lächelte listig dazu, als ob er eine Welt von Wissen verberge.

Bald war in den Klubs und Salons nur noch die Rede von dem reizenden Armenier. Bei Madame Nelidow näherte er sich dem Finanzminister Abaza, dessen liberalen Ansichten er schmeichelte. Er war konservativ mit dem Grafen Adlerberg und dem Minister des Innern Timaschew, slawophil mit dem Großfürsten Konstantin, deutschfreundlich mit dem deutschen Botschafter General Werder, reaktionär mit dem Grafen Walujew und dem Grafen Schuwalow, überschwenglicher und begeisterter Anhänger der englischen Politik mit Lord Dufferin, und mit dem General Chanzy schwärmte er für die französische Armee: so gefiel er aller Welt, und ein jeder sagte sich: „Das ist mein Mann." Es war der reine Honigmond, aber Flitterwochen sind meist von kurzer Dauer, in der Liebe ebenso wie auch in der Politik. Seiner Neigung nach war er liberal, Überzeugung hatte er gar keine. Seine Bildung hatte er in einer Kavallerieschule genossen. Seine Laufbahn war eine rein militärische, bis ihn der Zufall zum leitenden Staatsmann des russischen Reiches machte. Um ein Beispiel davon zu geben, wie unbestimmt seine Ansichten waren, will ich seines Ausspruches über die englische Politik erwähnen. Er sagte, die große Überlegenheit der englischen Staatskunst rühre daher, daß dort die Minister durch Wahlen ernannt würden.

In Zarizin an der Wolga brach die Pest aus, was große Unruhen zum Gefolge hatte. Man wollte eine Persönlichkeit mit außerordentlicher Machtbefugnis dorthin senden. Der Name Loris Melikow war auf aller Lippen. Er wurde auch vom Kaiser zu dieser Mission bestimmt, und Professor Eichwald begleitete ihn als medizinischer Beirat. Er nahm ein großes Gefolge von jungen Leuten mit sich,

die er mit besonderer Klugheit aus solchen einflußreichen Familien ausgewählt hatte, die bis dahin seinem Einfluß noch unzugänglich geblieben waren. So gab er einem jungen 22jährigen Kosaken, dem Grafen Orlow Denissow, der ein Schwiegersohn des Grafen Peter Schuwalow war, einen sehr wichtigen Posten. Hierdurch sicherte er sich die Protektion und das Wohlwollen des allmächtigen Günstlings von Alexander II. Alle diese jungen Grafen, Fürsten und glänzenden Gardeoffiziere zogen aus, um die Pest zu bekämpfen, mit derselben Begeisterung wie einst die Kreuzritter zur Eroberung des Heiligen Grabes. Wie diese hauptsächlich an die Beute von Gold und Kostbarkeiten, so dachte das glänzende Gefolge Loris Melikows an Orden und Rangerhöhungen. Es versteht sich von selbst, daß Loris Melikow bald nach seiner Ankunft an die Oberhofmeisterin Gräfin Protassow schrieb, ihr Neffe sei ein Beispiel für alle, an die Gräfin Bobrinsky, ihr Neffe Raphael Pissarew setzte alle Welt durch seinen Mut und seinen Edelsinn in Erstaunen, und gar das Lob, welches er dem kleinen Orlow Denissow spendete, war ganz unbegrenzt. Er sei seine rechte Hand, und er wüßte nicht, wie er ohne die Hilfe dieses jungen Leutnants auskommen würde. Der Kaiser erfuhr den Inhalt dieses Briefes und ernannte den jungen Kosaken zur Belohnung für soviel Aufopferung und Klugheit zu seinem Adjutanten. Dank der weisen Maßnahmen von Professor Eichwald wurde man Herr der Seuche, und die Pest nahm ab. Als Graf Loris Melikow auf der Rückreise von Zarizin Charkow berührte, wurde ihm dort ein Triumphbogen errichtet. auf dem mit goldenen Buchstaben stand: „Dem Besieger der Festung Kars, der Pestseuche und aller Herzen.“ In Petersburg, wohin er zurückkehrte, feierte man ihn als Held in allen Salons und allen Klubs. Bald darauf ereigneten sich jedoch

mehrere Mordanschläge auf den Kaiser. Dieser, gehetzt wie ein Wild, sehr verliebt am Abend seines Lebens, fand von seiten seiner Familie eine große Opposition und Unzufriedenheit wegen seiner kürzlich eingegangenen heimlichen Ehe. Seine Nerven waren aufs höchste abgespannt, und er sagte sich: Wenn sich doch jemand fände, der die Sicherheit meiner Person übernehmen würde, damit ich mich etwas ausruhen könnte, und sein müder Blick fiel plötzlich auf Loris Melikow, der sich nach der Sonntagsparade in der Manege inmitten einer Gruppe von Generalen befand. Der Kaiser ließ ihn zu sich kommen und sagte ihm ungefähr folgendes: „Ich bin am Ende meiner Kräfte. Du hast überall Erfolg. Nun wohl, rette mich. Ich werde dir meine kaiserliche Gewalt übertragen. Laß dir die weitgehendsten Vollmachten ausfertigen, ich werde sie noch heute unterschreiben. Nimm alles in die Hand." — Ohne ihm den Titel zu verleihen, wurde Loris Melikow vom Kaiser zum Diktator gemacht, um die Verschwörung, die immer mehr zunahm, zu bekämpfen Graf Loris Melikow hatte in Zarizin einen Kanzleichef gehabt, einen gewissen Skalkowsky, Sohn eines Professors und Bruder eines sehr bekannten Journalisten. Er war ein Ideologe, ein junger überschwenglich enthusiastischer Geist, voller liberaler Ideen. Außerdem stand Loris seit langem in guten Beziehungen zu dem außerordentlich klugen Staatsanwalt Metschnikow, der ebenfalls ein Anhänger humanitärer Überzeugungen war, wodurch sich überhaupt der damalige Advokaten- und Beamtenstand auszeichnete. Die Beziehung zu diesen beiden Persönlichkeiten bestimmte die Orientierung Loris Melikows, der vielleicht unter anderen Umständen mit derselben Nachgiebigkeit eine andere Überzeugung angenommen hätte.

Es erschien ein rührender naiver Aufruf an das öffent-

6*

liche Gewissen, der alle Gemüter bewegte; damals wurde das geflügelte Wort von der „Diktatur des Herzens“ geprägt. Eine der ersten Maßnahmen, welche auf Anraten von Abasa durchgeführt wurde (die man später aber ganz Loris Melikow zuschrieb), war die Abschaffung der Salzsteuer (l'impôt de la gabelle), eine Reminiszenz an die französische Revolution. Alle Zeitungen feierten diese fiskalische Maßnahme als eine der größten Reformen des Jahrhunderts. Zwei hervorragende Männer nahmen nun die Macht in ihre Hand, es waren Abasa und Miliutin. Sie ließen jedoch den Anschein der Macht Loris Melikow, und dieser begnügte sich auch damit. Zuerst wohnte Loris Melikow im Winterpalais, später wurde das Palais Karamsin für ihn gemietet. Dort wurde von einem Studenten, einem Nihilisten, der Versuch gemacht, ihn zu ermorden. Loris Melikow, der von allen Zeitungen gepriesen wurde als das liberalste Wesen, als ein Feind jeder Willkür, der eine weitgehende Konstitution vorbereite, als Hüter der Gesetzlichkeit, ließ in 24 Stunden ohne jedes Gericht und ohne vorherige Untersuchung den Mann hängen, der ihn hatte vernichten wollen. Der Henker war gerade krank, und man wollte die Hinrichtung aufschieben, aber Loris Melikow sagte: „Weshalb? Man braucht gar nicht lange zu suchen, Sie können damit meine kaukasische Ordonnanz betrauen, sie wird es gern tun.“ Er fand das ganz einfach. Indessen fand man am selben Tage einen Sträfling, der das Amt des Henkers übernahm, und die Hinrichtung fand statt. Am nächsten Tag feierten die Zeitungen aller Schattierungen um die Wette die Diktatur des Herzens. . . . .

Ich traf Loris Melikow jeden Dienstag bei Mme. Nelidow, bei der sich alle Gewaltigen jener Zeit versammelten; es waren Graf Adlerberg nebst Gemahlin, Melchior de Voguë und Frau, der Generalgouverneur des Kaukasus,

Fürst Dondukow, der Kriegsminister Miliutin, Dubril, Botschafter in Berlin, Fürst Imeretinsky, Chef des Stabes der Leibgarde, der Finanzminister Abasa und andere. Graf Nigra war auch ein häufiger Gast, man spielte bei diesen Versammlungen zuerst Whist, und um 1 Uhr nachts wurde ein erlesenes Abendbrot gereicht. General Annenkow, der Bruder der Hausfrau, erheiterte die Staatsmänner durch saftige Anekdoten. Man sah dort manche Karriere entstehen und ebenso das Sinken manchen Sternes. Je mehr die Stellung Loris Melikows wuchs, desto kleiner wurde seine Persönlichkeit. Er war der intime Freund der Fürstin Juriewsky geworden, ebnete die Wege zu ihrer Krönung und besorgte ihre Aufträge, ebenso wie diejenigen der Fräulein Schebeko, jener großen Intrigantin, welche die Fürstin Juriewsky und den Kaiser so sehr ausnützte. Loris Melikow ging ganz unter in den kleinen Hofränken und Klatschereien.

Die letzten Monate vor dem Ableben des Kaisers beschäftigte sich Loris Melikow besonders mit der Ausarbeitung des Krönungszeremoniells der Fürstin, da Alexander II. den Entschluß gefaßt hatte, sie zur Kaiserin zu machen. Diese Tatsache wurde vielfach bestritten; jedoch kann ich deren Richtigkeit bezeugen, da ich vor einigen Jahren in Nizza bei der Fürstin Juriewsky das Krönungsdokument mit eigenen Augen gesehen habe.

Was die Staatsangelegenheiten anbetrifft, so war er sehr gefügig in den Händen von Miliutin und Abasa, und diese unterbreiteten Kaiser Alexander II. ein sehr liberales Konstitutionsprojekt, das der Kaiser bestätigte und unterschrieb, denn sein Vertrauen zu Loris Melikow war so unbegrenzt, daß er mit allem einverstanden war, was von ihm kam.

Wenn Loris Melikow von Zeit zu Zeit auf eine Viertel-

stunde zu mir kam, brachte er mir immer eine Auslese von Zeitungsartikeln mit, die sein Lob in allen Tonarten sangen. Er war ganz berauscht von diesen Schmeicheleien, die er alle für bare Münze hielt. Eines Dienstags bei Mme. Nelidow kündigte er mir seinen Besuch für den nächsten Tag an mit der Bemerkung: „Ich werde Ihnen eine ganze Sammlung außerordentlich interessanter Zeitungsartikel mitbringen." Ich kam auf den Einfall, ihm ein Schnippchen zu schlagen. Ich besaß eine russische Übersetzung der „Charaktere" von La Bruyère, riß ein Blatt mit der Abhandlung über den Ehrgeizigen heraus und hielt es in der Hand. „Sehen Sie," sagte Loris Melikow, „wie begeistert sie alle von mir sprechen!" und überreichte mir die Artikel. Ich antwortete ihm ernst: „Nicht alle. Ich habe da eine Zeitung, die Kritik an Ihnen übt." — „Oh, welche, wann?" — „Ich weiß nicht, man schickte sie mir heute früh." — „Und sie ist unterzeichnet?" — „Ja", sagte ich und las ihm die Abhandlung über den Ehrgeizigen vor, indem ich überall seinen Namen hineinflocht. Er geriet in Wut: „Vot mersawetz! Welche Kanaille! Wie heißt der Elende?" — „La Bruyère!" antwortete ich. Er schrieb den Namen in sein Notizbuch und sagte, dieser Wicht würde noch am selben Tage von Petersburg ausgewiesen werden. „Das können Sie nicht tun!" sagte ich. — „Ich möchte wissen, wer mich daran hindern könnte? Noch heute werde ich die ganze Geheimpolizei auf die Beine bringen." — „Dies wird Ihnen nichts nützen!" sagte ich mit Überzeugung. Er wurde immer erregter. „Woher haben Sie die Gewißheit, daß ich ihn nicht finden werde?" — „Weil er über zweihundert Jahre tot ist." — Ich gestand ihm, daß ich mir einen kleinen Spaß mit ihm erlaubt hätte und er keinen Grund habe, sich derartig aufzuregen, er möge mir den Scherz verzeihen. Er war entzückt darüber, daß der Chor von seinen Lob-

artikeln durch keinen Mißton gestört wurde, und war großmütig genug, mir zu verzeihen.

Bald darauf folgte der 1. März 1881.

Der Tod Alexanders II.

Am 1. März 1881, gegen 3 Uhr, als mein Schlitten in der Richtung der Millionnaja fuhr, hörte ich eine Stimme mich rufen. Es war meine Schwester, die gerade aus einem der Gittertore des Marmorpalais heraustrat. Sie sagte mir ruhig: „Man hat uns eben mitgeteilt, daß ein Attentat auf den Kaiser stattgefunden habe. Nimm mich in deinen Schlitten und laß uns zur Beglückwünschung hinfahren." Diese Worte, die so sonderbar zu sein scheinen, bedürfen einer Erklärung. Die Mordanschläge waren in jener Zeit so häufig und folgten einander so schnell, daß eine eigene Etikette entstand. Nach dem ersten Attentat war die Erregung und die Freude, den Kaiser unversehrt zu wissen, so ursprünglich und groß, daß alle ins Winterpalais, dessen Türen weit für alle geöffnet waren, eilten. Ebenso war es das zweitemal. Das drittemal wurde es eine Gewohnheit. Dieses Mal kam es uns nicht in den Sinn, daß ein Mordanschlag gelingen und unser vergötterter Monarch getroffen sein könnte. Er schien uns allen unverletzbar zu sein, und wir beabsichtigten, ihm wieder unsere Glückwünsche zu seiner glücklichen Errettung vor der Mörderkugel auszusprechen.

Als wir am Saltykow-Portal des Winterpalais ankamen, war ich durch den Anblick einer großen Menschenmenge bestürzt, die mit verstörtem Gesichtsausdruck die Stufen des Schlosses hinaufstiegen. Wir sahen den englischen

Botschafter Lord Dufferin nebst Gemahlin ankommen, darauf General von Schweinitz, den deutschen Botschafter. Dieser wiederholte beim Verlassen seines Schlittens immer die Worte: „Herrgott, Herrgott, ist denn das möglich! Es ist schrecklich!“ — „Was ist schrecklich?“ fragte ich. — „Wissen Sie nicht, daß der Kaiser ermordet ist?“ Ich fühlte meine Knie unter mir wanken.

Offiziere aller Waffengattungen drängten sich stoßend die Treppe hinauf. Viele von ihnen nahmen nicht einmal ihre Mäntel ab. Ich höre noch die Stimme des Grafen Walujew, des Expräsidenten des Ministerkomitees, an mein Ohr klingen, der einem anderen Würdenträger sagte: „So, das hat uns die Diktatur des Herzens des verfluchten Armeniers (prokliatago armiaschki) gebracht!“ General Timaschew antworte ihm: „Und was habe ich Ihnen immer gesagt?“ Ich sah Walujew scharf an; wie, das war er, der so von seinem Freunde Loris Melikow sprach? Und ich erinnerte mich, daß er zwei Monate vorher, als der glänzende Held von Kars bei ihm speiste, die Worte des Enzyklopädisten an Katharina II.: „Vom Norden her kommt heute uns das Licht!“ (C'est du Nord aujourd'hui que nous vient la lumière) in seinem Toaste änderte, indem er sagte: „Vom Orient kommt uns das Licht!“ Von ihm waren auch die Worte „Diktatur des Herzens“ geprägt, die von allen wiederholt wurden. Und heute war dieser teure Freund — der verfluchte Armenier.

„Der Kaiser ist verwundet!“ behaupteten die einen, die anderen sagten, ein Bein sei ihm abgerissen. „Man hat Hoffnung, ihn zu retten.“ — „Er kann nicht leben, beide Beine sind zerschmettert.“ Diese widersprechenden Worte folgten aufeinander. „Das sind die Früchte der liberalen Politik.“ — „Das konnte nicht anders enden.“ Alle diese abgebrochenen Sätze entrangen sich dem Munde von Hun-

derten von Menschen der verschiedensten Herkunft. Die einen sagten es mit Schmerz, die anderen mit Zorn, und durch den furchtbaren Lärm dieses Stimmengewirrs hörte man immer wieder Verwünschungen gegen den letzten Favoriten Loris Melikow aussprechen.

Endlich erhielt ich Klarheit über den Hergang. Der Kaiser besuchte, nach der Truppenschau in der Manege, die Großfürstin Katharina, und bei seiner Rückkehr wurden am Katharinenkanal vier Bomben gegen ihn geschleudert. Eine derselben traf ein Kind aus dem Volke, einen 12jährigen Bauernsohn, der zufällig dort vorüberging. Voll Mitleid und Edelmut ließ Alexander II. seinen Schlitten anhalten und beugte sich über das arme Opfer, um es in Sicherheit zu bringen, da traf ihn selbst die fünfte Bombe, die ihm beide Beine abriß. Bluttriefend wurde er ins Winterpalais gebracht. Zwei Kosaken seines Gefolges waren getötet, mehrere verwundet worden. Es hatte sich bereits eine ungeheure Menschenmenge angesammelt, und noch immer kamen neue dazu, da vernahm man die scharfe gellende Stimme des Großfürsten Wladimir, die an eine Schiffssirene erinnerte, er rief oben von der Treppe: „Es wird niemand mehr herein- noch herausgelassen.“ Daher kam es, daß alle Anwesenden sich im Saale, der Rotunde genannt wird, und im langen Korridor, der zum Sterbezimmer unseres Kaisers führte, befanden. Man brachte verwundete Kosaken auf Tragbahren in die Mitte des Saales, und Generale umringten sie und stellten ein Verhör an. Waren die einen fertig, folgten andere. Man brachte den Militärmantel des Kaisers, er war zerfetzt, blutig, mit Schmutz und Knochensplittern bedeckt. Viele knieten nieder, bekreuzigten sich und beugten sich schluchzend über die Reliquie. Kammerdiener trugen Schalen mit blutigem Wasser aus dem Schlafzimmer des Kaisers und durchschritten den Korridor. Man

hielt sie an, man tauchte die Hände in dieses geweihte Blut, und man netzte die Taschentücher mit demselben. Nach einiger Zeit durchschritt eine von General Rylejew gestützte Frau den Saal; sie führte ein Kind an der Hand, zwei andere folgten ihr. Es war die Fürstin Dolgoruki, jetzt Fürstin Juriewsky. Der Kaiser hatte sie vor wenigen Wochen geheiratet und die drei Kinder legitimiert. Zum erstenmal sah man sie öffentlich. Einige Augenblicke, nachdem sie das Kabinett betreten hatte, in dem Alexander II. auf seinem Schmerzenslager ruhte, hörte man einen herzzerreißenden Aufschrei: sie hatte ihren Gatten wiedergesehen. Soldaten äußerten ziemlich laut: „Der Zar-Befreier ist gestorben, weil er umgeben war vom Adel, jenem Adel, der unzufrieden damit war, daß der Kaiser die Leibeigenschaft aufgehoben hat. Wir hätten ihn besser vor den Mördern geschützt.“ Loris Melikow, der Günstling von gestern, der allmächtige Loris Melikow, um dessen Freundschaft noch vor wenigen Stunden alle buhlten, ging von einem zum andern, suchte etwas zu erklären — aber fand nur kalte, feindselige Gesichter. „Vot vascha konstitutsia!“ („Da haben Sie Ihre Konstitution!“) sagte ihm irgend jemand, dies war eine Anspielung auf die Konstitution, die nach wenigen Tagen verkündet werden sollte. Dagegen sah man einen andern, den Günstling des Thronerben, Grafen Woronzow-Daschkow, umgeben von einer großen Zahl von Höflingen, die selbst in dieser unheilvollen Stunde sich um seine Gunst bemühten. Ich sehe ihn, inmitten einer Gruppe junger Leute, den Adjutanten des Thronfolgers: Fürst Obolensky, Wladimir Scheremetiew, Martynow, Fürst Belosselsky. Er nahm eine reservierte Haltung an und schien ihre Fragen mit großer Gleichgültigkeit zu erwidern. Endlich erschien der Beichtvater des Kaisers. Mit einer tränenerstickten Stimme brachte er

langsam die Worte hervor: „Nach Gottes Ratschluß ist Kaiser Alexander II. verschieden!" Alle knieten nieder. Es wurde totenstill. Von diesem Augenblick fing eine Zeit der Reaktion an.

Erzählung meiner Schwester.

Nach der Vermählung von Alexander II. erhielten alle Glieder der kaiserlichen Familie ein Rundschreiben von ihm, in dem der Kaiser seine Verheiratung mit der Fürstin Katharina Dolgoruki anzeigte und die Gründe erklärte, weshalb er diesen Schritt mit solcher Eile, ohne das Trauerjahr abzuwarten, unternommen habe. Es bewogen ihn dazu die häufigen Mordanschläge, die sein Leben bedrohten. In diesem Brief gab er auch seinen Willen kund, seine Gemahlin den Großfürstinnen vorzustellen.

Die Großfürstin Alexandra Jossifovna war entschlossen, nicht die Bekanntschaft ihrer neuen Schwägerin zu machen, und erklärte, sie würde nicht zur Stadt kommen und den ganzen Winter in ihrem Schloß Strelna zubringen. Ihr Gemahl, der Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, versuchte des öfteren, sie von diesem Beschluß abzubringen, denn sein Bruder, der Kaiser, war sehr ungehalten darüber. Kurze Zeit darauf erkrankte die älteste Tochter des Kaisers und der Fürstin Juriewsky (diesen Titel hatte die Fürstin bei ihrer Vermählung erhalten) schwer am Typhus. Um ihren Schwager zu besänftigen, schickte die Großfürstin mich zur Fürstin Juriewsky, um mich nach dem Befinden des Kindes zu erkundigen. Als ich bei der Fürstin eintrat, öffnete sich die Tür, und Kaiser Alexander II. trat ein und setzte sich neben mich. Große Tränen flossen seine Wangen herab, als er mir sagte, er sei sicher, das Kind würde sterben, denn

noch nie sei er mit einem so schweren Herzen nach Petersburg zurückgekehrt, und unterwegs zwischen Jalta und Moskau habe er seiner Frau gesagt: „Ich fühle, etwas Furchtbares erwartet mich in Petersburg. Ich habe das Vorgefühl, daß der Tod über meinem Haupte schwebt: und nun stirbt das Kind." Darauf schilderte er mir alle Einzelheiten der Krankheit der Kleinen. Nachher versicherte er mir, wie gerührt er über das Interesse sei, das seine Schwägerin ihm in seinem großen Kummer entgegenbringe. „Danken Sie ihr dafür, daß sie Sie geschickt hat", fügte er hinzu; stand dann jedoch mit einer heftigen Bewegung plötzlich auf. Seine schönen Augen, die gewöhnlich so sanft waren, bekamen einen anderen Ausdruck. Er sah mich hart an und sagte: „Ich will, daß meine Schwägerin so rasch wie möglich hierher übersiedelt. Verstehen Sie, Gräfin, Sie werden ihr diesen Befehl übermitteln, und zwar umgehend, denn ich kann nicht nach Strelna kommen, und ich will ihr meine Frau vorstellen." Als ich noch am selben Abend der Großfürstin die Worte des Kaisers wiederholte, geriet sie außer sich und rief, er habe kein Recht, so etwas von ihr zu verlangen, und sie würde sich nicht vom Fleck rühren. Aber die Nacht brachte Rat, und am nächsten Morgen um 10 Uhr siedelten wir in die Stadt über, und um 1 Uhr traf der Kaiser im Marmorpalais ein, um die Fürstin Juriewsky seiner Schwägerin vorzustellen.

Die anderen Großfürstinnen folgten dem Beispiel ihrer Tante. Einen Monat darauf wurde der Kaiser ermordet; wenn er am Leben geblieben wäre, würde die Fürstin Juriewsky zur Kaiserin gekrönt worden sein. Das Krönungsprojekt war vom Grafen Loris Melikow bereits ausgearbeitet worden.

Die heilige Liga.

Svejo predanjé, a véritza strudom! (Die Tradition ist von gestern, aber man hat Mühe, sie zu glauben.) Die jetzige Generation hat kaum von dieser Organisation gehört, die zu einer gewissen Zeit sehr mächtig war und einen starken Beweis für die menschliche Unvernunft darstellt. Einer der Gefährten meines Mannes aus seiner Junggesellenzeit, ich müßte sogar sagen, einer der Parasiten, der ihn beständig bei seinen Besuchen in Restaurants und bei den Zigeunern begleitete und auf seine Kosten lebte, war ein gewisser Nikolitsch Serbogradsky. Von Geburt ein Serbe, hatte er in der österreichischen Kavallerie gedient, machte Schulden, jene Schulden, die man Ehrenschulden zu nennen pflegt und die gerade das Gegenteil, Ehrlosigkeitsschulden sind, trat in russische Dienste ein und hatte den Rang eines Oberstleutnants der Elisawetgradschen Husaren erreicht. Ich sehe ihn noch vor mir, den typischen Husaren, mit seinem kohlpechschwarzen Schnurrbart, seiner Siegermiene, immer durstig, lange Geschichten aus seiner Garnison in Solotonosch erzählend und in schlechtem Französisch folgenden Refrain singend:

Au service de l'Autriche
Le militaire n'est pas riche,
Tout le monde sait ça . . .

Die einzige Wahrheit, die je aus seinem Munde kam. Nach dem Tode meines Mannes suchte ich ihn soviel wie möglich von meinem Hause fernzuhalten; statt der Einladungen zum Diner wurde er nur zum Frühstück aufgefordert, und auch dies höchst selten, aber ich bedauerte ihn

seiner Armut wegen und borgte ihm einen Hundertrubelschein nach dem andern, bis die Summe im Laufe einiger Jahre auf 6000 Rubel gestiegen war. Nun weigerte ich mich, ihm noch mehr zu geben. Nikolitsch fühlte sich beleidigt und unterließ zu meiner Freude seine Besuche.

Eines Morgens meldete man ihn. Ich fand ihn um zehn Jahre verjüngt, in einem ganz neuen Überrock, frisch rasiert, eine vielfarbige Kokarde im Knopfloch. Er war zu gleicher Zeit siegesbewußt, freudig und feierlich gestimmt. Er küßte mir die Hand, übergab mir ein Kuvert und sagte: „Ich bin gekommen, Ihnen für Ihre Güte zu danken und Ihnen die 6000 Rubel zurückzuerstatten, die ich Ihnen schulde.“ Ich sah ihn erstaunt an. „Haben Sie eine Erbschaft gemacht oder jemand beraubt?“ war der wenig schmeichelhafte Ausruf, der mir entfuhr. „Weder das eine noch das andere, aber ich habe eine Beschäftigung gefunden, die mir erlaubt, durch mein Wissen und meine Erfahrung dem öffentlichen Wohle zu nützen, und mich in Zukunft jeder Not enthebt.“ Meine Neugierde war erweckt. Ich weigerte mich, das Geld anzunehmen, auf das ich gar nicht mehr gerechnet hatte, und lud Nikolitsch ein, zum Frühstück bei mir zu bleiben. Er war ebenso gerührt durch meine Großmut wie ich durch seine unerwartete Ehrlichkeit, wir plauderten freundschaftlicher zusammen, als wir es seit langem getan hatten, denn seine Anwesenheit wurde im allgemeinen kaum von mir geduldet. Anfangs sehr zurückhaltend, teilte er mir aber später doch mit, daß eine geheime Gesellschaft zusammengetreten sei, eine Gesellschaft in der Art der Carbonarivereinigung, die unter dem Schutz der Regierung stehe. Ihr Zweck sei, die Nihilisten ausfindig zu machen, sie anzuzeigen, zu verhaften und mit dem Tode zu bestrafen. Der Vorsitzende dieser Vereinigung sei Graf Bobby Schuwalow, der Geheime Minister des Äußeren sei Fürst Kon-

stantin Belosselsky; er selbst, Nikolitsch, sei der Chef einer großen Agentur und erstatte täglich dem Fürsten Demidow San Donato, dem Geheimen Minister des Innern, Bericht. Alle Mitglieder des Jachtklubs hätten sich dieser Gesellschaft angeschlossen, große Kapitalien strömten derselben zu, denn die Altgläubigen seien gut zur Ader gelassen worden, und er, Nikolitsch, bekomme monatlich 3000 Rubel, eine bedeutende Summe für damalige Zeiten.

Bald darauf erzählte mir mein Onkel Alfred von Grote, Oberhofmarschall des kaiserlichen Hofes, daß er einen lettischen Lakaien habe, der sehr rechtschaffen, aber furchtbar dumm und ungeschickt sei. Als mein Onkel eines Tages die Geduld verlor und ihm einige harte Worte gab, antwortete der Lette in vorwurfsvollem Tone: „Exzellenz sind sehr ungerecht gegen mich, und doch habe ich Exzellenz nie anzeigen wollen!" — „Mich anzeigen, wie, weshalb, wem?" — „Der heiligen Liga, und ich hätte dafür viel Geld bekommen können." Grote fragte seinen Diener aus und erfuhr von ihm, daß man ihm eine bestimmte Summe monatlich angeboten hätte, falls er Rechenschaft über alle Gespräche geben würde, die er bei Tisch hörte. Herr von Grote fand den Gedanken, ihn verdächtig zu finden, so amüsant, daß er seinem Diener sagte, er solle den Gehaltszuwachs, den man ihm anbiete, ruhig annehmen, und er hatte auf diese Weise einen doppelt so eifrigen Diener.

Ein Lampenanzünder wurde gedungen, um den Grafen Adlerberg, Hofminister von Alexander II., zu überwachen, aber letzterer faßte die Sache nicht mit so jovialer Philosophie auf, sprach laut darüber, zog sich infolgedessen bald Ungnade zu und fiel den aufreizenden Böswilligkeiten, die über ihn verbreitet wurden, zum Opfer. Mein Bruder, Oberst und Flügeladjutant des Kaisers Alexander II., war damals Stabschef des Grenadierkorps in Moskau. Eines

Tages erschien ein Oberst bei ihm, den Graf P. Schuwalow gesandt hatte, um in Moskau unter den Offizieren Mitglieder für die heilige Liga zu werben, und der auf die Unterstützung des Stabschefs rechnete. Mein Bruder ließ sich Zweck und Mittel der Organisation erklären und antwortete, er habe bereits seinen Eid geleistet, brauche ihn daher nicht nochmals zu wiederholen, um seinem Kaiser redlich und treu zu dienen, und er wäre aus diesem Grunde außerstande, sich an der Sache zu beteiligen. Der Offizier zog sich sehr ärgerlich zurück. Mein Bruder reichte einen offiziellen Bericht an seine Vorgesetzten über diese Angelegenheit ein. Er machte die Mitteilung, daß ein Oberst gekommen sei, um die Gründung einer Geheimgesellschaft vorzuschlagen, die angeblich über das Wohl des Kaisers wachen sollte, aber daß nach seiner Meinung diese Organisation nur dazu dienen könne, das Offizierkorps zu demoralisieren, die Disziplin zu zerstören und eine unhaltbare Lage in den Regimentern zu schaffen, da man die Offiziere in mehr oder weniger zuverlässige teile. Der Bericht kam bis zum Großfürsten Wladimir, dem obersten Schutzherrn der heiligen Liga, und trug meinem Bruder dessen Übelwollen ein. Diese Verstimmung wurde von anderen unterstützt und ausgebeutet, und mein Bruder fühlte sein ganzes Leben lang die Folgen davon. In seinem Verhalten wurde mein Bruder durch seinen Freund und Kriegskameraden, den Fürsten Leonid Wiasemsky, der sich auch überaus ablehnend gegen die Tätigkeit der heiligen Liga verhielt, sehr unterstützt. Dieser vornehme Mann, der Typus eines ritterlichen Offiziers, wurde später eines übertriebenen Liberalismus angeklagt, weil er während eines Volksaufruhrs eine Frau den Händen eines sie brutal mißhandelnden Kosaken entreißen wollte. Es wurde ihm verboten, ferner an den Sitzungen des Reichsrats,

dessen Mitglied er war, teilzunehmen. Bald zeigten sich die Folgen. Die unglaublichsten Dinge geschahen und wiederholten sich immer wieder.

Vergeblich hoffte man, diese Liga würde geheimbleiben. Die Mitglieder, von denen immer 10 Mann eine Abteilung bildeten, sollten sich nicht kennen, wurden aber dagegen von allen anderen gekannt. Eines Tages war ein gewisser Zoubkow, ein sehr bekanntes Mitglied des Jachtklubs, bei mir zum Tee. Ein Lakai meldete ihm: „Gnädiger Herr, Ihr Leibwächter fühlt sich nicht wohl und bittet um die Erlaubnis, nach Hause zu gehen." — Allgemeines Erstaunen und Verlegenheit von Zoubkow. — Es erwies sich, daß die Mitglieder der heiligen Liga sich sehr beobachtet und der Rache der Nihilisten ausgesetzt fühlten und jeder von ihnen sich daher eine Leibwache zugelegt hatte. Letztere folgte überall hin, und während ihr Herr und Gebieter einen Besuch machte, zu Mittag oder Abend speiste, wartete sie auf ihn an der Gesindetafel, an der sie von der Dienerschaft bewirtet wurde und mit der Arglosigkeit der Russen von damals alle Geheimnisse dieser furchtbaren Geheimverbindung ausplauderte.

Ich erinnere mich noch an folgenden Fall. Ich hatte einen dringenden Brief an den Prinzen Ferdinand Wittgenstein geschickt. Nach einer langen Abwesenheit kam mein Bote zurück und meldete, er habe nicht die Möglichkeit gehabt, den Brief abzuliefern. Mit der rührenden Offenheit, die ich bereits erwähnte, hatte der Kammerdiener des Prinzen ihm gesagt: „Es ist unmöglich, eben dem Prinzen den Brief zu übergeben, zu dieser Stunde empfängt der Prinz die Geheimagenten." Unter diesen Umständen, wie man sieht, hörte die Geheimgesellschaft bald auf, geheim zu sein.

Noch ein Fall, über den sich ganz Petersburg amüsierte. Zu den beliebtesten Mitgliedern des Jachtklubs und der

großen Welt gehörte Fürst G. Er hatte sich auch der heiligen Liga angeschlossen, und seine polizeilichen Talente sollten auf die Probe gestellt werden. Man hatte die heilige Liga auf eine Kutscherschenke in einem der Vororte, die angeblich zum Stelldichein der bedeutendsten Nihilisten benutzt wurde, aufmerksam gemacht. Seine Auftraggeber erwarteten wohl, daß er einen Anzug wählen würde, der ihm erlaubte, unbemerkt in dieses Loch zu gelangen, aber er entschloß sich nicht dazu, seine glänzende Flügeladjutantenuniform abzulegen, und, geschmückt mit Achselband und Orden, nahm er Platz an einem Tisch des Traktiers (Restaurant der unteren Schichten), in dem er bald die Blicke der erstaunten Besucher auf sich zog. Er bestellte sich ein Glas Tee nach dem anderen in der Hoffnung, Gespräche zu hören, die ihm ein Komplott verraten würden. Der Tee erhitzte ihn immer mehr, und er vernahm nichts. Endlich näherte sich der Wirt und fragte ihn ehrerbietig, ob er ihm nicht nützlich sein könne, da er offenbar jemand erwartete. Fürst G. wurde sehr verwirrt, wußte nicht, was er antworten sollte, und zog es vor, sich zu entfernen. Alle anwesenden Kutscher erhoben sich von ihren Sitzen, um sich demütig zu verneigen, und begleiteten ihn unter Bücklingen bis zu seinem Schlitten. Fürst G. kehrte in den Jachtklub zurück und nahm dort wieder den Beobachtungsposten am Fenster der Morskaja ein, um ihn voraussichtlich nicht mehr zu verlassen.

Diese Geheimgesellschaft dauerte 1½ Jahre, verursachte viel Übel, indem sie die höheren Klassen in Verruf brachte, den Korpsgeist in den Regimentern zerstörte und die Wege für Entgleiste und Intriganten aller Art weit öffnete, die dort einen fruchtbaren Boden für ihre Fähigkeiten fanden. Als Graf Dimitri Andrejewitsch Tolstoi zum

Minister des Innern ernannt wurde, entschloß er sich, diesen Posten nur unter der Bedingung anzunehmen, daß die Verbindung, d. h. die heilige Liga, aufgelöst würde.

Erzählung des Grafen Witte.

Drei Jahre vor dem Kriege befand ich mich in Biarritz. Ich sah Wittes sehr oft. Eines Tages, als ich bei ihnen in ihrer schönen Villa in der Rue de France speiste (außer mir und Wittes waren nur noch ihre Tochter, deren Mann Naryschkin und die Mutter des letzteren anwesend), wurde von einem Gerücht gesprochen, daß sich in der Stadt verbreitet hatte, und einer der Anwesenden sagte: „Die Leichtgläubigkeit des Publikums hat wirklich keine Grenzen.“ „Wie ist das wahr“, fügte ich hinzu. „Wissen Sie, Sergei Juliewitsch, daß man seinerzeit in Petersburg behauptete, Sie seien der Erfinder dieser unglaublichen, sinnlosen heiligen Liga! Und es gab Menschen, die dumm genug waren, es zu glauben.“ Wie groß war mein Erstaunen, als ich den Grafen Witte erblassen und einen Augenblick seine Augen niederschlagen sah, seine Züge zuckten, und er sagte mit Mühe: „Nun wohl, ja, es ist wahr, daß diese Tollheit, diese Erzdummheit meinem Gehirn entsprossen ist. Jetzt erröte ich darüber, aber ich war damals sehr jung und kannte weder das Leben noch die Welt. Ich war ein unbekannter kleiner Stationsvorsteher auf der Eisenbahnlinie von Fastow. Es war in Kiew,“ fuhr er fort, „am 1. März 1881. Nach einem arbeitsreichen Tage war ich ins Theater gegangen. Vergeblich wartete man auf den Beginn der Vorstellung. Endlich erschien der Theaterdirektor auf der Bühne mit einem Telegramm in der Hand und las uns die

erschütternde Nachricht vor, daß Kaiser Alexander II. am selben Tage durch ein Bombenattentat von Nihilisten ermordet worden, daß seine beiden Beine zerschmettert und er seinen Wunden erlegen sei. Es ist unmöglich, die Erregung und den Schmerz zu beschreiben, die sich des Publikums bemächtigten. Alexander II., der Zarbefreier, war in allen Gesellschaftsschichten sehr beliebt, und diese Beliebtheit hatte infolge einer Reihe liberaler Maßnahmen, die einer bald zu erwartenden Konstitution vorausgingen, noch zugenommen.

Ich kehrte heim, wie in einem Fieberwahn, setzte mich hin und schrieb einen langen Brief an meinen Onkel, General Fadeiew, den militärischen Korrespondenten des „Golos“ und Waffenbruder und intimen Freund des Grafen Woronzow-Daschkow. Ich beschrieb ihm meinen Seelenzustand, meinen Schmerz, meine Empörung und entwickelte den Gedanken, daß alle, die so dächten wie ich, sich um den Thron scharen und eine Verbindung eingehen sollten, um die Nihilisten mit denselben Waffen zu bekämpfen, deren sie sich bedienten: nämlich des Dolchs, der Kugel und des Gifts; daß man ihre Organisationen nachahmen und auch wie bei ihnen jedes Mitglied drei Mitglieder wählen sollte, von denen wieder jedes drei neue wählte usw. Je dreißig Mitglieder bildeten eine Abteilung mit einem Anführer usw. Ich schrieb Seite auf Seite, gab mir nicht einmal die Mühe, sie durchzulesen. In jenem Augenblick schien mir dies alles so klar, einfach und unerläßlich. Am nächsten Morgen beförderte ich meinen Brief.

Mit Begeisterung leistete ich darauf unserem neuen Monarchen den Eid, besuchte mehrere Seelenmessen für Alexander II. und nahm meine täglichen Beschäftigungen wieder auf, ohne je an meinen Brief zu denken.

Monate vergingen. Eines Tages erhielt ich von

meinem Onkel Fadeiew ein Telegramm: „Komme sofort. Die Befehle wegen Deines Urlaubs sind Deinem Vorgesetzten direkt zugegangen." Ich traute weder meinen Augen noch meinen Ohren, als ein Kurier mir den Befehl brachte, mich sofort zu meinem Chef (Natschalnik Distanzii) zu begeben. Zitternd trat ich in das Zimmer dieser hohen Person ein, zu der der Zutritt für einen kleinen Beamten wie ich selten vorkam. In seinem Empfang lag etwas Unbestimmtes, Verlegenes. „Ich habe vom Minister der Wege und Kommunikationen, Admiral Possiett, den Befehl erhalten," sagte er, „Ihnen Urlaub zu geben und Ihre Abreise nach Petersburg zu ermöglichen. Wissen Sie, weshalb man Sie dorthin kommen läßt?" Ich antwortete aufrichtig, daß ich nicht die leiseste Ahnung hätte. „Sonderbar", sagte mein Vorgesetzter. „Haben Sie das notwendige Geld zur Reise? Ich bin bereit, Ihnen die Summe zu geben, die Ihnen fehlt." Ich dankte, lehnte aber ab. „Nun gut, also fahren Sie, viel Glück! Aber dies alles ist sehr sonderbar", wiederholte er und maß mich mit einem mißtrauischen Blick. Ich fand es noch sonderbarer als er.

In Petersburg erwartete mein Onkel Fadeiew mich auf dem Bahnhof. Wir fuhren zu ihm und dort, beim Samowar, löste sich das Rätsel. Mein Brief, an den ich nicht mehr gedacht und den ich einst in einer Fieberüberreizung geschrieben hatte, war von meinem Onkel dem Grafen Woronzow-Daschkow übergeben worden. Diesem gefiel er sehr, und er übermittelte ihn Kaiser Alexander III., dem der Gedanke, eine Geheimgesellschaft zum Schutze seines Thrones zu gründen, ein sehr glücklicher schien. Er ließ meinen Brief an seinen Bruder, Großfürsten Wladimir, den Chef des Petersburger Militärbezirks, gelangen mit dem Auftrage, mein schönes Projekt zu prüfen und auszuarbeiten.

„Heute abend", sagte mein Onkel, „muß ich dich auf die Fontanka ins Haus des Grafen Paul Schuwalow (in der Petersburger Gesellschaft unter dem Namen Bobby bekannt) bringen. Er ist zum Chef der Exekutivmacht unserer Verbindung ernannt, und du wirst den Hauptmitgliedern der heiligen Liga vorgestellt werden."

Zum erstenmal überschritt ich die Schwelle eines jener prunkhaften, aristokratischen Häuser, was großen Eindruck auf meine jugendliche Einbildungskraft machte. Es war auch zum erstenmal, daß ich mich in Gesellschaft dieser Persönlichkeiten befand, mit denen das Geschick mich später so oft in Berührung brachte. Anwesend waren die Großfürsten Wladimir und Alexis, der Chef des Generalstabs, General Fürst Schtscherbatow, ein Rittmeister der Chevaliergarde, Pantschulidsew, und der Hausherr. Man empfing mich sehr herzlich, feierte mich als den Urheber einer genialen Idee und teilte mir mit, mein Projekt sei ausgearbeitet und die Abteilungen (je 10 Mitglieder) gewählt worden, sagte, daß die Mitglieder sowohl im Lande als im Auslande angeworben wären und bereits eine starke, mächtige Organisation bildeten. Man erklärte mir auch das Erkennungszeichen, und ich mußte über einem Heiligenbilde den Eid leisten. Durch diesen furchtbaren, gleichfalls den Nihilisten entlehnten Eid schworen wir, unsere Kräfte, unser ganzes Leben für unseren Zweck zu opfern, und wir versprachen, nötigenfalls weder Vater noch Mutter, weder Schwester, Bruder, Frau noch Kind zu schonen.

Diese ganze Aufmachung in dem schönen Arbeitszimmer aus geschnitztem Eichenholz, mit den mit Waffen und altem Silber geschmückten Wänden machte auf mich Kleinstädter einen großen Eindruck. Ich war jedoch ganz elektrisiert, als sich die Türen zum Speisesaal öffneten. Noch niemals hatte ich so viele auserlesene Gerichte auf einer

Tafel gesehen. Ein Wein folgte auf den anderen, und ich war bereits angeheitert, als Großfürst Wladimir mir folgendes sagte: „Mein lieber Witte, wir alle haben beschlossen, Sie einer Ehre teilhaftig werden zu lassen, die Sie vollständig verdient haben. Die französische Regierung weigert sich, den Nihilisten Hartmann auszuliefern. Wir haben bereits einen Gardeulanen Poliansky mit dem Befehl nach Paris geschickt, Hartmann zu vernichten. Reisen Sie morgen ab und überwachen Sie Poliansky. Wenn er seiner Verpflichtung nicht nachkommt, wenn er zögert, die Tat auszuführen, nun gut, dann töten Sie ihn. Aber ehe Sie es tun, erwarten Sie unsere endgültige Weisung. Sie werden stets die Möglichkeit finden, durch unseren Agenten in Paris mit uns in Verbindung zu treten; dieser Agent besitzt unser Vertrauen und steht an der Spitze unserer ausländischen Agentur. Sie können ihn alle Tage zwischen 12 und 3 Uhr bei Durand, Boulevard de la Madeleine, finden. Ziehen Sie ihn in allen schwierigen Lagen zu Rate. Ich fragte nach seinem Namen. Der Großfürst sagte mir: „Geben Sie sich durch unser Geheimzeichen zu erkennen, und er wird Ihnen selbst seinen Namen sagen." Man gab mir die Summe von 20 000 Rubeln. Ich hatte noch nie soviel Geld auf einmal gesehen.

Den nächsten Morgen brachte mein Onkel Fadeiew mich zum Zuge. Ich hatte starke Kopfschmerzen nach dem Gelage des Vorabends, und erst in Wirballen kam ich ganz zum Bewußtsein und fing an, über dieses sonderbare Abenteuer nachzudenken, dem ich, und zwar nicht durch eigene Schuld, entgegensteuerte. Ich hatte es nie für möglich gehalten, als ich meinen enthusiastischen Schülerbrief an meinen Onkel schrieb, daß dies alles so ernst genommen und eine Staatsangelegenheit daraus gemacht wer-

den würde. Zu gleicher Zeit war ich entsetzt über die mir zugefallene Rolle und den furchtbaren, mich bindenden Eid. Die Aussicht, Blut vergießen zu müssen, ließ mich vor Schrecken erstarren. Endlich langte ich in Paris an und stieg in dem mir vom Großfürsten bestimmten Gasthaus im Quartier latin ab. Drei Tage hintereinander frühstückte und speiste ich an einem kleinen Tischchen unweit von dem Manne, den ich ermorden sollte. Am Abend des dritten Tages näherte mein zukünftiges Opfer sich mir und sagte: „Ich bin Poliansky, ich habe von einem Mitgliede unserer Geheimverbindung die Mitteilung erhalten, Sie seien hierhergeschickt, um mich zu töten, falls ich Hartmann nicht umbringe. Ich muß Ihnen sagen, daß alle meine Maßnahmen in dieser Richtung getroffen sind; ich habe die Mörder gedungen und erwarte Weisungen aus Petersburg, aber sie kommen nicht, und ich glaube, es ist besser, wir sprechen offen über diese Angelegenheit. Ich bin entschlossen, die von mir übernommene Verpflichtung zu erfüllen, folglich hoffe ich nicht durch Ihre Waffe zu fallen, und wir haben Zeit und Möglichkeit, uns beide zu retten."

Durch dies Gespräch fiel mir ein Stein vom Herzen; ich kannte niemand in Paris, langweilte mich furchtbar, und nun verbrachte ich den ersten angenehmen Abend mit meinem Kollegen von der heiligen Liga, der, bevor er einen Mord ausführen oder durch mich ermordet werden sollte, mit mir ins Theater und darauf in ein Restaurant ging, um zu speisen.

Am nächsten Morgen war alles noch beim alten, und ich erinnerte mich plötzlich, daß mir geheißen worden war, zu Durand zu gehen, wo ich ein geheimnisvolles Wesen finden sollte, das mir die nötigen Weisungen geben würde. Ich setzte mich an einen kleinen Tisch bei Durand und machte jedem, der eintrat, das kabbalistische Zeichen unserer Kar-

bonari, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Die einen gingen vorbei, ohne mich anzusehen, die anderen schienen erstaunt zu sein, und da ich die Zeichen häufig wiederholte, glaubte man, ich sei ein Epileptiker. Ich wurde schon ganz mutlos, als ein Individuum mit großen schwarzen Augen und einem unheimlichen Äußern an meinem Tisch vorbeischritt, stehenblieb und, meine Zeichen bemerkend, sie wiederholte — es war mein Mann. Er setzte sich an meinen Tisch und nannte seinen Namen; er hieß Zographo. Darauf sagte er mir, er habe Nachricht erhalten, daß die Bemühungen der Botschaft Erfolg gehabt hätten, es sei gelungen, zu beweisen, daß der Nihilist Hartmann ein gewöhnlicher Verbrecher sei und infolgedessen seine Auslieferung stattfinden würde. Wir brauchten daher den Mord nicht auszuführen. Diese Befehle des Zentralkomitees waren durch den Prinzen Ferdinand Wittgenstein, der auch der Verbindung angehörte, nach Paris übermittelt worden. Wir verbrachten die Nacht lustig zusammen in einer der Institutionen von Paris, die nichts gemein mit einem Frauenkloster haben. Ich blieb noch eine Woche in Paris und gab fröhlich das Geld der heiligen Liga mit den anderen aus; diesen Herren verdanke ich es, Paris so gut kennengelernt zu haben.

Ich kehrte nach Petersburg zurück, wo ich feststellen konnte, daß das Interesse für mich geschwunden war. Ich wurde nicht mehr in die hohen Kreise unserer Geheimverbindung eingeladen und kehrte nach Kiew zurück, um meine Stellung auf der Linie von Fastow wieder einzunehmen, wo ich einige Zeit verblieb.

Es fällt mir noch ein anderer Zwischenfall ein, der dasselbe Thema berührt und noch einmal den Leichtsinn der einen und die Skrupellosigkeit der anderen beweist. Ich speiste viele Jahre, nachdem die heilige Liga aufgehört hatte,

zu existieren, bei meinen alten Freunden Durnowo in Ochta (in der Nähe von Petersburg) zu Abend. Ich weiß nicht mehr, wie wir auf diese sonderbare Organisation zu sprechen kamen. General Durnowo sagte zu uns: „Um dieses Unternehmen zu beurteilen, muß man es, wie alle Dinge auf dieser Welt, unter dem Gesichtswinkel seiner Zeit ansehen. Wohlan! Ich werde Ihnen sagen, daß diese „heilige Liga" trotz ihrer unvollkommenen Seiten und gewisser Kindereien, die ich als erster bereit bin, zuzugeben, doch der Monarchie große Dienste geleistet hat. So gab es in jener Zeit eine große Verschwörung der internationalen Revolutionäre, die bezweckte, den Thronerben, d. h. Nikolaus II., gewaltsam zu entführen, und wir verdanken es einzig der heiligen Liga, diese ganze Sache vereitelt und unseren zukünftigen Herrscher gerettet zu haben. Übrigens kann Ihnen Reutern, der anwesend ist, mehr darüber berichten, wenn er dazu aufgelegt ist." Reutern, Oberst und Flügeladjutant des Kaisers, brach in ein homerisches Gelächter aus, seine ganze Gestalt, seine Gesichtszüge verzerrten sich bei diesem uns unbegreiflichen Lachanfall. „Was haben Sie, Sax?" fragte ihn Madame Durnowo. „Woher kommt Ihr plötzlicher Heiterkeitsanfall?"

„Nun gut," sagte er — und lachte immer lauter —, „ich werde Ihnen diese dunkle Geschichte erzählen. Eines Abends soupierte ich mit einem Freunde, der Untersuchungsrichter gewesen war, während ich die Stellung eines Gehilfen des Staatsanwalts in Warschau bekleidete. — Es war im November, das Wetter war abscheulich, ich fieberte, hatte Schmerzen am ganzen Körper und hatte außerdem eine große Summe im Jachtklub verloren. Mein Freund klagte gleichfalls über Rheumatismus. ‚Und wenn man bedenkt,' meinte er, ‚daß es Glückliche gibt, die morgen das azurblaue Meer, einen blauen Himmel sehen

können, während wir noch monatelang diesen Dreck haben werden. Äh.' — Da kam mir eine plötzliche Eingebung. Ich besaß keinen Heller, und eine Reise in den Süden lag für mich ganz außerhalb des Bereichs der Möglichkeiten. Wenn ich mit einem Auftrag dahin geschickt werden könnte, aber wie? Zuerst, nur zum Spaß, erfanden wir eine weitgehende Verschwörung, die wir berufen sein würden, aufzudecken und die uns die Mittel zu einer italienischen Reise verschaffen sollte. Allmählich nahm dieser Plan Gestalt an, mein Freund glaubte zwar nicht an den Erfolg, aber ich, der ich den Fürsten Belosselsky, Paul Demidow und die anderen durch und durch kannte, versicherte ihm, daß sie leichtgläubig genug seien, um alles hinunterzuschlucken. Wir verfaßten zuerst anonyme Denunziationen, später versahen wir sie mit erdachten Unterschriften, und ich amüsierte mich königlich beim Anblick dessen, wie alle diese neugebackenen Sherlock Holmes sich ködern ließen.

Endlich nahm mich Bobby Schuwalow, der wohl sehr klug, aber ein starker Morphinist war und immer an irgendeiner fixen Idee litt, im Jachtklub beiseite und fragte mich, ob ich es übernehmen würde, nach Rom zu reisen, um mit der italienischen Polizei über diese Verschwörung zu sprechen, deren Mittelpunkt ich mich wohlweislich bemüht hatte, in die Hauptstadt Italiens zu verlegen. Schuwalow bemerkte noch, daß ich mich als gewesener Staatsanwalt ganz besonders dazu eigne, diese Angelegenheit zu einem guten Abschluß zu führen. Ich willigte ein, stellte aber als Bedingung, daß mich ein tüchtiger Untersuchungsrichter begleiten sollte.

Auf diese Weise, mein lieber Peter Pawlowitsch — nach 15 Jahren kann ich es Ihnen ja gestehen —, habe ich Sie, alle hinters Licht geführt."

General Tscherewin.

Neulich befand ich mich in der Gesellschaft eines fanatischen Antisemiten, eines rechtschaffenen achtbaren Mannes, der aber wie alle Fanatiker mit Scheuklappen versehen war und eine große Vorliebe für Pogrome hatte. Ich habe viel mit ihm darüber gestritten. Ich verstehe, daß jedermann die Freiheit besitzt, seinen Umgang zu wählen. Ich verstehe, daß man nicht mit dem einen oder anderen in Berührung kommen will, aber das ist kein Grund, sie auf einem Scheiterhaufen verbrennen zu wollen oder anzusehen, wie ihre Kinder gemetzelt werden. Von Jugend auf verhielt ich mich immer ablehnend gegen alle Ausnahmegesetze, ich verabscheute jeden Haß und jede Ungerechtigkeit. Druck ruft Gegendruck hervor, und in vielen Dingen, die heute geschehen, erkenne ich die Rache des Juden für die Unterdrückung, deren Opfer er seit Jahrhunderten, besonders in Rußland, war, wo Gesetz und Vorurteil sich verbanden, um aus ihm einen Paria zu machen.

Graf Pahlen, der zum Vorsitzenden einer Kommission gewählt worden war, die die jüdische Frage prüfen sollte, begann seinen Bericht an Kaiser Alexander III., den antisemitischsten aller Herrscher, mit folgenden Worten:

„Majestät, die Juden haben sich immer wie Juden gegen die Christen benommen, aber im Gegensatz dazu haben die Christen nie wie Christen gegen die Juden gehandelt."

Nach dieser Abschweifung werde ich eine Begebenheit schildern, deren Anfang sich in meinem Hause abspielte und die die absolute Willkür der Regierung jener Zeit charakterisiert. Alexander III. hatte einen Günstling, den General

Tscherewin, der an der Spitze der Ochrana (Bewachung) stand. Sein Amt gewährte ihm unbeschränkte Rechte in allen Zweigen der Administration. Er verkörperte in sich die ganze autokratische Machtbefugnis, und niemals hat ein asiatischer Selbstherrscher diese Macht weitgehender ausgenützt als er. Er war ein Waffenbruder und Freund meines Mannes. Er wohnte uns gegenüber auf der Sergievskaia, und eines Tages, als er sich zum Mittag bei mir anmeldete (ich war damals Witwe), hatte ich noch einen anderen Tischgenossen unseres Hauses, Nikita Vsevolojski, sowie einen Herrn Zoubkow, ein allgemein beliebtes Mitglied des Jachtklubs, eingeladen. Kaum befanden wir uns im Speisesaal, da meldete einer meiner Diener, daß Oberst B., Flügeladjutant des Kaisers, General Tscherewin zu sprechen wünsche. Er verließ die Tafel, ließ uns recht lange auf seine Rückkehr warten, und bei seinem Wiedererscheinen gab er einem Lakaien den Befehl, umgehend einen Gendarmenoberst, den Chef seiner Kanzlei, kommen zu lassen. „Was geht vor?" fragten ihn alle. Tscherewin trank einige Schnäpse, und in guter Laune versetzt, erzählte er uns wie eine einfache, ganz selbstverständliche Tatsache, sein Freund sei gekommen, um seine Hilfe in folgender Angelegenheit in Anspruch zu nehmen: Frau S. hatte einen Prozeß mit Herrn v. T. Dieser Prozeß wurde von einem jüdischen Advokaten geführt. Letzterer sollte am übernächsten Tage die Verteidigung führen, und es war mehr als wahrscheinlich, daß T. den Prozeß gewinnen würde. Frau S. lag es daran, Zeit zu gewinnen, und daher schickte sie um Rat zu Tscherewin. „Ich will mir kein Kopfzerbrechen darüber machen, und ich werde diese Schwierigkeit auf sehr einfache Weise meistern. Ich werde den verfluchten Juden noch diese Nacht als politisch verdächtig verhaften lassen, und er wird eine Spazierfahrt nach

Sibirien unternehmen; wenn man hier Zeit gehabt haben wird, sich umzusehen, werden wir ihn zurückkehren lassen." „Aber das ist eine Niederträchtigkeit," rief ich, „ich hoffe, es ist nicht wahr, Sie spaßen. Sagen Sie mir, daß Sie spaßen, ich beschwöre Sie." — „Aber nein, ich kann doch nicht meine vertrauten Freunde und einen schmutzigen Juden auf dieselbe Wage tun, einen Juden, der, wenn er auch heute nicht schuldig ist, es gestern war und morgen sein wird." — „Auf alle Fälle ist Ihre Wage nicht die Wage der Gerechtigkeit", und ich flehte Zoubkow und Nikita Wsevolojski an, mich zu unterstützen. Beide waren verlegen, denn beide fürchteten den allmächtigen Tscherewin, an den sie sich mehr als einmal in Angelegenheiten gewandt hatten, deren Gesetzmäßigkeit ebenso zweifelhaft war. Das Mittagessen nahm einen trüben Verlauf. Mein Herz war bedrückt, und diese häßliche, in meinem Hause vollführte Handlung schien mich fast zur Mitschuldigen zu machen. Ich versuchte noch auf diese Angelegenheit zurückzukommen, aber Tscherewin wurde aufgebracht! Er trank viel Wein und stand halb berauscht vom Tisch auf. In diesem Augenblick wurde der Gendarmenoberst gemeldet. Sie zogen sich in ein anderes Zimmer zurück, baten noch um Papier und Tinte, und dort wurde das Schicksal des unglücklichen B. besiegelt. Von diesem Tage an hatte Tscherewin ein Vorurteil gegen mich. Was den unglücklichen Advokaten B. betrifft, so hörte ich später, daß diese Geschichte sich folgendermaßen abwickelte: Die Frau des Advokaten erwartete ein Kind und erlitt infolge der großen Aufregung am Tage nach seiner Verhaftung eine Fehlgeburt, an der sie starb. Nach drei Monaten kehrte B. aus seiner Verbannung in sein verödetes Heim zurück, nachdem eine Scheinuntersuchung seine Unschuld bewiesen hatte. Kurze Zeit darauf verließ er Rußland und ließ sich in Paris nieder, wo er noch lebt.

Der Jachtklub.

Baron Barthold Huene, der mit der reizenden Miß Lothrope, der Tochter eines früheren amerikanischen Botschafters in Petersburg, verheiratet war, erzählte mir folgendes: Als er im Jahre 1920 in Paris war, wandten sich verschiedene Russen des high life an ihn mit dem Vorschlag, an dem Wiederaufbau nicht des russischen Reiches, sondern des Jachtklubs unter dem Vorsitz von Sasonow teilzunehmen. Man hatte bereits ein Lokal ausgesucht und war schon in Unterhandlung mit einem russischen Koch, der mit Hilfe von Blini, Pirogi, Bitki und Ucha* die patriotischen und nationalen Gefühle stärken sollte. Aber es traf ein, was unglücklicherweise fast in jeder russischen Organisation eintritt: der Mangel an Einigkeit ließ dieses Unternehmen scheitern wie alle anderen.

Und dieses Mal ist es leider unmöglich, Verbündete oder Feinde, Jesuiten, Freimaurer oder den deutschen Generalstab zu beschuldigen, denn sie nahmen gar keinen Anteil daran, nicht einmal als Kapitalgeber.

Jachtklub, welches Zauberwort! Wie viele Leute, die die Morskaja durchschritten, warfen neidische Blicke auf dieses Heiligtum, das der Gegenstand ihrer heißesten Wünsche war. Ich sehe im Geiste noch die Mitglieder dieser Verbindung an den Fenstern des Klubs kleben, der eine auf dem anderen hockend, stolz auf ihre Wichtigkeit, überzeugt von ihrer Erhabenheit, stundenlang das Leben auf der Morskaja beobachtend.

Einem gewissen jungen Mann, der noch am Vorabend seiner Ballotage sanft, bescheiden, wohlwollend war, ge-

---

* Russische Gerichte.

nügte eine Woche, um ihn herablassend und gegen alle hochmütig zu machen. Er sprach von seinem Klub, als ob es der Senat oder der Reichsrat wäre. Sprach man in seiner Gegenwart von Politik, so entschied er alle Fragen, deren Lösung die Staatsmänner oft vergeblich suchten, mit den Worten: „Der Jachtklub sagt . . . der Jachtklub findet... der Jachtklub hat entschieden . . .“ Diese Anmaßung war aber nicht so unbegründet, wie sie auf den ersten Blick zu sein schien. Die beständige Anwesenheit der Großfürsten im Klub, besonders die des allmächtigen Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, die sich daraus ergebende Vertraulichkeit derselben mit den anderen Mitgliedern, die Tatsache, daß viele Minister, viele einflußreiche Persönlichkeiten aus der unmittelbaren Umgebung des Kaisers ihre Abende dort verbrachten, ergab, daß gar manche Karriere sich dort anbahnte, mancher Ruf dort begründet oder vernichtet wurde. Die Leichtigkeit des Lebens, die Möglichkeit, seine Anliegen in die hohen Kreise dringen zu lassen, machten aus den Klubmitgliedern bevorzugte Wesen. Es gab in Rußland zwei Arten von Untertanen Sr. Majestät: die einen mehr oder weniger vom Schicksal begütert, mehr oder weniger glücklich — die anderen die Mitglieder des Jachtklubs, ein besonderes Geschlecht, dem alles erreichbar war.

Von dort war es, daß viele Jahre hindurch, bis zum Augenblick, wo die demokratische Welle mit steigender Flut Rußland überschwemmte, von dort war es, sage ich, daß man sich die Kandidaten für die hohen administrativen, diplomatischen und Hofstellungen holte und die Kommandeure der Garderegimenter wählte. Sie wurden mit Auszeichnungen überschüttet, denn es war leicht, während man mit dem und jenem Minister speiste, diesen oder jenen Posten zu erhalten. Gewöhnlich ist ein Klub eine von einer gewissen Zahl von Leuten organisierte Vereinigung, die zu-

sammenkommt, um billiger und besser zu speisen, als sie es in einem Restaurant tun konnte, und um ein gewisses gemeinschaftliches Wohlbehagen zu genießen, das für den einzelnen schwierig zu erlangen wäre. Aber nirgends hat je ein Klub, ausgenommen die politischen Klubs der französischen Revolution (Jakobiner, Girondiner- und Feuillantiner-Klubs), solch eine Einheit der Gedanken oder Gefühle dargestellt.

Der Jachtklub war eine Körperschaft, die vom Geiste der Garderegimenter geleitet wurde. Während ich, Frau und Schwester von Militärs, in meinem Hause mehrere Generationen von Offizieren heranwachsen sah, habe ich mich immer gewundert und zuweilen auch aufgelehnt gegen den Korpsgeist, wie er bei uns aufgefaßt wurde. Ich verstehe, daß der Korpsgeist mich so weit bringen kann, daß ich demjenigen, der meine Uniform trägt, diese entziehen will, wenn er sie durch eine strafbare Handlung entehrt. Aber bei uns wurde er anders verstanden. Der Offizier, der diese oder jene sträfliche Handlung ausgeführt hatte, wurde weniger beschuldigt als der zufällige Zeuge, der darüber Mitteilung machte. Gegen diesen Unglücklichen wandte sich die ganze Empörung, die ganze Wut der Korporation und die Rache des einzelnen sowie der Gesamtheit. Was den Waffenbruder selbst betraf, so wusch man ihm insgeheim den Kopf, aber im übrigen war man hauptsächlich darauf bedacht, seine Schuld zu verbergen, zu schwören, daß niemals etwas Derartiges geschehen sei, und dem unfreiwilligen Zeugen das Leben unerträglich zu machen.

Der Russe kann zuweilen ein schlechter Sohn, ein schlechter Bruder, Vater oder Mann sein, er ist aber immer ein guter Kamerad. Von Kindheit an überragt dies Gefühl in seiner Seele alle anderen. In der Schule, im Gym-

nasium, in der Kadettenanstalt bildet man diese Tugend bei ihm aus. Später im Regiment lernt er, daß es nichts bedeute, seine Familie zugrunde zu richten, daß es aber ein Verbrechen gegen die Kameradschaft sei, für die Schulden seines Kameraden nicht zu bürgen, und, wenn die eigene Unterschrift nicht genüge, diejenige seiner Frau oder Mutter indirekt zu verpfänden.

Es gab ein Regiment, die Gardehusaren, in dem die gegenseitige Bürgschaft offiziell verlangt wurde, und ich kenne Familien, die stolz waren, ihre Söhne die elegante Uniform tragen zu sehen, und die später blutige Tränen weinten, wenn es galt, ihr Haus, ihr Landgut oder ihren Schmuck zu verkaufen, um Schulden zu bezahlen, die nicht ihre Söhne gemacht hatten.

So wurde, als Fürst Paul Lobanow 800 000 Rubel Schulden gemacht hatte, die Zahlung dieser Summe zwangsweise unter seine Kameraden verteilt; viele dieser Offiziere mußten infolgedessen den Dienst quittieren und ein dunkles Dasein auf dem Lande fristen.

Letztes Jahr, als ich im Oktober in München war, traf ich dort im Hotel Continental einen Türken, Aziz Bei, den ich über 30 Jahre nicht gesehen hatte und den ich als jungen, eleganten Adjutanten des Sultans in Petersburg gekannt hatte. Er war dem Garderegiment zu Pferde attachiert, und fünf Jahre lang traf man Aziz in den elegantesten Salons und Restaurants, bei den Rennen und concours hippiques. Ein schöner Jüngling, tadelloser Kavalier, guter Tänzer — war er sehr beliebt, und da er außerdem noch ein waghalsiger Spieler war, schätzte man ihn sehr im Jachtklub. Ich fand ihn nun alt, krank, ohne Heller wieder; er führte in München ein Leben voll Entbehrungen und zehrte von seinen Erinnerungen. Als fatalistischer Muselmann trug er den Ruin seines Vater-

landes mit Fassung, war gleichgültig gegen den Untergang des unseren und wiederholte ohne Ende: „Alles ist aus ... alles ist aus ... das ist mir gleichgültig ... das ist mir gleichgültig ... Nichts interessiert mich mehr ..." Eines Tages jedoch fragte er mich, ob der Jachtklub noch immer so gedeihe. Ich sah ihn mit höchstem Erstaunen an: „Welche komische Frage stellen Sie, Aziz Bei, wie können Sie annehmen, daß der Jachtklub unter den Bolschewiken noch bestehen könne? Dort befindet sich jetzt irgendeine revolutionäre Organisation, und an derselben Stelle, an der die Mitglieder des Jachtklubs und Sie stundenlang beobachteten, was sich in der Morskaja zutrug, sah ich Frauen mit Schreibmaschinen sitzen." Aziz wurde ganz aufgeregt auf seinem Sitz, unerwartete Töne entrangen sich seiner Kehle. Er faßte sich mit den Händen an den Kopf, sein Fatalismus verließ ihn, und er rief: „Allah, Allah, ist es möglich, ich kann es nicht glauben! Wie, diese elegante, so mächtige Organisation, diese Leute, die alles wußten, alles konnten, diese feschen Leute existieren nicht mehr? Welches Unglück, welches Unglück! Dann ist Rußland wohl verloren, es ist aus, ganz aus! Aber ums Himmels willen, sagen Sie mir, wohin geht jetzt Serge Belosselsky? Wo verbringt Wladi Orlow seine Abende? Wo arrangiert Fürst Boris Wassiltschikow seine Pokerpartie? Allah, Allah, welches Unglück!" Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich sagte, daß Serge Belosselsky einen Klub in London gefunden, daß Wladi Orlow sich ein Heim in Paris gegründet habe, daß Fürst Boris Wassiltschikow sich in einem Sanatorium in Baden befinde und augenblicklich auf seine Pokerpartie verzichte. Den nächsten Morgen sagte mir Aziz, der bleich und ganz verfallen aussah, er habe die Nacht nicht schlafen können, und ich sah in der Tat, daß er, den der Untergang

8*

von vier großen Reichen unempfindlich gelassen hatte, es nicht über sich bringen konnte, den Verlust des Jachtklubs zu verschmerzen.

Ein Liebling des Hofes und der Stadt.

Es war im Frühling des Jahres 1873. Ich war in meinem Wagen gekommen, um meine Freundin, Fürstin Lise Kurakin, abzuholen und mit ihr eine Spazierfahrt durch Petersburg zu machen. In der Morskaja wurde unser Wagen, der im Schritt fuhr, durch eine Droschke von hinten gewaltsam angestoßen. Ein junger Offizier der Chevaliergarde begann, anstatt anzuhalten und sich zu entschuldigen, unsern Kutscher, der ganz unschuldig an diesem Mißgeschick war, in gröblichster Weise zu beschimpfen. Als die beiden Wagen sich schließlich voneinander lösten, sprach der Offizier noch zum Abschied ein paar kräftige Worte aus und zeigte die Faust, eine Geste, die ebensogut uns wie dem Kutscher gelten konnte. Ich kehrte ganz empört nach Hause zurück und erzählte diesen Vorfall meinem Bruder, der Regimentsadjutant der Chevaliergarde war. Er war außer sich über dieses wenig ritterliche Benehmen seines jungen Kameraden und stellte gleich eine Nachforschung an. Es erwies sich noch am selben Tage, daß der Eigentümer der Droschke, den wir getroffen hatten, ein junger Offizier der vorjährigen Beförderung, Zögling der Kavalleriejunkerschule war und Nicolajew hieß. Als Erklärung oder vielmehr Entschuldigung seines Benehmens gab er an, von 12 bis 4 Uhr gefrühstückt zu haben und zu jener Stunde ganz berauscht gewesen zu sein.

Seitdem habe ich mich noch oft an die schlechte Er-

ziehung dieses Nicolajew stoßen müssen, denn er war vom Schicksal dazu bestimmt, einer der beliebtesten Männer von Petersburg zu werden, und die hohen Kreise der Hauptstadt beweinten seinen Tod mehr, als sie den eines großen Feldherrn beweint hätten. Ich glaube, dieser junge Mann hätte in keiner anderen Stadt Europas Erfolge haben können. Er besaß weder Verstand noch Vermögen, er war dunkler Herkunft, seine Kenntnisse waren gleich Null, keine einflußreiche Familie stützte ihn. Niemand kannte je ein Glied seiner Verwandtschaft. Es verlauteten unbestimmte Gerüchte darüber, daß sein Vater als Ingenieur-General zu einem gewissen Wohlstande gekommen sei, als er Immobilien des Fiskus verwaltet hatte. Sein Onkel war Polizeimeister (Ispravnik) eines Kreises des Gouvernements Tula. Damals war Nicolajew ein stämmiger Bursche, weiß, rosig, mit schönen Zähnen, buschigem Haar, plump von Benehmen, derb in seiner Sprechweise und verstand kaum Französisch. Er galt als guter Kamerad, d. h., er war immer bereit, in Gesellschaft anderer Weinflaschen zu leeren, des Nachts eine Troikafahrt zu machen und die Zigeuner zu besuchen.

Die erste Frau, die ihn auszeichnete, war die Fürstin Nelly Bariatinsky. Er wurde ein täglicher Tischgenosse ihres Hauses. Es lag etwas Verwandtes in dem so wenig verfeinerten Wesen beider. Mein Vetter, Alexander Bariatinsky, war Oberst, Stabsoffizier des Chevaliergarderegiments (die Garderegimenter wurden von Generalen kommandiert). Sein Haus war sehr gastfrei und nicht nur von der eleganten Welt, sondern auch vom Hofe besucht, besonders vom Hofe des Großfürsten Wladimir. Nicolajew trat in diesem Rahmen besonders hervor, man lachte über sein ungereimtes Französisch und über die häufigen Beweise seiner Unwissenheit. Sein Mangel an Bildung wurde zur

Grundlage seines Erfolges, was keine Seltenheit in unserer an Gegensätzen so reichen Hauptstadt war. Er trat in den Jachtklub ein und fing an zu spielen. Er spielte mit Glück und Kaltblütigkeit, und die Summen, die er dort gewann, bildeten die Grundlage seines Vermögens. Immer gut gelaunt, von niemand Übles redend — mehr aus Berechnung als aus Wohlwollen — kam er durch den Jachtklub mit einflußreichen Männern in Berührung, deren beständiger Tischgenosse, ja ich würde sogar sagen, Schmarotzer er wurde. Mit einer gewissen Schlauheit legte er sich eine unabhängige Haltung an und sogar einen Anstrich von Überlegenheit gegen diejenigen, die ihm Speise und Trank gaben. Aus diesem Grunde wurde ihm nie der verdiente Beiname „pique-assiette“ gegeben.

Die Großfürstin Maria Pawlowna, von dieser Mode angesteckt, lud ihn auch ein. Es gehörte damals zum guten Ton, daß er bei keinem Frühstück oder Mittag fehlen durfte. Man sah ihn an allen öffentlichen Orten, im ersten Rang aller Ballettvorstellungen, bei allen Pferderennen, eine große Zigarre im Munde und ohne Ende die Worte „Scharmant, scharmant!“ wiederholend, die er ohne Auswahl auf alles bezog. Der einzige Mißerfolg, den dieser Liebling des Schicksals hatte, war, als er eines Tages beim Regimentsfest der Chevaliergarde erwartete, die Achselbänder als Flügeladjutant des Kaisers zu bekommen. Um diese Auszeichnung hatte seine erlauchte Protektorin den Kaiser Alexander II. gebeten, doch dieser teilte die allgemeine Vorliebe für Nicolajew nicht und ernannte Michael Paschkow, einen jungen Mann aus gutem Hause und von guter Erziehung, zum Flügeladjutanten. Nicolajew wurde diese Ehre erst viel später unter der Regierung Alexanders III. zuteil, nachdem er der Kotillontänzer der Kaiserin geworden war.

Die Jahre vergingen, und nachdem er 18 Monate lang ein Dragonerregiment in Kowno kommandiert hatte, bekam er das Chevaliergarderegiment, das vakant geworden war, und seitdem kann man sein Leben in wenigen Worten zusammenfassen: Frühstück, glückliches Spiel, Mittag, Abendessen, wieder Frühstück, Mittag, Abendessen, glückliches Spiel. Weder öffentliche Ereignisse noch menschlicher Schmerz störten je sein Leben. Nicolajew war ausschließlich nur mit reichen und hochgestellten Persönlichkeiten befreundet, er nahm seinen Sommeraufenthalt in ihren Palästen und setzte sich an ihre reichen Tafeln; auf diese Weise lebte er auf so großem Fuß, als hätte er eine Jahres-Einnahme von 200 000 Rubel. Dieser, bei allen so beliebte Mann hat niemals jemand einen Blumenstrauß oder ein Mittag bestellt, niemals eine Visite gemacht, und es war bei ihm ein Grundsatz, einer bereits angenommenen Einladung nicht Folge zu leisten, falls er eine andere erhielt, die ihm angenehmer war oder ihm mehr schmeichelte. Selbst sein Tod verlief glücklich für ihn. Bedroht durch den Krebs, folglich von den furchtbarsten physischen Qualen, verlosch sein Leben plötzlich, ohne Schmerz noch Todesqual, bedauert von allen, die ihm dankbar zu sein schienen für die Mahlzeiten, die er bei ihnen einzunehmen pflegte. Sein Leichenbegängnis war ein gesellschaftlicher Triumph, und wenn er hätte sprechen können, hätte er gesagt: „Sehr schick, sehr schick", diese Worte, die er mit Vorliebe an der rechten und unrechten Stelle gebrauchte.

Ein diplomatischer Zwischenfall.

Diejenigen, die selten mit Botschaftern und Ministern, den Mächtigen dieser Erde, in Berührung kommen, nehmen gewöhnlich alles, was diese betrifft, sehr ernst, und messen ihren Worten und Handlungen große Bedeutung bei. Wenn man indessen wüßte, was für Kindereien und Nichtigkeiten oft dahinter stecken, würde man erstaunt sein. Es kommt mir eine sehr amüsante Geschichte in den Sinn, über die in Petersburg viel gesprochen wurde und von der ich erst später Aufschluß bekam. Unter der Regierung Alexanders III. gab es einen Herrn Lamansky, der Direktor der Staatsbank war und als Finanzmann sehr geschätzt wurde. Unglücklicherweise war er mit einer sehr wenig anziehenden Frau verheiratet. Sie hatte ein heftiges Bestreben, in die höheren Kreise zu gelangen, die jedoch wenig Sympathie für sie empfanden und alle ihre Annäherungsversuche energisch zurückwiesen.

Dieses Ehepaar hatte die Manie, die allergroßartigsten Diners zu geben, zu denen immer einige Minister und Botschafter eingeladen wurden. Diese sagten gewöhnlich ab und ließen sich irgendwie vertreten, und die armen Lamanskys hatten jedesmal die Enttäuschung, sich in Unkosten für Leute gestürzt zu haben, die sie nicht eingeladen hatten und die im letzten Augenblick erschienen, um die Plätze der Ferngebliebenen einzunehmen. Eines Tages hatten sie zu einem ihrer großen Festmahle den französischen Botschafter, Marquis de Montebello, und den deutschen Botschafter, General von Werder, eingeladen. Unter der Zahl der übrigen Gäste, die von geringerer Be-

deutung waren, befand sich auch Graf Rex, der deutsche Botschaftsrat, und mehrere Gesandte und Sekretäre verschiedener Länder.

Marquis de Montebello, der bereits unzählige Einladungen in diesem Hause abgesagt hatte, beschloß, diesmal zu kommen. Aber da er den Wunsch hatte, diese Gesellschaft so schnell wie möglich zu verlassen, schärfte er dem Grafen Vauvineux, dem französischen Botschaftsrat, ein, er möchte ihm zum Ende der Mahlzeit einige Worte senden, die als Entschuldigung dienen könnten, indem er ihm mitteilte, daß soeben wichtige Depeschen eingetroffen seien, die seine Anwesenheit in der Botschaft notwendig machten.

General von Werder war auch viele Male zu Lemanskys eingeladen worden, aber er beschloß, auch dieses Mal fernzubleiben. Von schlichtem und einfachem Sinne, zerbrach er sich nicht lange den Kopf, um Entschuldigungen zu finden, und schickte einfach seinen Leibjäger, um mündlich zu bestellen, daß der Botschafter nicht zum Diner erscheinen könne, da Kaiser Alexander III. plötzlich seine Anwesenheit in Gatschina verlangt habe. Darauf fuhr er ruhig, seiner Gewohnheit gemäß, zu Frau P., in deren Hause er meistens seine Abende zubrachte. Der französische Botschafter wurde im Vorzimmer von Herrn Lamansky empfangen, und dieser teilte ihm den Grund des Ausbleibens des Generals von Werder mit. Zu jener Zeit führte Alexander III. ein sehr zurückgezogenes Leben in Gatschina, kam höchst selten in die Stadt und sah fast niemals einen Botschafter. Die plötzliche Berufung des Generals von Werder konnte daher eine der ernstesten politischen Krisen bedeuten. Über diese Mutmaßung nachdenkend, wurde Herr von Montebello sehr still und sorgenvoll, äußerte kein Wort während des ganzen Diners, aß wenig,

trank noch weniger, und als er von Tisch aufstand, übergab man ihm den verabredeten Zettel vom Grafen Vauvineux, der ihn in die Botschaft zurückrief. Lamansky geleitete ihn hinaus und sagte, er verstehe die Notwendigkeit für Seine Exzellenz, das erhaltene Telegramm so schnell wie möglich zu entziffern.

Als Lamansky in den Salon zurückkehrte, fand er die Gesellschaft ganz bestürzt. Gruppen hatten sich gebildet, flüsternd setzten sie die Abfahrt des französischen Botschafters mit der Berufung des deutschen Botschafters nach Gatschina in Verbindung. Sicherlich drohte ein europäischer Konflikt. Männer und Frauen umringten Lamansky und suchten seine Ansicht über Verkauf oder Kauf von Wertpapieren an der Börse zu erfahren. Allmählich verschwand ein Tischgenosse nach dem andern, um die Nachrichten in ihre Klubs und Familien zu bringen, und die Schauspieler und Sänger, die gekommen waren, um die Gesellschaft zu unterhalten, fanden den Saal leer und Frau Lamansky in Tränen.

Graf Rex begab sich in den Jachtklub, er fand den Grafen Vauvineux ruhig beim Besiguespiel mit einem anderen Kollegen. Er rief ihn an und sagte ihm feierlich voll Würde: „Ich habe nicht das Recht, Ihnen viel zu sagen, es ist ein Berufsgeheimnis, aber ich will nicht vergessen, daß wir Kollegen waren, und also lassen Sie mich Ihnen einen Rat geben: Bleiben Sie nicht hier, kehren Sie in die Botschaft zurück, Ihre Anwesenheit wird dort notwendig sein." — „Wieso, was gibt es?" fragte Vauvineux. Rex legte den Finger auf den Mund und wiederholte: „Berufsgeheimnis." Vauvineux dachte nicht mehr an die Mitteilung, die er zu Lamansky geschickt hatte, eilte zur Botschaft, in der man ihm sagte, der Botschafter sei außer-

ordentlich erregt zurückgekehrt, habe nach ihm gefragt und sei wieder fortgefahren, indem er dem Kutscher die Adresse von Madame Kutuzow-Tolstoi angegeben habe.

Ich befand mich zu jener Zeit dort mit dem Grafen de Villa Gonsalo, dem spanischen Botschafter. Die Tür öffnete sich, und Herr von Vauvineux kam sehr geschäftig herein, wollte sich nicht setzen und fragte, ob der Botschafter nicht eben dagewesen sei. Fünf Minuten darauf stürzte der Marquis de Montebello in den Salon und fragte, ob Vauvineux nicht dagewesen wäre. Gegen Mitternacht kehrte Kutuzow-Tolstoi aus dem Jachtklub zurück und berichtete über den Verlauf des Diners bei Lamansky. Es war kein Zweifel mehr, der politische Horizont war sehr düster. Nach einer schlaflosen Nacht fiel es Marquis de Montebello gegen Morgen ein, daß Baron Marochetti, der italienische Botschafter, sein Jugendfreund, mit dem er sehr intim war, als Teilnehmer des Dreibundes von dem Schritt seines Kollegen und deutschen Verbündeten unterrichtet sein müsse. Wie er uns später sehr witzig selbst erzählte, trat er zu Marochetti ein, als dieser noch im Bett lag, und sagte ihm: „Maroc, mein teurer, vortrefflicher Freund, die Politik hat unsere Länder getrennt, aber ich bin sicher, sie hat unsere Herzen nicht entzweit. Ich appelliere an unsere alte Freundschaft. Sagen Sie mir, weshalb ist General von Werder nach Gatschina gefahren?“ Marochetti, der bis spät in die Nacht hinein mit hübschen Frauen soupiert hatte, war noch sehr verschlafen, er rieb sich die Augen und sagte ihm: „Wahrhaftig, ich weiß nichts darüber.“ — „Maroc, lieber Freund, sagen Sie mir, was Sie dürfen, nur eine Anspielung, das genügt mir.“ — „Aber ich schwöre Ihnen, daß ich nichts darüber weiß, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.“ — „Wie, man hat Sie in dieser Angelegenheit ganz beiseitegelassen? So mußte es kommen mit den Preußen,

Ihren neuen Verbündeten!" Und er verließ kühl das Zimmer. Darüber wurde Marochetti ganz wach. Hatte man wirklich mit ihm gespielt? Was verheimlichte man ihm? Er wollte darüber Gewißheit haben und beschloß, sich in Person zu General von Werder zu begeben.

Es war nach dem Frühstück, der deutsche Botschafter empfing seinen italienischen Kollegen mit aufrichtiger Herzlichkeit. Letzterer, aus dem Lande Machiavellis stammend, berührte die Frage nicht direkt, sondern wollte auf feine, scharfsinnige, diplomatische Weise den General zum Sprechen zu bringen. Er näherte sich dem Schreibtisch, auf dem ein Bild Alexanders III. stand: „Welch ein vortreffliches Bild des Kaisers," sagte er, „welch sympathisches Gesicht. Ist es schon lange her, seit Sie ihn zuletzt sahen?" Werder, einer der arglosesten Menschen, besann sich, um seine Aussage so genau wie möglich zu machen: „Ich glaube, es ist über fünf Monate her, aber warten Sie, ich werde meinen Kalender zu Rate ziehen, in den ich alles einschreibe. Da ist es: es sind gerade fünf Monate und vier Tage!" — „Und das war wirklich das letztemal, daß Sie ihn sahen?" fragte Marochetti mit forschendem Blick. Werder besann sich. Marochetti triumphierte, nun würde er doch alles erfahren. „Nicht ganz", sagte Werder zögernd. „Ich . . ." — „Da haben wir es", rief Marochetti triumphierend. — „Ja," sagte Werder, „Sie haben recht, ich habe ihn noch einmal gesehen, aber aus der Ferne, auf der Straße. Er kam vom Bahnhof ins Winterpalais, und ich habe es vergessen, es in meinem Kalender zu verzeichnen."

Endlich wurde Licht in diese dunkle Geschichte gebracht; es war nicht schwer für die Marquise von Montebello, aus einer sicheren Quelle zu entdecken, daß General von Werder an jenem Abend gar nicht in Gatschina gewesen war! —

Zu bedauern sind nur die Opfer, die an der Börse dadurch große Verluste zu erleiden hatten.

Zwei Begegnungen in Karlsbad.

Im Frühling 1901 wurde ich schwer krank nach Karlsbad geschickt. Mein Arzt, der Professor Tyrnauer, Direktor des Zanderinstituts, war gerade aus Ungarn zurückgekehrt, wohin Graf Zichy ihn ans Totenbett Milans von Serbien gerufen hatte. Folgendes erzählte er mir über die letzten Augenblicke dieses Mannes, den ich einst gut gekannt hatte und dessen Ende trotz aller seiner Fehler, trotz aller Sünden, die er begangen hatte, doch außerordentlich ergreifend war.

Die einzige, wirkliche Liebe seines Herzens gehörte seinem Sohn, dem König Alexander. Er hatte sich mit ihm wegen seiner Heirat mit Draga veruneinigt, weil er diese Verbindung mit gutem Recht als ein Unglück für den jungen Monarchen ansah; trotz seiner Heftigkeit und der beleidigenden Briefe, die er seinem Sohne schrieb, glaubte er doch an die Liebe des letzteren zu ihm und hatte nur den einen Wunsch, ihn wiederzusehen. Er wollte auf jeden Fall nach Serbien kommen. Graf Zichy, der Freund Milans, suchte ihn auf alle Arten davon abzubringen. „Dasselbe tat ich," sagte Tyrnauer, „und auch die anderen Ärzte fanden die Reise unzulässig bei dem ernsten Gesundheitszustand des Kranken, dessen Herzschwäche besonders besorgniserregend war. Indessen wollte Milan seinen Beschluß nicht aufgeben. ‚Ich kenne Sascha,' wiederholte er, ‚er hat ein warmes Herz, er liebt mich, ich weiß, er wird glücklich sein, mich wiederzusehen, er wird sich in meine Arme stürzen, und alle Zwistigkeiten werden vergessen sein.'" Am nächsten Tag

stieg das Fieber. Er wollte trotzdem auf jeden Fall aufstehen, sich ankleiden und abreisen. Graf Zichy sah keinen anderen Ausweg, um den Kranken ans Bett zu fesseln, als ein grausames Mittel anzuwenden, dessen er sich in der Hoffnung bediente, Milan zu retten. Er zeigte König Milan die Kopie eines Telegramms, das König Alexander dem Chef der Grenze, die Ungarn von Serbien trennt, geschickt hatte. Dieses Telegramm enthielt den ausdrücklichen Befehl von König Alexander, auf seinen Vater schießen zu lassen, falls er den Versuch machen würde, die Grenze zu überschreiten. Milan las und überlas dieses Telegramm. Er brach in Tränen aus und hörte nicht auf, auszurufen: „Sascha, Sascha, wie konntest du das tun!" Nach diesem Schmerzausbruch sprach er kein Wort mehr und beantwortete keine meiner Fragen. Er kehrte sich zur Wand, um bald darauf seinen Geist aufzugeben.

Unter den Persönlichkeiten, die ich im selben Jahr in Karlsbad traf, war der alte Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg, der beste und liebenswürdigste Greis. Ich war zu wiederholten Malen sein Gast in Altenburg, wohin ich seine Cousine, die Großfürstin Konstantin, begleitete (Alexandra Josifowna, Schwägerin des Kaisers Alexander II. und Mutter der Königin Olga von Griechenland).

Eines Tages, als der Herzog den Tee bei mir einnahm, erzählte er eine sehr amüsante Begebenheit. Nachdem Prinz Alfred von England, Herzog von Edinburg, den Thron von Koburg bestiegen hatte, machte er Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg einen Besuch, der drei Tage dauern sollte. Aber schon am zweiten Tage suchte er den betagten Herrscher Altenburgs auf, um ihm zu erklären, daß er noch am selben Abend abreisen würde.

„Aber warum denn, Herrgott?" fragte der Herzog, betrübt über diesen Entschluß, der eine Reihe geplanter Fest-

lichkeiten, großer Diners, Galavorstellungen usw. störte. „Ich hoffe, du hast keine schlechten Nachrichten erhalten?“ — „Nein, ich habe gar keine Nachrichten erhalten, aber ich will dir offen sagen, daß die Zimmer die ich bewohne, so feucht sind, daß ich nicht wage, länger darin zu bleiben.“ Der Herzog bemerkte, daß Prinz Alfred sehr erregt war! Da das Schloß sehr gut geheizt wurde und man Prinz Alfred die behaglichsten Zimmer zur Verfügung gestellt hatte, äußert Herzog Ernst den Wunsch, ihn in seinen Gemächern zu besuchen. Dieser führte ihn an sein Bett und zeigte ihm einen großen feuchten Fleck an der Wand. Herzog Ernst war ganz betroffen und verzweifelt. Man ließ sofort den Hofmarschall kommen, der den Architekten rufen ließ, und es ergab sich, daß der neue Beherrscher Koburgs nach Tisch noch eine stattliche Anzahl von Weinflaschen auf sein Zimmer bestellt, sie geleert und später wieder von sich gegeben hatte; da er noch halb verschlafen war, führte er die Wirkung seiner Trunkenheit auf die Feuchtigkeit in seinem Zimmer zurück. „Nachdem ich mich über den Zustand der Heizung meines Schlosses vergewissert hatte,“ sagte mir der alte Herzog, „habe ich meinen Gast nicht zurückgehalten.“

Ein Jahr vor seinem Tode, 1903, schickte mir dieser gütige Herzog ein großes Bild von sich in einem schönen Rahmen. Er hatte es rührenderweise: „Ernst, ein dankbarer Freund“ unterzeichnet. Das war nur eine gütige Äußerung, denn er war mir ohne Zweifel nie zu Dank verpflichtet. Dagegen war ich in seiner Schuld, denn er hat mich immer mit Aufmerksamkeiten und Güte überschüttet.

Als die Agenten Kerenskys, drei bartlose junge jüdische Studenten, mit 20 Soldaten kamen, um bei mir eine Haussuchung vorzunehmen (ich war damals schon in geheimer Haft und wurde von 33 Matrosen und ebensoviel Soldaten

des Regiments Wolhynien bewacht), fiel das Porträt des alten Herzogs, das an der Wand hing, ihnen auf. „Wofür ist dieser deutsche General Ihnen dankbar?" fragte einer von ihnen, ein gewisser H., der eine wichtige Rolle bei Kerensky gespielt haben soll, was ich erst später erfahren habe. „Sie haben ihm ohne Zweifel die Armee verkauft?" — „Wollen Sie die Güte haben, mir zu erklären, wie Sie es sich vorstellen, daß ich die Armee verkaufen konnte, selbst wenn ich es gewollt hätte." — „A tschort was snaiet!" (Der Teufel weiß, wie Sie es angestellt haben.) „Aber Sie werden uns jetzt sofort," und er hielt seinen Revolver an meine Schläfe, während einer der Soldaten seine Bajonettspitze auf meine Brust richtete, „Sie werden uns sofort mitteilen, welche Truppen der General befehligt, der Ihnen so dankbar ist, und wo sie sich befinden." — „Wenn dieser General etwas befehligt," antwortete ich, „so ist es eine Heerschar von Erzengeln oder von Seraphim in den himmlischen Höhen, denn er ist über 13 Jahre tot. Wenn es Sie interessiert, kann ich Ihnen mitteilen, daß er bei Lebzeiten Ehrenchef eines Bataillons war, des einzigen Truppenteils, den sein kleines Land aufbringen konnte. Es war der Herrscher von Altenburg." Meine englische Gesellschafterin, Miß Plinke, die freiwillig meine Gefangenschaft teilte und mir eine treue Freundin war (zu jener Zeit waren die Engländer allmächtig), bestätigte meine Worte, und sie gingen drauf ein, den Revolver und das Bajonett zurückzuziehen, aber meine Behauptung, daß der General der alte Herzog von Altenburg sei, brachte sie nicht aus ihrem Gleichgewicht, denn sie wußten nicht, was Altenburg ist. Sie trugen das Porträt fort, indem sie drohend sagten: „Schon gut, schon gut! Die hohe Kommission wird das alles untersuchen, und binnen kurzem wird man Sie hängen." Sie sagten das ebenso, wie die Polizisten



Großfürst Michael Nikolajewitsch, Bruder Alexanders II.



Großfürst Nikolaus Michailowitsch

des alten Regimes einem Betrunkenen gesagt hätten: „Schon gut, schon gut, der Polizeikommissar wird das schon untersuchen!" („Ladno, ladno wutschastke rasberut.")

Erzherzog Rudolf.

Auf meiner Reise nach Rom im Jahre .... hielt ich mich zwischen zwei Zügen auf einige Stunden in Warschau im Hause des Marquis Sigismund Wielopolsky auf, der mich zum Mittagessen eingeladen hatte. Seine Frau, eine Montenuovo, war die Enkelin von Marie Luise, der Gemahlin von Napoleon I., und stammte aus deren zweiter Ehe mit dem Grafen Neipperg, der später den Titel eines Grafen von Montenuovo erhielt. Die Wielopolskys erzählten mir, daß sie soeben die entsetzliche Nachricht von der Ermordung des Erzherzogs Rudolf erhalten hätten. Es fehlte jede nähere Erklärung in dem Telegramm, das persönlich an sie gerichtet war. Alle waren wie betäubt. Ich reiste um 10 Uhr abends weiter, und gleich, nachdem ich die österreichische Grenze überschritten hatte, sah man den ganzen langen Weg Offiziere aller Rangstufen im Sturmschritt sich der Plätze bemächtigend, um nach Wien zu eilen. Die Erregung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Schilderung folgte auf Schilderung, und eine war widersprechender als die andere. Nur das Wort Selbstmord war nicht ausgesprochen worden. „Es ist ein politischer Mord", sagten die einen, „es ist ein Mord der Freimaurer", versicherten die anderen. Die dritten meinten im Gegenteil, da der Erzherzog immer von Juden und Journalisten umgeben war, sei er von der Kugel eines Fanatikers gefallen, der die katholische Monarchie von einem Atheisten befreien wollte. Die vierten

sprachen von einem eifersüchtigen Gatten, andere behaupteten, es sei nur ein Jagdunglück gewesen, das fälschlich gedeutet werde.

Nach meiner Ankunft im Grand Hotel in Wien suchte ich sofort die Gräfin Sophie Benckendorff auf, die im selben Hotel lebte. Ich traf ihren Gatten, damals erster Botschaftssekretär, den Grafen Peter Pahlen und Baron Theodor Budberg (alle von der russischen Botschaft) an. Alle standen unter dem Eindruck der furchtbaren Nachricht. Sie erzählten mir, daß es sich beim Tode des Erzherzogs um keinen Mord, sondern um einen Selbstmord handele und daß dieser auf Schloß Meyerling stattgefunden habe, die Einzelheiten aber noch fehlten, da die Aufregung namenlos sei.

Am nächsten Morgen konnte ich mich davon überzeugen, daß der genaue Sachverhalt noch nicht festgestellt werden konnte. Die Tat war auch so plötzlich, unerwartet und unwahrscheinlich, daß es noch nicht möglich war, eine offizielle Darstellung zu geben, die für die Massen bestimmt gewesen wäre. Derselbe Schauder der Erregung packte die Straße und die Gesellschaft, alle suchten die Wahrheit, und alle teilten sich die Ergebnisse ihrer Forschungen mit. Der Kellner, der uns morgens den Kaffee brachte, der Fruchthändler an der Ecke, bei dem man Orangen kaufte, der Fiaker, den man auf der Straße nahm, der Friseur, der einem das Haar wellte, sie alle erzählten, was sie gehört hatten, und fragten einen dann selbst nach Neuigkeiten aus. Am selben Tage speiste ich beim Fürsten Lobanow, unserem Botschafter. Das ganze Personal der Botschaft und der Generalkonsul Gubastow, der nachmalige Gehilfe von Iswolski, waren anwesend. Im Laufe des Tages besuchte mich Baron Ährenthal, der später Minister des Äußern war und damals den bescheidenen Posten eines Privatsekretärs

beim Grafen Kalnoky bekleidete (ich war viel mit beiden Herren in Petersburg geritten), und schilderte die Tatsachen folgendermaßen:

Der Erzherzog hatte sich nach Schloß Meyerling begeben, um die Nacht dort mit Fräulein von Veczera zu verbringen; diese war schon früher hingebracht worden. Nach einer Liebesnacht hatte er sie getötet und Selbstmord verübt. Aber das Warum und Wie war noch nicht aufgeklärt.

Ich blieb zehn Tage in Wien und sah fast täglich Persönlichkeiten, die alle häufig in meinem Hause in Petersburg verkehrt hatten, was zu einer großen Vertraulichkeit zwischen uns führte. Sie waren alle durch ihre Stellung in der Lage, nach und nach die Wahrheit zu erfahren; und durch ihre Berichte, die damals ganz ohne Tendenz waren, Berichte, die ich durch andere Erzählungen kontrollieren konnte, glaube ich in der Lage zu sein, die zutreffende Lesart dieses Ereignisses, das zu so vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben hat, festzustellen.

Diese Persönlichkeiten waren: Fürst Lobanow, unser Botschafter, und die Glieder unserer Botschaft, die alle in der Wiener Gesellschaft zu Hause waren, Prinz Heinrich VII. von Reuß nebst Gemahlin, die am Vorabend noch bei Kaiser Franz Joseph gespeist hatten, Graf Nigra, einer meiner intimen Freunde, der, ehe er den Todesbericht des Erzherzogs an den König von Italien abschickte, ihn dem Fürsten Lobanow in meiner Gegenwart vorlas. Die beiden Botschafter und Freunde verglichen ihre Berichte, die ganz gleichlautend waren. Fürst Karl Khewenhüller, Freund des Erzherzogs Rudolf, Graf Kalnoky, Minister des Äußern, und sein Sekretär Ährenthal — die Namen all dieser Persönlichkeiten sind eine Bürgschaft für die Gültigkeit

9*

ihres Urteils. Hier folgt ein Auszug dessen, was ich damals erfuhr:

Erzherzog Rudolf, trotz neurasthenischer und überhitziger Veranlagung den Frauen gegenüber immer ein Kavalier, war in Fräulein von Beczera verliebt, der er seinerseits eine große Leidenschaft eingeflößt hatte. Weil er diese Liebe nicht zu einem gewöhnlichen Abenteuer herabwürdigen wollte und sich diesem jungen Mädchen gegenüber, das er kompromittiert hatte, schuldig fühlte, wollte er sie heiraten. Da er unglücklich war in seiner Ehe, die er sehr jung mit der Prinzessin Stephanie von Belgien hatte eingehen müssen, wandte er sich brieflich an seinen Taufvater, Papst Leo XIII., beichtete ihm in einem letzten Aufschrei das ganze Drama seines Lebens und flehte ihn an, seine Ehe zu lösen, selbst wenn er auf den Thron verzichten müßte und dieses dem Heiligen Vater den Schritt, um den er ihn anflehte, erleichtern würde.

Lange antwortete der Heilige Vater nicht, und als die Antwort eintraf, war sie entscheidend und verneinend. Der Erzherzog fühlte sich entehrt. Er schlug Fräulein von Beczera vor, nach einer Liebesnacht zusammen zu sterben. Ein Kammerdiener, der ins Vertrauen gezogen war, holte Fräulein von Beczera nach Schloß Meyerling ab. Ein Droschkenkutscher mit Namen Bratfisch, ein bekannter Volkssänger, brachte den Erzherzog auf dies Jagdschloß. Man trank die ganze Nacht. Prinz Philipp von Koburg, der in das Liebesgeheimnis des Erzherzogs, jedoch nicht in den unheilvollen Plan eingeweiht war, leistete ihnen Gesellschaft. Bratfisch sang sein ganzes Repertoire, und als der Erzherzog ihn um 4 Uhr morgens entließ, sagte er ihm: „Richten Sie Ihr Zeug für morgen früh, ich gehe auf die Jagd.“ Diese Worte sind authentisch nach einer Aussage von Bratfisch. Darauf ging das Paar zur Ruhe. Den

Nachforschungen gemäß glaubt man, daß der Erzherzog Fräulein von Veczera am Morgen durch einen Revolverschuß getötet, sie mit einem Seidenstoff zugedeckt, das Bett in Ordnung gebracht und Blumen darauf gestreut habe. Bevor er sich neben sie legte, klingelte er und gab dem Kammerdiener durch die Tür den Befehl, ihm schwarzen Kaffee zu bringen und ihn im Nebenzimmer auf den Tisch zu stellen. Als Kronprinz Rudolf hörte, daß der Kammerdiener den Kaffee gebracht hatte und sich wieder entfernte, trank er eine der Tassen aus, die man später leer neben seinem Bett fand.

Darauf nahm er einen kleinen Spiegel, den man noch in seiner Hand fand, als man ins Zimmer drang. Er hatte eine große Wunde am Kopf. Kalnoky erzählte folgende Einzelheiten: Die Mutter von Fräulein von Veczera war verzweifelt, ihre Tochter nirgends finden zu können. Nachdem sie erfahren hatte, diese sei zum Erzherzog in die Hofburg geflohen, drang sie am nächsten Morgen bis zur Kammerfrau der Kaiserin vor und forderte ihre Tochter zurück. Die Kammerfrau ging, um die Kaiserin zu sprechen; diese erschien persönlich und hielt Frau von Veczera die Hand entgegen: „Rudi ist tot, und Ihre Tochter ist auch tot. Wir sind zwei unglückliche Mütter!" —

Die Ursache, weshalb später, nach meiner Abreise von Wien, so viele verschiedene Gerüchte auftauchten, ist folgende: Der Erzherzog hatte sich eines doppelten Verbrechens, des Mordes und Selbstmordes, schuldig gemacht. Er mußte daher von Rechts wegen als Schandfleck der apostolischen und ultramontanen Dynastie der Habsburger exkommuniziert werden. Außerdem hätte er nicht in der Kapuzinerkirche bestattet werden können, in der alle seine Vorfahren ruhen. Es war klar, daß die Wahrheit nicht bekannt werden durfte

und man eine Legende erfinden mußte, um das Andenken des Thronerben unbefleckt zu lassen. Da der offizielle Bericht nicht sofort erschien, hatte die Wahrheit Zeit, durchzusickern, die Einbildungskraft trieb ihre Blüten und anstatt einer Legende wurden daraus zehn.

Viele Jahre später hatte ich öfters Gelegenheit, mit dem Fürsten Karl Khewenhüller in Karlsbad und mit seinem Bruder Rudolf in Paris über dieses schauerliche Drama zu sprechen, und beide sagten voll Trauer: „Ja, so ist es, in dieser Weise haben sich die Ereignisse abgespielt."

Gab es eine deutschfreundliche Partei in Rußland?

Ich hörte in allen Ländern oft über die germanophile Partei in Rußland sprechen, ich las Artikel in allen Sprachen darüber. Der Beobachter konnte jedoch seit langem feststellen, daß es keine derartige Partei seit dem Tode Alexanders II. gab. Alles strebte Frankreich zu. Die liberalen Kreise sahen Deutschland als den Hort der konservativen Ideen an, und diese waren ihnen unliebsam. Die Spitzen des Heeres, besonders die Offiziere des Generalstabs, die aus demokratischen Kreisen stammten, wollten sich Lorbeeren holen und hielten dies mit Frankreichs Hilfe für sehr leicht. (Diese Tendenz verstärkte sich nach dem unglücklichen Japanischen Kriege.) Die „Intelligenz" sympathisierte mit der Republik und war glücklich, die Marseillaise singen zu dürfen, die einst streng verboten war. Die Kaufleute sahen in Deutschland einen gewandten Konkurrenten, der billiger produzierte. Die Fabrikarbeiter liebten den

sorgfältigen, schwer zu befriedigenden deutschen Werkmeister nicht. Die Bauern glaubten Grund zu haben, sich über den deutschen Verwalter zu beklagen, der die Faulen und Trinker verfolgte. Während die Leute der Gesellschaft, die jedes Jahr ihr Geld in Paris ausgaben, ihre Vorliebe für die französischen Restaurants, Boulevards und kleinen Theater (die Frauen außerdem für die Schneiderinnen und die Männer für die Kokotten) mit der Liebe zu Frankreich verwechselten.

Die Ankunft der jungen, entzückenden Prinzessin Dagmar in Rußland trug dazu bei, den Gegensatz gegen Deutschland zu verstärken. Erfüllt vom Groll ihres Vaterlandes über den Verlust von Schleswig-Holstein, teilte sie dieses Empfinden auch dem Thronerben und seiner Umgebung mit. Bald schien es die jungen Gardeoffiziere schmerzlich zu berühren, daß Schleswig-Holstein nicht mehr dänisch war. Ich hatte viele dieser jungen Offiziere im Verdacht, schlecht über diese Provinzen unterrichtet zu sein, aber sie waren dessenungeachtet nicht weniger empört. Diese Empörung steigerte sich noch, als es sich herausstellte, daß seit Alexander III. nur die Gegner der Deutschen bei dem Thronfolger Karriere machten, gerade wie man bei Alexander II. deutschfreundlich sein mußte, um etwas zu erreichen.

Am Hofe hing nur noch der alte Großfürst Michael (Onkel des Zaren), der mit einer Prinzessin von Baden verheiratet war, als letzter Romanow an den Familienbeziehungen und an der alten Freundschaft, die die regierenden Häuser von Rußland und Preußen verband. Seine Söhne hingegen teilten die Abneigung gegen Deutschland. Der älteste von ihnen, Großfürst Nikolaus Michailowitsch, der inzwischen ermordet wurde, war bekannt durch seine historischen Arbeiten, die von großem Interesse waren; er be-

faßte sich viel mit Geschichte, in der er sich jedoch hauptsächlich nur der Erforschung der chronique scandaleuse widmete; er war ein Liebhaber des Klatsches des 18. Jahrhunderts, was ihn übrigens nicht daran hinderte, sich auch dem Klatsch des 19. und 20. Jahrhunderts zu widmen. So war er glücklich, als er entdeckte, daß seine Großtante Elisabeth (Jelisaweta Alexejewna), Gemahlin des Kaisers Alexander I., geborene Prinzessin von Baden, die in Rußland wie eine Heilige verehrt wurde, einen Geliebten gehabt habe, Ochotnikow. Mit Sorgfalt und Wollust veröffentlichte er alles, was Bezug auf diesen jungen Offizier hatte. Noch glücklicher wurde er bei der Entdeckung, daß sein Großonkel, der Großfürst Konstantin Pawlowitsch, Mörder gedungen hatte, um diesen jungen Mann umbringen zu lassen. Die Mußezeit, die ihm seine historischen Studien ließen, benützte er dazu, die Menschen untereinander zu entzweien, und er bildete immer den Anlaß zu Streitigkeiten und Mißverständnissen. Wenn er es durch Hinterbringung von Klatschereien oder perfide Anspielungen erreicht hatte, Zwietracht zwischen zwei alte Freunde zu streuen oder ein Ehepaar zu verzanken, dann hatte er eine grenzenlose Freude. Jedes Jahr suchte er in Paris die französischen literarischen Kreise auf, die seine große Gelehrsamkeit schätzten, er kokettierte mit den russischen Linksparteien und sprach offen in verächtlichem Ton vom Kaiser und voll Haß von der Kaiserin, die seinen Umgang mied. Man nannte ihn in der Gesellschaft „Nicolas Egalité", aber man wußte nicht, daß diese Benennung eine so verdiente war. Am Anfang der Revolution, 1917, verließ er sein Schloß, mit roten Schleifen im Knopfloch seines Militärmantels; er drückte den revolutionären Truppen, die sich den Aufständischen anschlossen, die Hand und sagte ihnen, daß er immer

einer der ihren gewesen sei. Diese Treulosigkeit half ihm übrigens nichts. Nach einer langen Gefangenschaft wurde er umgebracht wie die anderen.

Gewiß gab es auch Leute, die sich Rechenschaft darüber ablegten, daß man die seit Jahrhunderten eingehaltene Richtung der russischen Politik nicht so leicht aufgeben durfte, aber diese Leute waren vereinzelt und bildeten keine Partei. Sie hatten keinen Führer, wie z. B. die Slawophilen, deren Präsident Graf Woronzow-Daschkow, der spätere Minister des Hofes, war. Wir sehen unter ihnen Persönlichkeiten mit westeuropäischer Kultur: Graf Alexander Adlerberg, der bewunderungswürdig in sechs Sprachen schrieb, Graf Waluiew, Minister des Innern, Graf Pahlen, Justizminister, Graf Peter Schuwalow, Botschafter in London, Baron Roman Rosen, einer der Unterzeichner des Vertrags von Portsmouth, Peter Durnowo, Minister des Inneren, der den Mut besaß, vor dem Kriege 1914 Nikolaus II. eine Denkschrift zu überreichen, welche die Notwendigkeit für Rußland behandelte, gute Beziehungen zu seinem westlichen Nachbar aufrechtzuerhalten. Er schilderte dem Kaiser in einer geradezu prophetischen Weise die verhängnisvollen Folgen einer aggressiven Politik. Auch Witte, einer unserer größten Staatsmänner, sah die Folgen von Iswolskys und Sasonows Politik voraus. Er tat alles, was er konnte, um dem Strudel, der uns zur Katastrophe riß, Einhalt zu tun. Aber barsch in seinen Formen, fast brutal in seiner Sprache, weswegen man ihn für energisch hielt, war er im Grunde eher weich und schwankend, und seine in der Gesellschaft sehr schwierige Stellung nötigte ihn, Freund und Feind zu schonen.

Deutschland war so wenig beliebt, daß seine Verteidiger, wenn sie ihre Gründe vorbrachten, Witte als erster, mit den Worten anfingen: „Persönlich habe

ich die Deutschen nie gemocht, und ich habe immer mit Frankreich sympathisiert, aber ich finde usw. . . ." Ich bemerkte dasselbe Zögern auch bei den anderen Anhängern dieser Sache; furchtsam sprachen sie ihre Gedanken aus, immer die Worte vorausschickend: „Ich, der ich von einer schwedischen Familie abstamme, ich, dessen Familie nichts mit dem baltischen Adel zu tun hat" usw.

Während des Krieges geschah noch ein anderes Wunder: niemand war mehr von deutscher Abstammung. Ich traf im Laufe einer Stunde zwei Brüder, die beiden Generale Hartung; der eine von ihnen erzählte mit Überzeugung, er sei von schottischer Abstammung, was jedermann wüßte, und der andere sagte mit derselben Überzeugung und Gewißheit, daß er von holländischer Herkunft sei und dies allgemein bekannt wäre. Eines Tages unterhielt ich mich in Saltsjobaden bei Stockholm mit der Großfürstin Elisabeth Mawrikiewna, dieser unglücklichen Mutter, die einen Sohn im Kriege und drei durch Mörderhand in Sibirien verloren hat. Ich fragte sie, wie es komme, daß, abgesehen von ihrem Sohn Gabriel, der immer zärtlich und der beste Sohn ihr gegenüber war, sich die anderen so rücksichtslos gegen sie verhielten, unter dem Vorwand, daß sie eine Deutsche sei. „Wie kommt es, daß Sie und der Großfürst das politische Ungestüm Ihrer Kinder nicht mäßigen — denn Überzeugungen kann ich das nicht nennen!" — „Was wollen Sie," sagte sie mir, „wir waren beide ganz machtlos, es lag in der Luft."

Das Haus Montebello.

Einer der Faktoren der Annäherung zwischen Rußland und Frankreich ist in der Wahl des Marquis, damals

Grafen, Montebello als französischer Botschafter in Petersburg zu suchen. Alle, die von den politischen Argumenten noch nicht überzeugt waren, denen die Verbindung der Monarchie mit der Republik folgenschwer schien oder die durch Überlieferung noch auf seiten Deutschlands waren, sie alle widerstanden dem Charme der Montebellos nicht. Jeder, der die Treppe der französischen Botschaft am Quai Gagarin überschritt, fühlte sein Herz Frankreich entgegenschlagen. Ergraute Generale, bartlose Leutnants, junge Frauen der Gesellschaft oder ältere Damen von Rang, Künstler, Männer der Wissenschaft, der Geschäftswelt, alle unterlagen in gleichem Maße dem Einfluß der Marquise von Montebello, den sie ohne die geringste Anstrengung auf alle ausübte. Die Natur hatte in ihr ein harmonisches Wesen geschaffen, in dem Güte sich mit hervorragendem Geiste verband. Ihre witzigen Einfälle waren zuweilen sehr beißend und amüsierten alle, ohne jedoch jemals zu verletzen; das Gefühl für Maß, diese Kunst, die oft den Diplomaten fehlt, war groß bei ihr. Sehr wohltätig, das Herz geöffnet für jedes Leiden, immer be eit, das Elend zu lindern, hatte sie ein Hospital gegründet, dem sie viel von ihrer Zeit opferte, und das mustergültig war.

Ihr Haus, eins der vornehmsten Häuser Europas, wurde auf königlichem Fuße gehalten. Graf Montebello, ein echter Grandseigneur, war von einer Schlichtheit, einem Wohlwollen und einer ausgesuchten Höflichkeit, die ihn zu einem ebenso idealen Hausherrn machten, wie er ein erfahrener Diplomat war. Die Gräfin Montebello hatte eine große Stütze an ihrem Bruder, dem sympathischen Jean Guillemin, den wir alle liebten und zu dessen anziehendem Äußern sich ein für seine Jahre gereifter Verstand gesellte. Als seine Schwester, die geistreiche Madame

Hope Vere, nach Petersburg kam, wurde die Botschaft noch lebhafter. Der Botschaftsrat Graf Vauvineux nahm ebenfalls eine große Stellung ein und besaß viele Freunde in der Gesellschaft.

Ich kann nicht umhin, mit Bewegung des reizenden Louis de Montebello zu gedenken, der seinen Eltern und seiner entzückenden jungen Frau so früh entrissen wurde. Das Verhältnis zwischen diesem begabten, reizenden Sohne und seiner Mutter ließ die Eigenschaften der Gräfin Montebello als Mutter besonders hervortreten. Sie behandelte den Jüngling ganz als gleichberechtigt und als Kameraden, übte aber gleichzeitig eine große Autorität und absoluten Einfluß auf ihn aus. Louis de Montebello war der beste Freund, der beständige Gefährte meiner Kinder, und ich beweinte seinen Tod wie den eines mir besonders lieben, nahestehenden Wesens.

Die politische Tätigkeit der Montebello wurde in so zarten Formen, so wenig aggressiv ausgeübt, daß niemand gegen dieselbe auftrat. Der österreichische Botschafter Prinz Lichtenstein ebenso wie der deutsche Botschafter Fürst Radolin, der spanische Botschafter Graf Villa Gonzalo, der Gesandte der Niederlande, Herr van der Staal, und seine Frau verkehrten alle intim mit den Montebello, und wenn auch in der Stille der Kanzleien eine geheimnisvolle Zukunft ausgearbeitet wurde, so dachten wir, das große Publikum, gar nicht daran, und wir sahen in der wachsenden Annäherung zwischen Rußland und Frankreich eine Bürgschaft für den europäischen Frieden, der uns erlauben würde, mit Gemütsruhe unser angenehmes Leben von damals fortzusetzen. Die Reise Kaiser Nikolaus II. nach Paris war das Werk von Montebello, der bald darauf Petersburg mit seiner Frau verließ. Ihre Abreise verursachte eine allgemeine

Trauer, auf dem Bahnhof gab es große Ovationen, und Menschen der verschiedensten Richtungen und Ansichten waren eins im Gefühl des Bedauerns über diesen Verlust.

Streifzug nach London.

Vor mehr als 20 Jahren (da ich gar keine Notizen besitze, verwechsele ich die Jahre, aber das tut nichts zur Sache) traf ich meinen Vetter, den Grafen Orlow-Dawydow, in Paris. Er teilte mir mit, daß sein Sohn Alexis in London Thekla v. Staal, die Tochter des russischen Botschafters, heiraten würde und lud mich zu dieser Hochzeit ein. Er bestand sogar sehr liebenswürdig auf seiner Bitte, indem er mir sagte, da ich die einzige Verwandte in der Nähe sei, würde meine Anwesenheit ihm besondere Freude bereiten. Ich kannte die Staals seit langer Zeit, liebte sie sehr und nahm die Einladung von ganzem Herzen an. Zu der Feier begab ich mich nach London. Gleich am Tage meiner Ankunft speiste ich im Familienkreise in der russischen Botschaft, und am nächsten Tag fand die Hochzeit statt. Bei der Einsegnung des Brautpaares fing der Schleier der Braut infolge der Unvorsichtigkeit einer Person, die eine Kerze hielt, Feuer, und einen Augenblick sahen wir zu unserem Schrecken eine Flammensäule vor uns aufsteigen. Das Entsetzen war allgemein. Der Schleier wurde herabgerissen und mit den Füßen zertreten, die Braut blieb unversehrt, und die heilige Handlung, die einen Augenblick unterbrochen worden war, konnte fortgesetzt werden, aber dieser Zwischenfall wurde als böses Omen angesehen, und diesmal hatte der Aberglauben nicht unrecht.

Bei dem Empfang, der nach der Trauung folgte, erkannte mich der Prinz von Wales (später Eduard VII.) und näherte sich mir gütig. Als wir beide ganz jung waren, hatte er mich oft in Petersburg getroffen, und wir waren zusammen Schlittschuh gelaufen auf dem See des Taurischen Palais, in dem sich später die Duma bis zu ihrer Auflösung durch die Bolschewiken befand. Diese Stätte, auf der sich so viele revolutionäre Szenen entrollten, war lange Zeit der Treffpunkt des Hofes und der vornehmen Gesellschaft Petersburgs gewesen. Die nächtlichen Feste, die unter der Regierung Alexanders II. und Alexanders III. dort gegeben wurden, waren herrlich. Später hatte ich den Prinzen von Wales oft in Cannes getroffen, besonders im Hause der reizenden Gräfin Torby, der Gemahlin des Großfürsten Michael, mit der er sehr befreundet war. Er lud mich sofort für den übernächsten Tag zum Frühstück nach Newmarket ein und gab dem Grafen Albert von Mensdorf, damaligen österreichisch-ungarischen Botschaftsrat, den Auftrag, mich hinzugeleiten. Ich hatte die Ehre, während des Frühstücks zwischen dem Prinzen von Wales (später Eduard VII.) und dem Herzog von York (jetzt Georg V.) zu sitzen und dem Siege des Pferdes des Prinzen von Wales beizuwohnen. Später geruhte er, mir zum Andenken an diese Begebenheit eine kleine Brosche, die sein Pferd „The Diamond Jubilee" in Diamanten darstellte, durch den Herzog von Abercorn zu senden. Dieser war nach Petersburg gekommen, um die Thronbesteigung Eduards VII. anzuzeigen. Dieses kleine Geschenk war von einem überaus wohlwollenden, liebenswürdigen Brief begleitet.

Dank dem lieben, unvergeßlichen Sir Frank Lascelles, der zur Zahl meiner Freunde gehörte, empfingen mich seine Schwestern, Lady Edward Cavendish, die Mutter des jetzi-

gen Herzogs v. Devonshire, und Mrs. Temple, die Frau des Erzbischofs von Canterbury, im Lambert-Palace, einem der schönsten Paläste Londons. Viele Mitglieder der Geistlichkeit nahmen an diesem Essen teil, und einige Jahre später hatte ich das große Vergnügen, den sympathischen Reverend Andrews, mit dem ich damals gespeist hatte, bei mir zu empfangen und ihm während seines Aufenthalts in Petersburg als Cicerone zu dienen. Unter anderem führte ich den Reverend Andrews in das „Volkshaus", und ich, die ich in England so vieles bewundert hatte, war glücklich und stolz über die enthusiastische Begeisterung, die diese Anstalt bei ihm auslöste. Das Volkshaus besteht aus einer Anzahl von Gebäuden, in denen Arbeiter, Bauern und Soldaten für einige Kopeken vorzügliche Nahrung, Obdach und seelische Erholung finden konnten. Herrliche Gärten standen ihnen offen, und sie hatten eine billige Küche zu ihrer Verfügung; ein riesengroßes Theater, eines der größten der Welt und eines der am besten ausgerüsteten Europas, beherbergte alle Arten der Kunst: Oper, Feerie und Drama. Täglich wurden wenigstens 15 000 Mittagessen verabfolgt; diese wurden in Riesenküchen zubereitet, die nur durch eine Glaswand vom übrigen Raum geschieden waren, so daß jedermann sich von der Sauberkeit derselben überzeugen konnte; die Köche waren tadellos weiß gekleidet, und Frauen im Nationalkostüm mit den kleidsamen Kokoschniks bedienten die Gäste. Der Reverend Andrews hatte die Absicht, in den englischen Zeitschriften dieses bewunderungswürdige, menschenfreundliche und so demokratische Werk zu beschreiben. Ach, auch dieses wurde vom reißenden Strom der Revolution verschlungen. In den Sälen, in denen sogar Schaljapin es als Ehre ansah, sein großes Talent den Armen und Notdürftigen zur Verfügung zu stellen, in denen die größten Schauspieler sich hören ließen, haben die

Bolschewiken, wie überall, nur Elend und Hunger eingeführt.

Ich muß hier noch etwas abschweifen in bezug auf das Volkshaus. Ein kleiner Zwischenfall kommt mir in den Sinn. Eines Tages, als ich Herrn Georges Louis, den französischen Botschafter, hinführte, war auch er voll Bewunderung und wünschte die Bekanntschaft des künstlerischen Leiters zu machen. Ich kannte diesen sehr gut. Es war Figner, einer der größten Künstler der russischen Oper, ein ehemaliger Marineoffizier; er selber, ein überzeugter Monarchist, war der Bruder der berühmten Revolutionärin Vera Figner, die als Mitglied einer terroristischen Partei an den zahlreichen Mordanschlägen gegen Alexander II. teilgenommen hatte. Sie war zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden. Ich stellte Figner dem Botschafter vor. Dieser fragte ihn, von wo er hauptsächlich seine Opernsänger anwerbe. Figner sprach geläufig Französisch, aber mit schlechter Aussprache. Er wollte sagen, sie kämen alle aus der Provinz, äußerte aber: „Ils viennent tous de Provence!" (Sie kommen alle aus der Provence.) — „Wie, Sie haben sie alle in der Provence gefunden?" fragte Herr Georges Louis erstaunt. — „Ja, Exzellenz, ich bin selbst in die Provence gefahren, um sie von dort zu holen." Der Botschafter sprach daraufhin den Wunsch aus, die Künstler kennenzulernen, um sie zu beglückwünschen, da er glaubte, in ihnen Landsleute zu finden; aber es erwies sich, daß die vermeintlichen Provençalen weder die Langue d'Oc noch die Langue d'Oil noch überhaupt Französisch konnten. Herr Georges Louis amüsierte sich sehr über dieses Mißverständnis.

Der Urheber dieses schönen Gedankens, der das Volkshaus entstehen ließ, war Prinz Alexander von Oldenburg, dem man auch die Schöpfung eines Instituts für experi-

mentelle Medizin verdankt. Die Ausübung der Wohltätigkeit gehörte in der Familie des Prinzen von Oldenburg zur Tradition. Sein Vater Peter hatte den größten Teil seines Riesenvermögens für menschenfreundliche Einrichtungen in Petersburg ausgegeben und war unter anderem der Begründer der Rechtsschule, die Rußland so viele ausgezeichnete Männer gegeben hat.

Die alte Herzogin von Devonshire lud mich oft zu sich ein und führte mich mehrmals in politische Versammlungen. Dank ihr nahm ich an einem großen Kolonialbankett teil, das der Herzog von Devonshire gab, und hatte das Glück, die meisten berühmten englischen Redner zu hören, den Prinzen von Wales mit inbegriffen, dessen angeborene Rednergabe und schlichte, ungezwungene Sprechweise mir auffiel. Er erzählte mir, daß er seine erste Rede mit 12 Jahren gehalten habe. Es war gelegentlich einer Preisverteilung in einer Militärschule oder einem Kadettenkorps. „Die Königin hatte jedermann verboten, mir zu helfen", sagte der Prinz. „Ich mußte meine Rede ganz allein verfassen. Ich schlief die ganze Nacht nicht und fühlte mich sehr unglücklich. Als die erste Angst überwunden war, verschwand meine Befangenheit für immer, und seitdem habe ich stets mit Leichtigkeit gesprochen. Die Hauptsache ist, daß man sich darüber klar ist, was man sagen will, und dies ist nicht bei allen der Fall", setzte er fein lächelnd hinzu.

Der Honorable Philipp Stanhope, heute Lord Weardale, und seine Frau, geborene Gräfin Cancrin, empfingen mich auch auf die liebenswürdigste Weise, teils in London in ihrem entzückenden Haus in Carlton Gardens (das mit den schönsten Bildnissen der Schule des 18. Jahrhunderts geschmückt ist; ich entsinne mich hauptsächlich der wunderbaren Drouet, vielleicht der schönsten der Welt), teils auf dem Lande, wo ihr Schloß noch im Bau begriffen war.

Während eines anderen Aufenthalts in England, als Graf Benckendorff Botschafter war, verbrachte ich 10 Tage beim Großfürsten Michael und der Gräfin Torby auf einer schönen Besitzung, die sie in der Nähe von Newcastle gemietet hatten. Ich bewahre ihrer weitgehenden, schönen Gastfreundschaft ein dankbares Andenken.

Ich habe sicherlich nicht die Anmaßung, London oder die englische Gesellschaft beschreiben zu wollen, da ich beide zu wenig kenne. Ich werde nur noch von einer militärischen Parade (trooping the colours) erzählen, der ich aus den Fenstern des Hauses von Sir Arthur Nicolson, dem damaligen Staatssekretär im Auswärtigen Amt zusah. Eine schöne Parade ist sicherlich eines der großartigsten Schauspiele der Welt, und ich war ganz entzückt von dieser, obgleich ich sehr verwöhnt durch unsere wunderbaren Paraden in Petersburg und die schönen militärischen Schauspiele in Berlin war.

Trotzdem ich mich wenig in England aufhielt, habe ich doch vollkommen den ungeheuren Eindruck erfaßt, den die Kraft und der Reichtum dieses Landes auf alle ausüben müssen, die ihren Fuß auf diese Insel setzen. Ich habe die Anglomanie begriffen, die man oft mit Recht rügt und die bei den Ausländern zuweilen gleichbedeutend mit Snobismus ist.

Aber ich glaube, es ist schwer, sich dem Eindruck zu entziehen, den die Berührung mit den Engländern, ihren Überlieferungen, ihrer Macht, ihrer alten, eigenartigen insularen Kultur, ihrer weitgehenden Gastfreundschaft, der Kraft und Schönheit ihrer Rasse auf alle ausübt. Wenn ich sie „God save the Queen" singen hörte, hatte ich Lust, mit ihnen zu singen: „God bless the Prince of Wales!" (Gott segne den Prinzen von Wales), für alle die Freundlichkeiten, die er mir erwiesen hat.

Ich kann dieses Kapitel nicht abschließen, ohne eines edlen Jünglings zu gedenken, dessen Tod uns alle tief gerührt hat und von der Presse seinerzeit nicht genügend gewürdigt worden ist.

Als die auswärtigen Vertreter 1918 Petersburg verließen, wurde die Bewachung der Englischen Botschaft dem jungen Leutnant der britischen Marine Croomy anvertraut, dem ich öfters im Hause meines Neffen, des Grafen Alexander von Keller, begegnet war. Als die Bolschewisten vor die Botschaft zogen, um sich der Wertgegenstände zu bemächtigen, welche russische Familien dem Schutz der Engländer übergeben hatten, öffnete dieser junge Mann ganz allein den Rotgardisten die Eingangstür des Palais Saltykow, die sie im Begriff waren einzustoßen, und erklärte ihnen, die Botschaft sei sein heimatlicher Boden, und nur über seine Leiche könnten sie eindringen.

Es erfolgte ein Kampf zwischen Leutnant Croomy und vierzig Bolschewisten. Er tötete eine Anzahl von Angreifern; schließlich erlag er, von vierzig Bajonetten durchbohrt.

Die Kaltblütigkeit und die Todesverachtung, mit welcher dieser heldenhafte Offizier seinem hohen Pflichtbegriff Genüge tat, ist eine ruhmreiche Seite mehr in den Annalen der britischen Marine, die so reich ist an Beispielen von Opfermut und Vaterlandsliebe.

1905.

Im Juni 1905 hatte ich zum erstenmal den Eindruck, daß die Revolution in Rußland nicht im Bereich des Unmöglichen liege. Es war auf dem Lande im Gouvernement Kursk. Ich schrieb in meinem Arbeitszimmer einen Brief, als ein Bedienter eintrat, der in die Gouvernementsstadt nach Einkäufen geschickt worden war. Mit entstellten Zügen erzählte er mir, daß er Zeuge folgender entsetzlichen Szene gewesen war. Als er sich auf dem Bahnhof befand und auf den Zug nach dem benachbarten Ort wartete, sah er einen Truppenteil dort lagern, der unterwegs nach der Mandschurei war. Der Führer, ein Hauptmann, hatte sich bereits in seinem Abteil mit Frau und zwei Kindern, die ihn begleiteten, eingerichtet, als ein Unteroffizier eintrat und ihm sehr erregt erklärte, man habe hundert Soldaten in einen Waggon gepfercht, in dem nur für vierzig Mann Platz sei, sie könnten sich weder legen noch setzen, und man bäte ihn, diesen Übelstand abzustellen. Der Hauptmann antwortete: „Gut, ich werde kommen!" Darauf zündete er sich eine Zigarette nach der anderen an und plauderte ruhig mit seiner Umgebung weiter. Einige Minuten später erschien der Unteroffizier zum zweiten Male. Seine Augen waren blutunterlaufen, er unterließ die üblichen Ehrenbezeigungen des Untergebenen gegen seinen Vorgesetzten und wiederholte dem Hauptmann, daß die Mannschaften über seine Gleichgültigkeit murrten. Mit Heftigkeit warf er dem Offizier sein Nichteinschreiten vor: „Es ist für Sie leicht, ruhig und gleichgültig zu bleiben,

da Sie sich in diesem Abteil gut eingerichtet haben, während wir wie Ochsen eingepfercht sind, die zur Schlachtbank geführt werden." Der Hauptmann rief, aufgebracht durch den Ton des Unteroffiziers, die diensttuenden Gendarmen der Eisenbahn herbei und ließ den Soldaten in den Waggon sperren, der als Gefängnis diente. Es sammelte sich eine Menschenmenge an, und ein Feldwebel kam nach einigen Minuten, um zu melden, daß der Gefangene durch sein Geschrei und Fluchen das Publikum und die angesammelten Arbeiter aufhetze. Der Hauptmann lenkte seine Schritte zum Waggon und wurde dort von dem Gefangenen, der den Versuch machte, sich seiner Fesseln zu entledigen, beschimpft. Die Schmähungen brachten den Hauptmann so außer sich, daß er dem gefesselten Soldaten einen heftigen Säbelhieb versetzte und ihn am Hals verletzte. Der Schlag war so stark, daß er eine Arterie durchschnitt und der halb abgetrennte Kopf auf die Schulter fiel. Die Zeugen dieser furchtbaren Szene verloren die Selbstbeherrschung, ein Teil derselben bemächtigte sich des Hauptmanns, während die anderen Petroleum und Teer auf ihn gossen und ihn mit Gewalt zu seinem Wagen schleppten. Einige menschlicher Denkende hatten zuvor die Frau und die Kinder aus demselben herausgeholt, und vor ihren Augen wurden nun die leicht entflammbaren Stoffe angezündet und der unglückliche Offizier lebendig verbrannt. Niemand machte den Versuch, ihn zu retten.

Später erfuhr ich, daß aus Petersburg der Befehl gekommen sei, die Sache zu vertuschen, aber sie war zu sehr in die Öffentlichkeit gedrungen, um totgeschwiegen zu werden. Die Presse, die sich damals noch ganz in den Händen der Administration befand, erhielt den Befehl, zu schweigen. Was meine Aufmerksamkeit in dieser tragischen Geschichte hauptsächlich auf sich zog, war der Umstand, daß

niemand seine Pflicht erfüllt hatte — sträfliche Nachlässigkeit und Mißbrauch der Gewalt — von allen und jedem! Als erste hatte die Eisenbahnverwaltung unrecht, indem sie die armen Soldaten, die eine Reise von mehreren Wochen vor sich hatten, wie Heringe in ein Faß pferchte, zweitens hatte der Soldat unrecht, seinen Hauptmann gröblich zu beleidigen, drittens hatte der Hauptmann unrecht, sich nicht um das Wohl der ihm anvertrauten Mannschaften gekümmert und einem gefesselten Menschen einen Säbelhieb versetzt zu haben, viertens hatte die Volksmenge unrecht, den Kapitän lebendig zu verbrennen, obwohl ihre Empörung verständlich war, fünftens die Gendarmerieoffiziere und der Stationschef nebst seinem Personal, indem sie sich im kritischen Augenblick versteckten, anstatt den Versuch zu machen, auf die wahnsinnig gewordene Volksmenge einzuwirken, und endlich hatte die Zentralverwaltung unrecht, eine tragische Angelegenheit zu verschweigen, die nicht mehr zu unterdrücken war, anstatt eine Untersuchung anzuordnen, um die Verantwortlichkeit jedes einzelnen festzustellen.

Immer Schwäche und immer Willkür! Es scheint mir, daß diese beiden Worte das administrative System Rußlands verkörpern, das uns zur Revolution geführt hat.

Ich entsinne mich heute noch einer Stelle aus einem meiner Briefe an meine alte Freundin Vera de Talleyrand, die uns der Tod leider entrissen hat. Ich beschrieb ihr damals mein Leben auf dem Lande, sprach von meinen Beamten, den Verwaltern, Direktoren meiner Zuckerfabriken, Technikern und anderen, die meine Gesellschaft auf meinem Gute bildeten. Die Mehrzahl von ihnen, schrieb ich ihr, sind sehr anständige Leute, dagegen sind ihre Kinder ganz entsetzlich. In jeder dieser Familien sehe ich einen kleinen 14jährigen Marat und eine kleine 13jährige Théroigne de Méricourt

heranwachsen, und dies ist sehr beunruhigend. — Ich ahnte damals nicht, in welchem Maße ich die Wahrheit getroffen hatte.

Stolypin.

Im Jahre 1905 hielt ich mich auf den „Inseln"* auf, als ich einen beunruhigenden Brief von meinem Verwalter erhielt, der mir schrieb, daß ein als Flügeladjutant des Kaisers verkleideter, mit Orden bedeckter Revolutionär in Begleitung anderer Verschwörer in Offiziersuniform die Gegend in Troikas durchquere, die Bauern in der Kirche versammeln lasse und die Priester — unfreiwillige Mitschuldige des Betruges — zwinge, ein Manifest des Zaren zu verlesen, in dem derselbe das Land der Gutsbesitzer den Bauern übergebe. Die zuständigen Behörden suchten einzuschreiten, aber sie wären ohnmächtig gegen die Massen, die von Emissären durch die Mitteilung aufgestachelt würden, der Zar sei mit dem Volk und für das Volk, aber die Habgier des Adels hindere ihn in seinen edlen Absichten, das Land seinen Bebauern zu übergeben. Daraufhin waren an verschiedenen Orten Aufstände ausgebrochen; Besitzungen wurden ausgeplündert, Verwalter belästigt, ein Gutsbesitzer, Fürst Gagarin, war sogar ermordet worden. Die unweit von uns gelegene Zuckerfabrik von Tereschtschenko (Onkel des späteren Ministers des Äußeren) wurde verbrannt. Unsere Bauern und Arbeiter waren noch verhältnismäßig ruhig, aber ein Funke hätte genügt, um das Pulverfaß zu entzünden, und mein Verwalter bat mich, beim neuen Minister des Innern die Erlaubnis auszuwirken, eine kleine bewaffnete Truppe bilden zu dürfen, um nötigenfalls die Zuckerfabrik zu

* Newainseln, die Villenviertel tragen.

schützen und als Stütze für die wohlgesinnten Arbeiter zu dienen, die von ihren Kameraden eingeschüchtert wurden.

Ich begab mich mit diesem Brief zur Apothekerinsel, auf der sich die Villa des Ministers des Innern befand. Ich nannte dem diensttuenden Beamten meinen Namen, und eine Viertelstunde darauf wurde ich von Peter Arkadiewitsch Stolypin empfangen. Die kurze Tätigkeit dieses neuernannten Ministers, der einer der makellosesten, ruhmvollsten Männer Rußlands war, wird immer ein leuchtendes Blatt in der Geschichte dieses Landes bilden. Für ihn war der Begriff des Zarismus gleichbedeutend mit Patriotismus. Von altem Regime, was Geburt, Erziehung, aristokratische Gewohnheiten und ausgesuchte Höflichkeit anbetrifft, war er in seinen Ansichten ein durchaus moderner Mann.

Ich unterbreitete Stolypin meinen Fall so kurz wie möglich. Er sagte mir, daß alle diese Tatsachen ihm bekannt seien, daß der Pseudoflügeladjutant bereits entlarvt und festgenommen sei und er seit zwei Tagen eine Menge ähnlicher Bittgesuche wie das meinige erhalten und entsprechende Maßregeln getroffen habe. Er teilte mir gleichfalls mit, daß wir ermächtigt seien, eine berittene Schutztruppe zu bilden, die nach einem besonders vorgeschriebenen Muster eingekleidet und bewaffnet sein müsse. Diese Truppe sollte aus der Zahl der verabschiedeten Kavallerieunteroffiziere gebildet werden und unter dem Befehl eines Wachtmeisters stehen, der wiederum seine Befehle vom Polizeimeister des Distrikts, dem Isprawnik, erhalten solle. Er empfahl mir auch, diese Wache in den weiter entfernten Dörfern anzuwerben, wobei er uns die Bedingung stellte, daß keine Mohammedaner in dieselbe aufgenommen würden. Der Grund zu dieser Maßnahme war folgender: Mehrere Gutsbesitzer hatten als Förster Bergbewohner des

Kaukasus angestellt, tapfere, zuverlässige und ergebene Männer, gegen die sich jedoch der religiöse Fanatismus der Bevölkerung richtete. Dieser Fanatismus wurde durch die Aufständischen noch angestachelt und ausgebeutet. So wurden z. B. im Gouvernement Charkow, auf dem Gut „Swiatya Gory“ des Grafen Georg de Ribeaupierre (des letzten Nachkommen einer französischen Emigrantenfamilie) 35 Kaukasier, die seinen Schutz bildeten, auf die grausamste Weise von den Bauern niedergemetzelt.

Ich verließ Stolypin, ganz unter dem Zauber seiner großen und dabei so schlichten Persönlichkeit stehend. Hinzufügen muß ich noch, daß diese 1905 mit seiner Erlaubnis gebildeten Schutztruppen nur ein Vorbeugungsmittel blieben. Bei uns kam es zu keinem einzigen Mißverständnis mit den Bauern, obwohl alles um uns herum in Flammen stand.

Kurze Zeit darauf wurde Stolypin zum Ministerpräsidenten ernannt. Es wurde damals folgendes darüber berichtet: Zur Zeit der ersten Duma, als der Kaiser einsah, daß die Regierung unter Goremykin nicht mit dieser in Bestrebung und Form so revolutionären Duma arbeiten könne, entstand für die Krone das Dilemma: entweder Auflösung der Duma oder Bildung eines neuen Kabinetts. Der Schloßkommandant, General Dimitri Trepow, der beim Kaiser sehr in Gunst stand, unterbreitete diesem eine Ministerliste mit Miljukow an der Spitze. Die Kandidaten gehörten alle zur Kadettenpartei, hatten aber Stolypins Namen auf ihre Liste gesetzt, ohne vorher seine Zustimmung dazu eingeholt zu haben. Dieser junge Minister des Innern hatte durch sein Rednertalent, seine sanfte, aber gleichzeitig feste Hand und seine staatsmännische Haltung bereits die Aufmerksamkeit aller auf sich gelenkt. Gelegentlich seiner wöchentlichen Arbeiten mit Kaiser Ni-

kolaus II. fragte letzterer ihn einmal: „Was denken Sie über die Möglichkeit der Bildung eines konstitutionell-demokratischen Kabinetts? (Die konstitutionellen Demokraten wurden nach den Anfangsbuchstaben „Kadetten" genannt.) „Majestät," antwortete Stolypin, „ich betrachte die Kadetten als Ideologen. Sie werden die Macht aus ihrer Hand entgleiten lassen und Rußland und Sie werden in ihrer Existenz bedroht sein." — „Aber, wenn dies Ihre Überzeugung ist," versetzte der Kaiser, „wie kommt es dann, daß die Kadetten Sie auf ihre mir unterbreitete Liste gesetzt haben?" Stolypin glaubte in dieser Frage des Kaisers Mißtrauen zu erkennen und rief erregt: „Majestät, mit dem Blute meiner Vorfahren habe ich von ihnen auch die Ergebenheit für den Thron geerbt. Ich würde vorziehen, den Hof Ihres Schlosses mit dem Besen zu kehren, als die Macht mit den Kadetten zu teilen. Man drängt Sie an den Rand des Abgrunds, und ehe ich Eure Majestät verlasse, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen dieses zu sagen." Als er heimkehrte, sagte er zu seinem Schwager Alexis Neidhardt, Mitglied des Reichsrats: „Ich bin nicht mehr Minister. Von morgen ab trete ich ins Privatleben zurück. Der Kaiser wird zu einer Katastrophe gedrängt. Die Kadetten werden die monarchische Macht zerstören und damit Rußland zugrunde richten." — Am nächsten Tag, dem 8. Juni 1906, erließ der Kaiser ein Dekret und ernannte Stolypin zum Vorsitzenden des Ministerrats.

Während der fünf Jahre, die er an der Spitze der Regierung stand, kämpfte er mit Erfolg gegen die Revolution. Dies geschah durch zwei Mittel, die er geschickt anzuwenden verstand: eins war die Hebung des Patriotismus, das andere eine Agrarreform; er trieb die Bauern an, persönliches Grundeigentum zu erwerben; auf diese Weise suchte er die

Sklaven der Gemeinde — des Mir — zu kleinen Grundbesitzern zu machen.

Ich erinnere mich der berühmten Worte, die er in der Duma an seine Gegner richtete: „Sie werden mich nicht einschüchtern (Nie zapugaiete).“ Tatsächlich empfand der Minister niemals Furcht. Unter der festen Hand dieses rechtschaffenen, mutigen Staatsmannes wären alle die giftspeienden Reptilien, wie Bontsch-Brujeweitsch, Riasanow, Batiwuschin, Rennikow, Mansyrew und so viele andere in ihrem unterirdischen Versteck geblieben, und Stolypin hätte nie die unwürdigen Verfolgungen der staats- und kaisertreuen Untertanen zugelassen, deren Söhne auf dem Schlachtfelde für Rußland starben und deren einziges Verbrechen es war, nicht Iwanow oder Petrow zu heißen.

Im Jahre 1906 hörten wir, die wir in seiner Nachbarschaft auf den Inseln wohnten, eine furchtbare Detonation und erfuhren mit Entsetzen, daß ein Mordanschlag auf den Ministerpräsidenten verübt worden sei. Revolutionäre, als Gendarmenoberst und Offiziere verkleidet, fuhren in einem Landauer vor und wurden in Stolypins Villa ohne jeden Argwohn empfangen. Als sie eintraten, schleuderten sie mehrere Bomben und verursachten eine entsetzliche Explosion. Das Ergebnis dieses furchtbaren Verbrechens war, daß die Decke des zweiten Stockes einstürzte, zwei Kinder des Ministers verstümmelt und mehr als 40 Personen, die auf eine Audienz warteten, getötet oder verwundet wurden. Dieses schreckliche Unglück, das Stolypins Vaterherz so grausam traf, beugte seinen Willen jedoch nicht. Er blieb treu auf seinem Posten und setzte sein Werk fort, ohne den geringsten Wunsch nach Rache, ohne seine Richtung weder nach links noch nach rechts zu ändern. Aber seine Feinde gaben sich nicht mit ihrem Mißerfolg zufrieden.

Im Jahre 1911 war ich in Salso Maggiore. Der Corriere della Sera brachte uns die niederschmetternde Nachricht, daß eine Mörderkugel während einer Galavorstellung in Kiew, in Gegenwart des Kaisers, Stolypin getötet habe: Rußland und sein Herrscher verloren an jenem Abend einen ihrer größten Staatsmänner. Einige Russen, die sich in Salso Maggiore befanden, begaben sich in die katholische Kapelle, und wir ließen eine Messe für Stolypins Seele abhalten. Heute kann man sagen, daß er glücklich gewesen ist, die Zerstörung seines von ihm über alles geliebten Vaterlandes nicht miterlebt zu haben. Das Denkmal, das ihm in Kiew errichtet wurde, ist umgestürzt worden. Aber durch einen merkwürdigen Zufall ist der Sockel heil geblieben, und man kann auf demselben noch seine in der Duma an die Kadetten gerichteten Worte lesen: „Ihr, ihr wollt große Erschütterungen hervorrufen, wir aber wollen Rußlands Macht erhalten."

Hatte ich einen politischen Salon?

Hatte ich einen politischen Salon? Ich sage entschieden nein! Die einen beglückwünschten mich zu diesem politischen Salon, als besäße er einen europäischen Ruf, die anderen sprachen davon mit der Empörung, mit der zwei Quäker sich über eine Opiumhöhle unterhalten würden. Jedoch hat dieser politische Salon in Wirklichkeit nie bestanden, sondern bloß in der Einbildungskraft der Leute, die nicht bei mir verkehrten und nur die Zeitungen mit den Berichten über die Gesellschaft lasen, in denen die Empfänge geschildert und alle meine Gäste — Minister, Botschafter und Gesandte — aufgezählt wurden. Sie hielten diese Empfänge, die auf rein gesellschaftlichen Beziehungen beruhten, für

politische Zusammenkünfte. Im Sommer wurden vielfach Spazierfahrten auf den Inseln unternommen, und man kehrte bei mir ein, um eine Tasse Tee zu trinken und eine Partie Bridge zu spielen.

Ich rufe hier die vielen Staatsmänner aller Länder, die meine Gäste gewesen sind, als Zeugen auf, und ich bin überzeugt, daß sie beim Lesen dieser Zeilen sich daran erinnern werden, nur selten ein politisches Wort bei mir gewechselt zu haben. Jedenfalls werden sie mir das Zeugnis ausstellen, daß ich niemals daran gedacht habe, eine Meinung durchzusetzen, einen Einfluß auszuüben oder jemals versucht habe, eine Auskunft zu erhalten. Dieser Ruf gründete sich hauptsächlich auf den Glauben vieler Leute, daß jeder Botschafter, der eine Privatperson besucht, notwendigerweise einen Geheimvertrag in seiner Tasche hat, um ihr denselben in irgendeinem Versteck mitzuteilen, oder daß der Militäragent, der bei einer Dame Bridge spielt, sie zwischen zwei Robbern in seinen Feldzugsplan einweiht. Als Graf Georges Bobrinsky, der damalige Adjutant des Kriegsministers Wannovsky, mir zu einer Gesellschaft eine Abordnung der Scots Greys zuführte, denen er zukommandiert war und die dem Regiment, dessen Ehrenchef unser Kaiser war, angehörten, und ich erfreut darüber war, diesen Offizieren ein Glas Champagner anbieten zu können; ebenso als Herr von Scavenius, der Gesandte von Dänemark, seinen Vetter, den damaligen Minister des Auswärtigen, zu mir brachte und als Turkhan Pascha, der türkische Botschafter, mich bat, den Großwesir, der bei ihm zu Besuch war, einzuladen, gab es vielleicht Menschen, die dachten, ich hätte einen militärischen Vertrag mit dem einen, ein geheimnisvolles Traktat mit den anderen abgeschlossen und den dritten ein Staatsgeheimnis verraten.

Wenn das Motorboot von Stolypin an meiner kleinen Anlegestelle dampfte, die zu meinem Speisesaal führte, wenn die Kalesche Iswolskys vor meinem Gittertor hielt, wurde von Leuten, die auf Booten vorüberfuhren oder zu Fuß vorbeigingen, argwöhnisch gesagt: „Hier verschwören sich die Minister für — oder gegen — die Duma." Es bestand nur ein Vertrag, und das war der Vertrag zwischen der allgemeinen Dummheit und der Böswilligkeit des menschlichen Geistes, der diese Gerüchte erfand und wiederholte.

Auf der Insel Kamennoy-Ostrow, die der Prinzessin Helene von Altenburg gehörte, welche auf derselben ein herrliches Schloß besaß, nahmen außerdem noch der Kriegsminister, der Chef des großen Generalstabes und der Stadthauptmann von Petersburg ihren Aufenthalt. Die Jelagin-Insel dagegen bewohnten die Minister des Äußeren, der Finanzen und der Ministerpräsident, während die Apotheker-Insel der Sitz des Ministers des Innern war. Alle diese Würdenträger wohnten in Villen, die ihnen vom Hofe zur Verfügung gestellt waren. Alle kannten sich und verkehrten miteinander. Gesellig, und gewohnt, viel Besuch bei mir zu sehen, empfing auch ich meine Nachbarn herzlich und machte mir keine Sorgen über die politischen Ansichten des einen oder anderen und über ihre „Orientierung" (ein Wort, das man vor dem Kriege nicht kannte). Meine am Newaufer inmitten eines schönen Gartens gelegene Villa war für alle Spaziergänger sichtbar. Ich lebte wie in einem Glashause, und da ich nichts zu verbergen hatte, fiel es mir nicht ein, mein Privatleben mit einer Mauer zu umgeben, aber der böse Leumund und der Neid taten ihr Werk.

In jüngeren Jahren gab ich mich mit Leidenschaft dem Reitsport hin, verbrachte oft viele Stunden zu Pferde und durchstreifte die benachbarten herrlichen Parkanlagen und Wälder, und meine Begleiter waren abwech-

selnd die drei österreichischen Botschafter, Graf Kalnoki, Graf Wolkenstein und Baron von Aehrenthal, dann Lord Dufferin mit seinem Sohn Lord Clandyboy, ferner Sir Robert Morrier, Jean Guillemin, Louis de Montebello und viele andere. Meine Töchter begleiteten mich immer auf diesen Spazierritten mit ihren jungen Kavalieren, Sascha und Gritzko Wittgenstein, ihren Vettern Dima Wolkonsky, Pierre Kleinmichel und André Kreutz. Ach, leider ist von dieser schönen Jugend heute nichts mehr übrig!

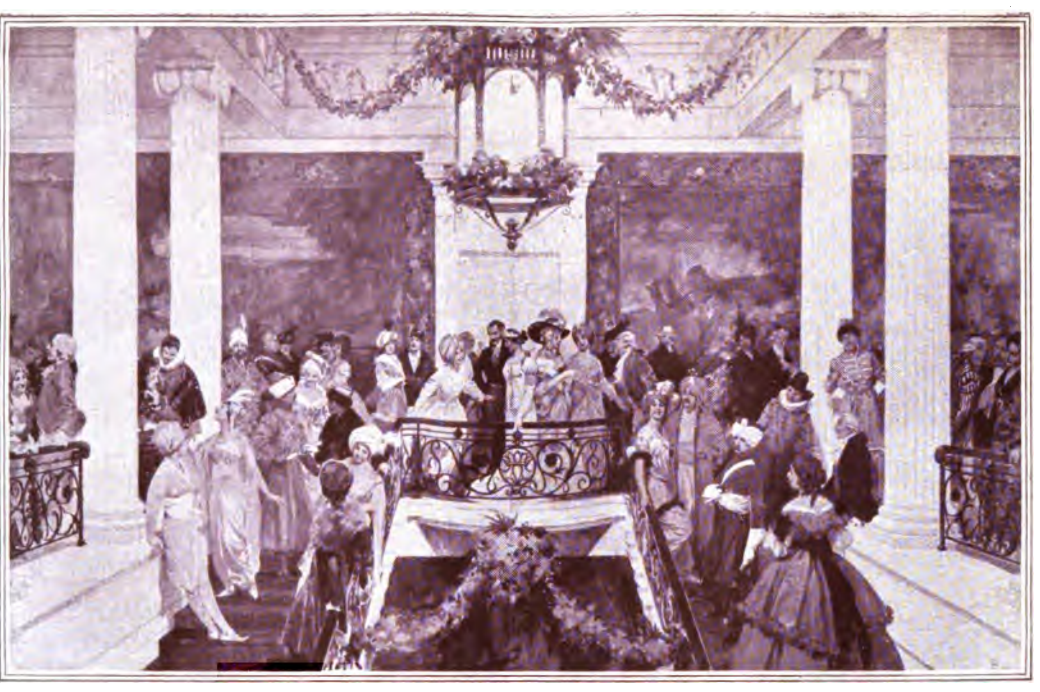
Damals machte mir niemand einen Vorwurf wegen dieser Beziehungen, und Gott weiß, daß wir keine Politik trieben, während wir auf unseren Pferden dahingaloppierten oder ein ländliches Mahl im Park von Schuwalowo oder im Walde von Oserki einnahmen, wohin ich meinen Koch vorausschickte, um uns das Essen bereiten zu lassen, das uns nach dem langen Ritt stärken sollte.

So wenig ich auch an der Wiederherstellung des brasilianischen Thrones arbeitete, als Don Luis oder Don Antonio von Orleans-Braganza mir die Ehre erwiesen, bei mir zu speisen, oder eine karlistische Verschwörung gegen die Regierung Alphons XIII. unterstützte, als Don Jaime von Bourbon bei mir zu Abend aß, so fanden sich doch alberne Zeitungen, die den höchst sonderbaren Mut hatten, diesen Blödsinn zu drucken.

Ich entsinne mich nicht einmal dessen, daß der Zufall in mein Haus Verhältnisse gebracht hätte, die man als „politische" bezeichnen könnte, wenigstens ist mir nichts darüber bekannt.

Indessen erinnere ich mich einer zufälligen interessanten Begegnung. Eines Tages speisten Sir Arthur Nicolson, seine Frau und Sir Donald Mackenzie Wallace bei mir, und der englische Botschafter sagte im Laufe des Gespräches bei

Tisch, daß er zu seinem großen Bedauern niemals den Grafen Nikolaus Ignatiew, den früheren Botschafter in Konstantinopel, getroffen habe. Er sei auf verschiedenen Posten in China und der Türkei sein Nachfolger gewesen, ohne je seinen Weg gekreuzt zu haben. Ich antwortete ihm, daß es mehr als wahrscheinlich sei, daß er ihn nie sehen würde, da Graf Ignatiew sich seit einigen Jahren aufs Land zurückgezogen habe und niemals nach Petersburg komme. Er sei alt und der Politik müde und lebe nur im Kreise seiner Familie. Das Diner war zu Ende, und wir begaben uns in den Salon, in dem die Tische für die Bridge-Partie bereitet waren. Plötzlich schien es mir, ich sei im Banne einer Halluzination, als ich mich dort einer Dame in langem schwarzen Schleier gegenüber sah und den Grafen und die Gräfin Ignatiew erkannte. Sie waren am Morgen desselben Tages angekommen, hatten eine Spazierfahrt auf den Inseln unternommen, um etwas Luft zu schöpfen, und da sie die Fenster meiner Villa erleuchtet sahen, waren sie auf gut Glück eingetreten. Die beiden hervorragenden Staatsmänner verbrachten den ganzen Abend zusammen, wir hörten nicht, wovon sie sprachen, doch ist es wahrscheinlich, daß an jenem Tage die Politik in meinem Salon nicht ausgeschlossen war. Aber auch diesmal hatte ich nichts damit zu tun. Das war mein letztes Wiedersehen mit dem Grafen Ignatiew. Er starb lange Zeit vor dem Kriege. Was Sir Arthur Nicolson und seine Frau anbetrifft, so habe ich sie in London wiedergesehen, und viel Güte und Gastfreundschaft von ihnen erfahren.



Maskenball bei der Gräfin Kleinmichel im Jahre 1914
Mit Genehmigung der Zeitschrift „Le Monde Illustré", erschienen 1914 Nr. 2977



Großfürst Sergei Alexandrowitsch

Kostümball.

Das Jahr 1914 verbrachte meine Schwägerin, die Gräfin Konstantin Kleinmichel, in Petersburg, um ihre Töchter in die Welt einzuführen. Meinen Nichten zu Ehren gab ich einen Kostümball, der durch den Widerhall, den er fand, zu einem gesellschaftlichen Ereignis wurde. Alexander Polovzow willigte ein, mir in diesem Unternehmen zu helfen, und brachte demselben — wie allem, was er unternahm, sei es ein Museum, das Rote Kreuz, die Verwaltung eines Hüttenwerkes, die Diplomatie oder eine gesellschaftliche Veranstaltung — einen klaren Geist, Ordnungssinn, Liebenswürdigkeit und einen Takt entgegen, die ich nicht genügend betonen kann. Es wurden Quadrillen gebildet, an denen meine drei Nichten und die junge Fürstin Kantakusin, die Großtochter des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch des Älteren (des Oberkommandierenden der Armee während des Russisch-Türkischen Krieges 1877-1878), sich beteiligten und ein klassisches Menuett nach der herrlichen Musik Mozarts aufführten. Die durch ihr choreographisches Talent bekannte Gräfin Marianne Zarnikau, die Tochter der Gräfin Hohenfelsen, sollte einen ägyptischen Tanz mit dem Marineoffizier Wladimir Lazarew aufführen. Die Baronin Wrangel, geborene von Huene, und ihre Freundin Fräulein Ochotnikow, die Schwester der hübschen Gräfin Ignatiew, jetzt Gattin des Generals Polovzow, hatte zwei bewährte Tänzer, den Grafen Roman Sotocki und Jacques de Lalaing als Partner und beteiligte sich an einem ungarischen Tanz, der zu einem wahren Triumph wurde. Fürst Konstantin Bagration, der Schwiegersohn des Groß-

fürsten Konstantin, hatte kaukasische Tänze geübt, während die Fürstinnen Kotschubey und ihr Bruder Viktor, Graf Mussin-Puschkin und Georges Schebeko, der Sohn des Botschafters in Wien, eine kleinrussische Quadrille tanzten. Endlich hatte sich die Großfürstin Victoria Feodorowna, die Gemahlin des Großfürsten Cyrill mit dem Großfürsten Boris an die Spitze einer orientalischen Quadrille gestellt. Alle jungen Frauen, die das Zepter der Schönheit und Eleganz in Petersburg führten, wurden von der Großfürstin eingeladen, sich daran zu beteiligen. Unter ihnen nenne ich: die Fürstin Olga Orlow, die Gräfin Maya Kutusow, Miß Muriel Buchanan, die Fürstin May Kantakusin, Madame Polovzow, die Fürstin Natalie Gortschakow, Mrs. Jasper Ridley (geborene Gräfin von Benckendorff, die Tochter unseres Botschafters in London) und viele andere. Monsieur und Madame Francis de Croisset sollten auch an der Quadrille teilnehmen, sie wurden jedoch einige Tage vorher nach Paris abberufen. Von den Herren sind folgende zu nennen: Prinz Alexander von Battenberg, der inzwischen im Kriege gefallen ist, einige junge Sekretäre der englischen Botschaft, Offiziere der Chevalier-Garde, der Garde zu Pferde und Husaren, schöne junge Männer, von denen viele den Tod in den Ebenen Litauens oder in den Karpathen fanden und andere schmerzlicherweise ihren eigenen Soldaten zum Opfer fielen.

Die Einladungen zu diesem Ball waren sehr begehrt. Ich hatte mehr als 300 Einladungen ergehen lassen — mehr Personen hätten in meinen Sälen keinen Platz gehabt —, und da man nach russischer Sitte ein Souper erwartete, an dem jeder einen Sitzplatz haben mußte, so war es auch das äußerste Maß dessen, was meine Küchen leisten konnten. Ich wurde mit Bitten bestürmt. Das Interesse, das die kaiserliche Quadrille erregte, war außerordent-

lich. Aber da ich trotz des besten Willens meine Wände nicht ausdehnen konnte, gelang es mir nicht, allen Ansprüchen gerecht zu werden. Jedermann, der seine Visitenkarte bei mir abgab, rechnete darauf, eine Einladung von mir zu erhalten, und wurde zu meinem Feind, sobald die erwünschte Karte ausblieb. Außerdem ließen wenigstens 100 Personen durch gemeinsame Freunde die Bitte aussprechen, nicht etwa eingeladen zu werden (wie ihre Vermittler mit Würde sagten), sondern nur das Recht zu haben, als Zuschauer auf der Treppe das Vorbeidefilieren der kaiserlichen Quadrille ansehen zu dürfen. Niemand wollte verstehen, daß ich diesem Verlangen nicht nachkommen konnte, weil dadurch jeder Durchgang vollständig verstopft und der Anblick des Festes verdorben worden wäre.

Es ereignete sich ein Zwischenfall, der damals ganz unbedeutend zu sein schien, der aber später tragische Folgen für mich hatte und mir fast das Leben kostete. Jedermann in Petersburg kannte Paul Wladimirowitsch Rodzianko, den Bruder des Dumapräsidenten; er war mit der vornehmen, guten, klugen Fürstin Mary Galitzin verheiratet, die seit ihrer frühesten Jugend mit meiner Schwester, meinem Bruder und mir befreundet war und deren Freundschaft wir mit Wärme und Ergebung erwiderten. Rodzianko hatte fünf Söhne; einer derselben war Marineoffizier, zwei andere talentvolle Kavalleriegenerale und die beiden jüngsten tapfere Offiziere, die sehr beliebt bei ihren Kameraden waren; die einzige Tochter, die Fürstin Marussia Trubezkoy, war mit meiner zweiten Tochter sehr befreundet. Dieser Paul Rodzianko, früherer Chevalier-Garde-Offizier, von herkulischer Kraft, war eine stattliche Erscheinung, immer angeheitert und bekannt wegen seiner Heftigkeit, seines exzentrischen Wesens und der Skandale, deren Held er in allen Restaurants war, der echte Typus des „samo-

11*

dur", ein russischer Ausdruck, der nicht zu übersetzen ist. Zum Schluß hatte er noch einen Prozeß gegen seine Frau, die ihm die ergebenste Gattin war, angestrengt; es handelte sich um Geldangelegenheiten, und er beleidigte öffentlich seine Söhne, die ritterlich die Partei ihrer Mutter ergriffen hatten. Diese jungen Leute waren ganz wehrlos ihrem Vater gegenüber und überall, wo sie ihn trafen, seinen Beleidigungen ausgesetzt. Das Ehrengericht des Chevalier-Garderegiments war gezwungen, Paul Rodzianko den Eintritt in das Offizierskasino zu verweigern. Außerdem hatte er noch eine Auseinandersetzung mit dem Fürsten Konstantin Bagration, der inzwischen den Heldentod im Kriege gefunden hat. Fürst Bagration hatte Rodzianko zum Duell gefordert, und dieser bat den Grafen Freedericksz, den Minister des Hofes, den Fall Sr. Majestät zu unterbreiten und für ihn die Erlaubnis zu diesem Waffengang auszuwirken. Graf Freedericksz erzählte uns noch am selben Tage bei Tisch, aus vollem Halse lachend, er habe Rodzianko geantwortet, daß, wenn er persönlich zu einem Duell gefordert worden wäre, er selbständig beschlossen hätte, was seine Ehre als Edelmann ihm zu tun gebiete, doch könne er ihm als Minister des Hofes sofort sagen, daß der Kaiser offiziell ein Duell nicht gestatten würde. Die Sache hatte keine Folgen.

Von allen Seiten wurde mir hinterbracht, daß Rodzianko allerorts erzähle, er wolle meinen Ball dazu benutzen, um seine Söhne, die sich an meiner Quadrille beteiligten, und den Fürsten Bagration öffentlich zu beleidigen. Da ich wußte, wie schnell er sein Gleichgewicht verlor und daß er zu den unglaublichsten Dingen fähig war, entschloß ich mich, sein Erscheinen zu verhindern, und dieser Entschluß wurde noch bestärkt, als die rechtschaffene, ausgezeichnete Olympiada Andrejewna, die Sekretärin einer Wohltätigkeitsgesellschaft, zu der wir beide, Rodzianko und ich, gehörten, ganz bestürzt

und zitternd zu mir eilte, um mir mit Aufregung mitzuteilen, daß Rodzianko am selben Morgen beim Betreten des Komitee-Saals der Wohltätigkeitsanstalt des Heiligen Sergius außerordentlich heftig gewesen sei und vor dem ganzen Komitee geschworen habe, er würde sich früher oder später an mir rächen, und ich würde darüber blutige Tränen vergießen, falls ich ihm die Schmach antäte, ihm keine Einladung zu senden und ihn aus der Liste der Geladenen zu streichen. Sie weinte beim Gedanken an die Dinge, die mich erwarteten, denn sie hatte eine hohe Meinung von Rodziankos Macht. Am selben Tage suchte auch Fürst Kurakin, der in meinem Hause wohnte, um eine Einladung für seinen Freund Rodzianko nach. Ich erklärte ihm den Grund meiner Absage, und Kurakin sagte mir in Gegenwart seiner Frau: „Nehmen Sie sich in acht, er droht Ihnen mit einem großen Skandal, wenn Sie ihn nicht einladen.“ — „Skandal jetzt oder Skandal später,“ antwortete ich, „derjenige, den er mir eines Tages machen wird, erschreckt mich weniger als derjenige, den er augenblicklich verüben könnte, und von den beiden Übeln wähle ich dasjenige, das mir kleiner zu sein scheint.“

Mein Ball verlief ohne den geringsten Zwischenfall. Am nächsten Tag wurde das Fest bei der Großfürstin Wladimir genau wiederholt, und einige Tage darauf verließ ich Petersburg, um nach Rom zu reisen, und dachte nicht mehr an Rodzianko. Alles dieses begab sich in den letzten Tagen des Januar 1914.

Der 19. Juli/1. August 1914.

Der Krieg war ausgebrochen. Ich befand mich in meiner Villa auf den Inseln, als mir der Korrespondent

des „Russkoje Slowo“, Rumanow, durch einen gemeinsamen Freund zugeführt wurde. Er teilte mir mit, daß Paul Rodzianko seit 24 Stunden an alle Zeitungs-Redaktionen der Hauptstadt telephoniere, um die Frage an sie zu richten: „Haben Sie auch gehört, daß die Gräfin Kleinmichel den Mobilisationsplan in einer Schachtel Schokolade Kaiser Wilhelm zugeschickt habe, daß sie verhaftet und bereits gehenkt sei?“ Die Absicht, ein so ehrenrühriges Gerücht über mich zu verbreiten, ohne selbst die Verantwortung zu tragen — denn es war nicht eine Behauptung, sondern eine Frage — lag auf der Hand, und Rumanow, ein wohlwollender, kluger und rechtschaffener Mann, hielt es für seine Pflicht, mich vor der Gefahr, die mich bedrohte, zu warnen, und suchte mit mir nach Mitteln, um dieser Verleumdung entgegenzuwirken. Ah, da hatten wir also die Rache Rodziankos! Er hatte den Zeitpunkt gut gewählt. Ich gestehe, daß ich im ersten Augenblick die Tragweite dieses schändlichen Angriffs gegen eine wehrlose Frau, die weder Mann, Sohn noch Bruder zur Verteidigung hatte (mein Bruder lebte seit Jahren in Paris), gar nicht erfaßte. Die Geschichte dieses in einer Schokoladenschachtel übersandten Mobilisationsplans schien mir geradezu lächerlich, denn ich vergegenwärtigte mir nicht die Psychologie der Menge in jener Zeit der Leidenschaft, wo jede Vernunft aufhörte. Während wir uns unterhielten, kamen ununterbrochen telephonische Anfragen. Man erkundigte sich von allen Seiten, ob ich zu Hause wäre. Freunde, Bekannte, Redaktionen und Unbekannte forschten nach, ob ich da sei. Augenscheinlich war ein Gerücht über mich im Umlauf. Dieses Gerücht nahm so weit Gestalt an, daß in Gegenwart von Mr. P., einem Engländer, bei Bekannten desselben ein Gendarmenoberst mit großer Sicherheit und einem Überfluß an Einzelheiten mitteilte,

daß er meiner Hinrichtung und der des Generals Dratschewski (früheren Stadthauptmanns von Petersburg, den Rodzianko haßte und den er in dieselbe Angelegenheit verwickelt hatte) persönlich als Regierungs-Delegierter beigewohnt habe. „Ich muß der Gräfin Kleinmichel die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie mit großem Mut gestorben ist und den Galgen mit Gleichmut betrachtete; während der General blaß und zitternd dem Tod gegenüberstand und um Gnade bat", erzählte dieser wenig wahrheitsliebende Oberst.

Am nächsten Morgen wurde dieser Bericht in verschiedenen Zeitungen veröffentlicht, und ich hatte die seltsame Empfindung, am Morgen, beim Kaffee, die Einzelheiten über das tragische Ende meines Lebens zu erfahren sowie über die Hinrichtung meines Leidensgefährten, den ich übrigens kaum kannte und den man beschuldigte, mir bei der Verpackung der Schokoladenschachtel behilflich gewesen zu sein. Am selben Tag begab ich mich ins Winterpalais, wie alle anderen, und wohnte der Rede des Kaisers und der großen Volkskundgebung, die gelegentlich der Kriegserklärung stattfand, bei. Der Platz vor dem Winterpalais war schwarz von einer dicht gedrängten Volksmenge, und als der Zar auf dem Balkon erschien, fiel das Volk in einer frommen Regung auf die Knie und stimmte die Nationalhymne, das „Boje Zaria Hrani" an. Alle, die dieser Szene beiwohnten, werden sie nie vergessen können. In jenem Augenblick schienen Volk und Kaiser eins zu sein. Und sich sagen zu müssen, daß 2½ Jahre später dieselben Massen, auf die der Thron Rußlands sich so unbedingt stützen zu können schien, sich in einen feindlichen Lavastrom wandeln sollten, der Monarchie und Altar umstürzen und den Kaiser und seine Familie zugrunde richten würden!

Als der Kaiser an mir vorüberging, sah er mich mit

seinen so überaus gütigen Augen an, die er von seiner Mutter hatte und die so viele Herzen bezauberten, und reichte mir die Hand. Es war nicht daran zu zweifeln: ich war am Leben. Zufällig näherte ich mich General Maximowitsch, dem Gehilfen des Grafen Freedericksz. Er unterhielt sich gerade mit Professor Rauchfuß, dem berühmten Kinderarzt, den ich auch kannte. Ich war erstaunt über den Gesichtsausdruck von Rauchfuß, als er mich gewahrte; es war, als erblicke er ein Gespenst. Maximowitsch sagte mir: „Der Professor erzählte mir eben, daß Sie gestern gehenkt worden seien", und fing an zu lachen. Man nahm die Sache so wenig ernst, daß man anfangs gar nicht daran dachte, sich darüber zu entrüsten.

Am nächsten Tage hatten fünf oder sechs Freunde mich zum Diner zu Cubat eingeladen, und ich hatte Gelegenheit, persönlich zu hören, wie Rodzianko, der mich nicht sah, sich dem Tische des Obersten Serebrjakow nähernd, fragte: „Weißt du schon, daß die Gräfin Kleinmichel den Mobilisationsplan in einer Schachtel Schokolade an den Deutschen Kaiser geschickt hat und gestern dafür schon gehenkt worden ist?" Serebrjakow antworte ihm: „Perestanj wsdor molotj" („Hör auf mit deinem Unsinn!") und kehrte ihm den Rücken. Rodzianko verließ ihn betroffen. Als er mich, umgeben von einem Freundeskreis, erblickte, verfärbte er sich und verschwand aus dem Restaurant.

Wenn diese Geschichte in Petersburg auch nicht geglaubt wurde, so überschritt sie doch die Grenzen des Auslandes und brachte die Nachricht meines Todes in alle, auch die entferntesten Orte. Sogar der Schah von Persien telegraphierte seinem Gesandten, um die Wahrheit darüber zu erfahren. Jedenfalls habe ich es sicher nicht Rodzianko zu verdanken, daß ich damals nicht ums Leben kam.

Einige Tage später meldete mir ein Diener, daß Paul

Wladimirowitsch Rodzianko vor seiner Abreise auf den Kriegsschauplatz, von dem er vielleicht nie mehr wiederkehren würde, die Gräfin Kleinmichel fragen lasse, wann sie ihn empfangen könne. Augenscheinlich war er sich seiner lächerlichen Rolle bewußt geworden, wollte mir eine Erklärung abgeben und den Versuch machen, sich mit mir zu versöhnen. Ich sprach fast nie per Telephon, doch diesmal ging ich selbst an den Apparat und antwortete persönlich, daß ich nach dem Gehenktwerden sehr ermüdet sei, so ermüdet, daß ich fürchte, niemals genügend ausruhen zu können, um die Ehre zu haben, Oberst Rodzianko zu empfangen. So endete damals dieser Zwischenfall, aber er enthält die Erklärung, weshalb der Pöbel mich zu Anfang der Revolution verhaftet hat.

Paul Wladimirowitsch Rodzianko.

Ich kann nicht umhin, die militärische Rolle zu erwähnen, die Paul Rodzianko bald danach, im Herbst 1915, während der Einnahme der Inseln Ösel und Dagö durch die Deutschen gespielt hat. Er kommandierte eine Druschina, eine Landsturmtruppe, im Hafen von Pernau, einer kleinen Stadt an der Grenze zwischen Estland und Livland. Da er vor Ungeduld brannte, kriegerische Lorbeeren zu ernten, fiel es ihm eines Abends ein, die Holzbarken, die man im Hafen von Pernau versenkt hatte, um den Eingang in den Hafen zu versperren, für die deutsche Flotte zu halten, die, wie er behauptete, dort eine Landung vornehmen wolle. Er versetzte die ganze schlafende Stadt in Aufregung, seine Soldaten plünderten das Haus des Adelsmarschalls Baron von Pilar, zerbrachen dessen schöne Porzellansammlung und verdarben seine ganze Einrichtung. Nachdem dieses voll-

bracht war, befahl er ihnen, die großen Holzniederlagen und Sägewerke von Pernau in Brand zu stecken und darauf Tausende und aber Tausende von Säcken mit Salz in den Meerbusen zu werfen, deren Verlust die Nordarmee später schmerzlich empfand. Alles geschah unter dem Vorwand, daß diese Vorräte nicht in die Hände des Feindes fallen dürften. Nach diesen Heldentaten zog er sich als vorsichtiger Führer, der lieber das Leben seiner Mannschaft rettet, als sie einem ungleichen Kampf aussetzt, 12 Kilometer zurück. Bei Tagesanbruch näherten sich Patrouillen mit großer Vorsicht der Stadt, um nach dem Feinde zu spähen, fanden jedoch in dem kleinen friedlichen Städtchen nicht die geringste Spur von ihm und stießen nur auf die rauchenden Trümmer, das Werk ihres ungestümen Führers. Letzterer war weit davon entfernt, dieses wenig glorreiche, lächerliche Versehen zu verheimlichen, sondern war schamlos genug, seinem Bruder, dem Dumapräsidenten, die telegraphische Meldung zu senden, er habe einen großen Sieg über die Deutschen davongetragen. Michael Rodzianko las der Duma dieses lügnerische Telegramm seines Bruders in gutem Glauben und unter stürmischem Beifall vor.

Reisende, die am selben Tage aus Reval und Pernau ankamen, schilderten die Tatsachen in ihrem wahren Licht, aber die Zeitungen der Hauptstadt hatten bereits die freudige Nachricht über einen großen Sieg verbreitet, und es war nunmehr unmöglich, der Wahrheit Gehör zu verschaffen. Ich muß jedoch hinzufügen, daß Admiral Gerassimow, der Platz- und Hafenkommandant von Reval, mutig genug war, seiner vollen Entrüstung über diese Lüge, die dem Ansehen und der Ehre der Armee schadete, Ausdruck zu geben. Der Admiral veröffentlichte sofort einen Tagesbefehl, in dem er den Prahlereien Rodziankos kategorisch und unzweideutig ein formelles Dementi entgegensetzte.

Ich sah letzteren nie wieder. Ich weiß indessen, daß er einem Botschafter, dem Grafen de C., der es mir selbst erzählt hat, einen mit Diamanten geschmückten Säbel zeigte, den ihm angeblich der Kaiser für seinen Sieg von Pernau geschickt haben soll.

Es ist unnötig hinzuzufügen, daß er selbst sich diese Auszeichnung verliehen hat.

Die Zarin.

Als der Kaiser zum erstenmal Paris besuchte, hielt ich mich dort bei meiner Tochter Olga auf, die mit dem russischen Botschaftssekretär Baron von Korff verheiratet war. Meine jüngste Tochter, die kurz vorher zur Hofdame der Kaiserinnen ernannt worden war, befand sich bei mir. Am nächsten Tage nach dem prunkvollen Einzug von Nikolaus II., dem wir auf den Champs Elysées von den Fenstern des Hauses des Herrn Gordon Bennet, des Besitzers des New York Herald, beigewohnt hatten, begab ich mich mit meiner Tochter Maya zu Madame de Thèbes, an die ich eine Empfehlung hatte. Sie war sehr zuvorkommend, sagte mir aber: „Ich habe eine solche Migräne, daß ich weder imstande bin, Ihnen die Karten zu legen, noch aus Eiweiß oder Kaffeesatz wahrzusagen." — Ich verabschiedete mich von ihr mit der Bitte, am nächsten Tage wiederkommen zu dürfen. „Sie sind Russin, Madame", sagte sie mir, als sie mich hinausgeleitete. „Glauben Sie, daß es eine Möglichkeit für mich gibt, die Photographie der Handlinien des Zaren zu erhalten? Ich weiß nicht, was ich darum geben würde, um den Abdruck dieser Hand zu bekommen!" — „Ich glaube, Madame," antwortete ich, „daß ich den Versuch machen könnte, ihn für Sie zu erhalten. Die

Dame, welche die Kaiserin nach Paris begleitet, ist Fürstin Bariatinsky, eine Cousine von mir, und ich kann mich an sie wenden. Ich glaube, es würde den Kaiser interessieren, wenn Sie ihm sein Horoskop stellten." — „Sie würden mir einen großen Dienst erweisen", sagte Madame de Thèbes. „Ich würde gern den Eindruck nachprüfen, den ich gestern hatte, als ich den Kaiser vorbeikommen sah. Wieviel Unglück habe ich aus den Zügen dieses jungen Mannes gelesen! Es ist furchtbar! Unglück, schweres Unglück!" wiederholte sie. Diese Worte erschreckten mich dermaßen, daß ich, auf der Straße angekommen, zu meiner Tochter sagte, ich werde sicherlich nicht den geringsten Schritt unternehmen, um einen Abdruck von des Kaisers Hand zu erhalten. Ich fürchtete die Vermittlerin einer schlechten Prophezeiung zu werden und entschloß mich, Madame de Thèbes nicht wieder zu besuchen. Meine Tochter bedauerte es, denn sie wollte gern etwas über die eigene Zukunft wissen. Ich bin froh, ihrem Wunsch nicht nachgekommen zu sein. Madame de Thèbes hätte wahrscheinlich aus der Hand meines armen Kindes das verhängnisvolle Schicksal gelesen, das sie erwartete. Ich verlor dies leidenschaftlich geliebte Wesen einige Jahre darauf, und dieses schwere Unglück vergiftet noch heute meine Tage und verscheucht den Schlaf meiner Nächte.

Oftmals habe ich an die Worte der Madame de Thèbes gedacht: „Das ist Unglück, schweres Unglück!"

Bei der Krönung geschah es zum erstenmal, daß viele den Vergleich zwischen Ludwig XVI. und Nikolaus II. zogen. Ganz wie sich bei der Ankunft von Marie Antoinette in Paris die Feste in Trauer wandelten, fingen auch die Krönungsfeierlichkeiten in Moskau mit einer ungeheuren Katastrophe an, die Tausenden und aber Tausenden von Bauern das Leben kostete. Die Gäste des Zaren sollten Geschenke

erhalten, und das Gerücht von seiner Freigebigkeit war bis in die entferntesten Gegenden des Reiches gedrungen. Zahllose Volksmengen, Männer, Frauen und Kinder kamen aus allen Dörfern herbei und lagerten sich auf dem Hodynkafelde und in seiner nächsten Umgebung. Weder von der Regierung noch von der Polizei waren Sicherheitsmaßregeln getroffen worden, und als man begann, die Geschenke zu verteilen, stürzte die ganze Menge regellos ohne alle Ordnung vorwärts; viele stolperten, gerieten in Gruben, fielen übereinander und zertraten und zerquetschten sich gegenseitig. Diese Gruben wurden zu gigantischen, dem Geiste der Unordnung geopferten Hekatomben, diesem Geiste, der unglücklicherweise immer in Rußland geherrscht hat. Die Zahl der Opfer beläuft sich nach den Aussagen der einen auf 10 000, der anderen auf 8000 Personen.

Als ich mich am nächsten Tage zur großen Truppenschau begab, sah ich mit eigenen Augen Hunderte von Wagen, die ganze Berge von Leichen abtransportierten; die Arme und Beine derselben ragten heraus, da man sich nicht einmal die Mühe gegeben hatte, sie zuzudecken. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, um die Schuldigen zu ermitteln.

Damals war die Macht in Moskau geteilt zwischen der städtischen Behörde, an deren Spitze der Generalgouverneur, Großfürst Sergei, stand, und dem Ministerium des kaiserlichen Hofes, dessen Chef Graf Woronzow-Daschkow war. Diese beiden Behörden beschuldigten sich gegenseitig. Graf von der Pahlen, ehemaliger Justizminister, oberster Zeremonienmeister für die Krönung, wurde zum Schiedsrichter ernannt. Er bat darum, seinen Bericht an den Zaren in Gegenwart der ganzen kaiserlichen Familie vortragen zu dürfen. Seine Rede begann mit den Worten: „Ähnliche Unglücksfälle wie derjenige, der sich in Moskau ereignet hat,

können sich immer wiederholen, solange Eure Majestät auf verantwortliche Posten unverantwortliche Männer, wie es Ihre Kaiserlichen Hoheiten, die Herren Großfürsten sind, setzen werden."

Diese furchtlosen Worte, die historisch geworden sind, schildern die Lage richtig. Diese unverantwortliche Regierung — willkürlich und schwach zu gleicher Zeit — hat uns, wie ich es schon zu verschiedenen Malen wiederholt habe, zu der entsetzlichen Katastrophe geführt, deren Opfer wir geworden sind.

Es ist wahrscheinlich, daß der blutige Regierungsanfang einen Schatten von Schwermut auf die Kaiserin geworfen hat. Sie war stolz und schüchtern zugleich und hatte nichts von dem liebenswürdigen Wesen ihrer Schwiegermutter, der Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna, die von allen angebetet wurde und deren Lächeln die Herzen eroberte. Da die junge Kaiserin die Lehrjahre als Großfürstin-Thronfolgerin nicht durchgemacht und ihren Willen nie einem höheren untergeordnet hatte, besaß sie gar keine Menschenkenntnis, dennoch war sie sehr sicher in ihrem Urteil, das sie für unfehlbar hielt; sie richtete über alle und alles mit einer unbeugsam strengen Moral, bei vollkommener Unkenntnis des Lebens.

Ich glaube indessen, daß sie, ebenso wie ihre Schwester, die Großfürstin Sergei, sich den Anforderungen der russischen Gesellschaft angepaßt hätte, wenn nicht gleich beim Regierungsantritt Nikolaus' II. eine Reihe von Schikanen, ja sogar Demütigungen, die von der kaiserlichen Familie ausgingen, sie vom Wege, den sie hätte verfolgen sollen, abgelenkt hätten. Gleich bei dem ersten Besuch in Petersburg, wohin die Prinzessin Alix von Hessen ihren Vater begleitet hatte, und als man noch weit davon entfernt war, mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sie einst die Kaiserin

werden würde, behandelte besonders die Großfürstin Wladimir sie herablassend wie eine kleine Prinzessin ohne Bedeutung. Sie tat über sie Äußerungen, die der zukünftigen Kaiserin wiederholt wurden und in ihr den Grund zu Groll und Bitterkeit legten. Nachdem Prinzeß Alix von Hessen die Gattin Nikolaus' II. geworden war, stellte die Großfürstin Wladimir sich zu ihrer Nichte wie eine Gouvernante, die alle ihre Handlungen beeinflussen wollte. Die junge Kaiserin hatte jedoch den hochmütigen, verletzenden Ton der Großfürstin von ihrer ersten Unterhaltung her nicht vergessen und ließ ihre erlauchte Tante fühlen, daß sie jetzt Herrin der Lage sei. Die Großfürstin verzieh ihr diese Haltung niemals und benutzte von da an ihren großen Einfluß in der Petersburger Gesellschaft, um die Aufmerksamkeit derselben auf alles zu lenken, was der Kaiserin schaden konnte. Sie tat alles mögliche, um Damen von hoher Stellung dazu zu bewegen, der Kaiserin Ratschläge zu erteilen, zollte späterhin dem Mut dieser Damen, die es gewagt hatten, der Kaiserin mündlich oder schriftlich unangenehme Wahrheiten zu sagen, lauten Beifall und verbreitete den Inhalt der betreffenden Gespräche und Briefe.

Eines Tages antwortete die Kaiserin dem Grafen Freedericksz, der darauf bestand, daß sie Diners und Empfänge geben müsse: „Weshalb wollen Sie, daß ich Personen empfange, die mir Ratschläge erteilen, um die ich sie nicht bitte, und zwar nicht zu meinem Wohl, sondern ausschließlich, um sich später damit zu brüsten, mich getadelt zu haben." (Diese Worte habe ich vom Grafen Freedericksz gehört.) Anstatt daß die Kaiserin sich bemüht hätte, die Herzen zu gewinnen, suchte sie jede Möglichkeit einer mehr oder weniger intimen Unterhaltung zu vermeiden, und die Mauer, die sie von der Gesellschaft trennte, wurde immer höher.

In der kaiserlichen Familie riß nach dem Tode Alexanders III. eine vollständige Disziplinlosigkeit ein. Der Kaiser war zaghaft gegen seine Onkel und Vettern, die älter als er, gewohnt waren, ihn als Kind zu behandeln, ihm keine Ehrerbietung bezeigten und dadurch das Ansehen des Thrones schmälerten. Die Familie trieb abwärts, indem sie die Schwächen Nikolaus' II. ausnutzte. Im Gegensatz dazu hatten sie es unter der eisernen Hand Alexanders III. nicht einmal gewagt, sich über die sehr bestimmten Befehle zu beklagen, die der Minister des Hofes, Graf Woronzow-Daschkow, ihnen ohne die geringste Schonung übermittelte.

Die Kaiserin verstand die Gefahr der tatsächlichen Auflösung der kaiserlichen Familie und benutzte ihren Einfluß auf den Zaren, um ihn zu bewegen, mit aller Strenge gegen diese Mißbräuche aufzutreten. Es gelang ihr auch in manchen Fällen, aber hinter ihrem Rücken gab der Kaiser, sich selbst widersprechend, seine Einwilligung zu jedem Verlangen der Großfürsten, Verlangen, die manchmal nicht mit der Würde der kaiserlichen Familie vereinbar waren. Dies alles trug dazu bei, daß die Kaiserin in der Familie ihres Gatten Feinde fand, die sie haßten und die alles taten, um sie unbeliebt zu machen. Eine Ausnahme bildete nur der Großfürst Paul, dessen Idealismus und vornehme Denkungsart ihn davon abhielten, sich an einer Handlung, die sich gegen die Kaiserin richtete, zu beteiligen. Ebenfalls Großfürst Konstantin, ein Mann von lauterster Gesinnung. Der Kaiser, der ebenfalls sehr jung auf den Thron gelangt war, der sein Leben bisher ausschließlich im engen Kreis der Familie verbracht hatte, dem man sogar die ihm aus Gesundheitsgründen zugeführte Maitresse ausgewählt hatte, verstand nicht, sie zu leiten, und in Anbetracht seines jugendlichen Alters

hatten sich seine intimen Beziehungen auf die Gesellschaft von Leutnants und Rittmeistern der Garderegimenter beschränkt, in denen er gedient hatte.

Die Mißgeschicke folgten einander auf dem Fuß; der Kaiser wünschte sich leidenschaftlich einen Sohn, Rußland erwartete einen Thronerben. Vier Töchter brachten vier Enttäuschungen, man zürnte der Kaiserin deswegen, als ob sie durch ihren Willen das Geschlecht des Kindes, das sie zur Welt brachte, hätte bestimmen können. Endlich erschien ein Sohn. Der Jubel war groß! Aber man sagte, das Kind sei schwach und nicht lebensfähig. Man behauptete, es fehle dem schmächtigen Wesen eine Hautschicht, deren Mangel fortwährende Blutungen verursachen müsse, so daß sein Leben bei dem geringsten Unfalle verlöschen würde. „Blut, immer Blut", sagte die Kaiserin. Dank der großen Sorgfalt blieb das Kind am Leben. Es wurde schön, klug, aber es konnte nicht gehen, und der Anblick dieses armen kleinen Wesens, das von einem großen, kräftigen Kosaken getragen wurde, wirkte tief betrübend auf das Volk. Wie, das sollte ihr zukünftiger Herrscher sein? Dieser kleine Krüppel? Das sollte die Zukunft des großen Rußland werden? fragte die Volksmenge. Von Zeit zu Zeit hörte man sagen, das Kind habe angefangen zu gehen, aber es hinke, und lebhaft und beweglich, sei es auf einen Tisch geklettert, von demselben heruntergefallen, und eine neue Blutung hätte wiederum sein Leben in Gefahr gebracht. Zu jener Zeit war es, daß die Großfürstin Anastasia und die Großfürstin Militza, Prinzessinnen von Montenegro, den berüchtigten Rasputin, der später der böse Geist des kaiserlichen Paares wurde, dem kleinen Thronfolger als Retter zuführten. Dieser Mann habe die Gabe, sagten sie, Blutungen zu stillen.

War es Zufall oder nicht, jedenfalls ließ die Krankheit

nach, das Kind wurde kräftiger, und der Glaube an Rasputin war von diesem Augenblick an unbegrenzt.

Der Basar der Kaiserin.

Die Kaiserin, die sich viel mit Wohltätigkeit befaßte, wollte etwa im Jahre 1910 einen großen Basar zugunsten ihrer Anstalten organisieren. Sie hatte es schon einmal getan und sich damals zu diesem Zweck der Eremitage bedient, eines der schönsten, prunkvollsten und künstlerischsten Palais der Hauptstadt. Unglücklicherweise war der Schaden, den das Publikum in den Museumssälen anrichtete, wo jedes einzelne Möbelstück ein Kunstwerk aus der Zeit Katharinas II. war, so groß, ja dieser Schaden hatte die Einnahme so weit übertroffen, daß der Beschluß gefaßt wurde, einen solchen Versuch nicht zu wiederholen.

Da der Minister des Hofes sich aber in betreff der anderen Palais widersetzte, hatte man das seltsame Schauspiel, die Gattin des mächtigsten Selbstherrschers, in dessen Besitz sich zahllose Paläste befanden, auf der Suche nach einem Lokal für ihr Wohltätigkeitsfest zu sehen. Man wandte sich an verschiedene Minister, und jeder fand einen Vorwand, diese Störung von seinem Ministerium fernzuhalten. Während einer Unterhaltung, die zwischen der Kaiserin und dem Kaiser stattfand, erinnerte sich letzterer, daß er als Zesarewitsch an Bällen und Vorstellungen der Gesellschaft in meinem Hause teilgenommen hatte. Er sagte, er habe auf der Treppe gespeist, die seh- groß sei, einen doppelten Aufgang habe und daß dort viele Tische untergebracht werden könnten. Die Fürstin Galitzin, die damalige Oberhofmeisterin der Kaiserin, besuchte mich und bat mich um Photographien

meines Hauses, um sie Ihrer Majestät zu unterbreiten, und einige Tage darauf ließ die Kaiserin mich bitten, ihr den Dienst zu erweisen, ihren Basar bei mir abzuhalten. Dieses Ereignis hatte für mich unangenehme Folgen. Es schuf mir viele Neider, die die Bitte der Kaiserin als eine Gunstbezeigung ansahen, was sie durchaus nicht war. Außerdem zeigte sie vielen Leuten den Weg in mein Heim, die bald nachher, 1917, Revolutionäre wurden.

Während der Dauer einer Woche waren alle Winkel und kleinsten Winkelchen meiner Wohnung von Wohltätigkeitsdamen, deren Gehilfen und Dienern überflutet. Jede Großfürstin hatte ihren Tisch, ihre Damen und Kavaliere stritten sich um die Plätze, brachten tausend Wünsche vor; man machte mich für alles verantwortlich, und was ich später an Schaden zu zahlen hatte, war beträchtlich.

Alle Künstler boten ihre Mitwirkung zu diesen Festen an, und meine Säle hatten damals die Ehre, Sarah Bernhardt aufzunehmen, die große Sarah, die sich gerade auf einer Gastspielreise in Petersburg befand. Wir umgaben sie mit allen Ehren, die ihrem großen Talent zukommen. Ein Kavalier des Hofes, Graf Alexander Zubow, aus dem Geschlecht des berühmten Günstlings Katharina II., holte sie in einem Hofwagen mit einem Lakaien in roter und goldener Galalivree aus dem Hotel ab und geleitete sie zu mir. Ihre Ankunft war der Anlaß zu einer großen Ovation. Alle Hände streckten sich ihr entgegen, man applaudierte und rief ihr zu: „Hurra, hurra, Sarah Bernhardt!“ Am nächsten Tage wurde sie von der Kaiserin in Zarskoje Selo empfangen, denn diese wollte ihr persönlich ihren Dank aussprechen. Ich erfuhr nie, welchen Eindruck dieser Besuch auf Sarah Bernhardt gemacht hat, da ich sie seitdem nie wiedersah.

Ich persönlich habe die Kaiserin wenig gekannt. In meinem ganzen Leben hatte ich nicht mehr als drei oder vier Privataudienzen; eine nach dem Basar, und unsere Unterhaltung war die alltäglichste. Ziemlich oft traf ich die Kaiserin während der Theateraufführungen, die bei Hofe im Theater der Eremitage und im Winterpalais gegeben wurden. Hierbei spielte der Großfürst Konstantin den Hamlet, den er vorzüglich ins Russische übersetzt hatte. Meine Tochter gab die Ophelia. Die Kaiserin kam oft zu den Proben. Sie bewahrte eine kalte, gleichgültige Haltung und schien ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich darauf zu richten, daß keine doppeldeutige Wendung und kein leichtfertiges Wort im Text Shakespeares gelassen wurde. Sie hatte für niemand ein freundliches Wort. Sie war ein Bildnis von Eis, das nur Kälte um sich verbreitet. Der Kaiser dagegen hatte ein sehr leutseliges Wesen und war voll Interesse für die Kostüme, die Dekorationen und das Spiel der Darsteller, die alle ihm persönlich bekannte Gardeoffiziere waren. Diese Vorstellung wurde ein öffentliches Ereignis ersten Ranges, wofür eine große Summe aus dem persönlichen Budget des Kaisers ausgegeben wurde. Es ist schwer, sich ein Bild von dem Luxus der Ausstattung zu machen. Ich bin sicher, daß weder Hamlets Mutter noch der König, ihr Gatte, jemals ein so glänzendes, zahlreiches Gefolge hatten, wie es ihnen der russische Hof gewährte. Sogar die Pagen der Königin waren echte Kammerpagen der Kaiserin, Kinder der ersten Häuser Rußlands, in herrliche, mittelalterliche Kostüme gekleidet. Diese Vorstellung wurde dreimal wiederholt, das erstemal für den Hof und das diplomatische Korps, das zweitemal für die Angehörigen der Darsteller, das drittemal erhielt der Großfürst Konstantin, der ein echter Künstler war, die Erlaubnis, sich als Hamlet vor allen Künstlern der kaiserlichen

Theater, des russischen, französischen und italienischen, hören und sehen zu lassen. Ich möchte die Bemerkung hinzufügen, daß wohl unter keinem Regime die dramatische Kunst und die Künstler so gewürdigt wurden und eine so große Rolle im Leben aller spielten wie unter der absoluten Monarchie. Nach Madame Volnys, die so intim am Hofe der Großfürstin Helene verkehrt hatte, waren es Charles Andrieux, Guitry, Madame Pasca, Dumeny, Mademoiselle Rogers, Suzanne Munt, die in vielen Häusern gern gesehene Gäste waren.

Ich sah die Kaiserin auch mehr als einmal in ähnlichen Fällen, bei Zusammenkünften intimen Charakters beim Großfürsten Konstantin in seinem herrlichen Schloß in Pawlowsk, wo die Kinder der Großfürstin und deren Freunde sich an Aufführungen und lebenden Bildern beteiligten. Die Kaiserin saß den ganzen Abend mit dem Zesarewitsch auf dem Schoß melancholisch und schweigsam da und schien vollständig gleichgültig gegen alles zu sein, was rings um sie her vorging. Von Zeit zu Zeit liebkoste sie ihren Sohn, damit er sich ruhig verhalte, und besänftigte seine Lebhaftigkeit zart durch leise gesprochene Worte. Dann stand sie plötzlich auf, um mit dem Kind fortzugehen. Zuweilen sagte sie zum Kaiser: „Nicky, now it is time to go." Der Kaiser versuchte zu widersprechen, aber gewöhnlich folgte er seiner Frau, zur größten Enttäuschung aller Anwesenden.

Ein Beweis, wie wenig die Kaiserin die Psyche der Menschen kannte, ist der Umstand, daß sie freiwillig auf ein wichtiges Hilfsmittel verzichtete, durch das sie auf die Gesellschaft hätte einwirken können: sie entzog sich selbst das Recht, den kaiserlichen Chiffre jungen Mädchen der höheren Kreise zu verteilen, und überließ dieses Vorrecht ihrer Schwiegermutter, der Kaiserin-Witwe. Der Chiffre

der Hofdamen war eine Auszeichnung, auf die von seiten der Eltern sehr großer Wert gelegt wurde, denn ihre Töchter wurden dadurch auf eine den Gattinnen der Generalmajore gleich hohe Rangstufe gestellt und übertrugen auch auf ihre Männer die Hoffähigkeit, falls diese sie nicht bereits besaßen.

Die Kaiserin, die wenig gesellig und oft krank war, hörte nach den Gemütserschütterungen, die sie durch die erste Revolution erlitten hatte, auf, Bälle zu geben. Viele Leute verloren dadurch vollständig das Interesse am Hof, das durch das Lockmittel einer Einladung wachgehalten worden wäre. Einer der stärksten Beweggründe hienieden ist die Eitelkeit, sie ist stärker sogar als die Gewinnsucht. Diejenigen, die sich für unbestechlich halten, weil sie nie Geld annehmen würden, lassen sich oft durch Ordensauszeichnungen oder einen Rang bei Hofe kaufen. Unter allen Kränkungen sind vielleicht die Kränkungen der Eigenliebe die empfindlichsten. Wer viel mit Menschen umgeht, ja, ich würde sogar sagen, jede Frau, die ein großes Haus macht und deren Salon in Mode ist, weiß, wieviel Niedrigkeit sich vor einem Ball entfaltet und wieviel Bosheit sich nach demselben anhäuft. Viele schlossen sich den Unzufriedenen, den Liberalen, nur an, weil sie nichts vom Hofe zu erwarten und auch nicht zu befürchten hatten, von einer Einladungsliste gestrichen zu werden.

Man tadelte die Kaiserin überall, besonders da, wo man sie nicht sah. Ihre Beziehungen zu Rasputin, die ich meinerseits für vollkommen unschuldig halte und die nur auf die fortwährende Angst um das Leben ihres Kindes zurückzuführen sind, wurden gegen sie ausgebeutet wie die Geschichte mit dem Halsband gegen Marie Antoinette. Antipathie und Mißachtung, die später in Haß ausarteten, machten sich überall breit. Man erzählte sich, daß durch den Günst-

ling von niederer Herkunft alles zu erreichen sei; unsaubere Papierwische gingen von Hand zu Hand, auf welche dieser Bauer, der kaum lesen und schreiben konnte, die Bitte gekritzelt hatte, diese oder jene Person, die er protegierte, zu unterstützen. Man war empört, aber niemand dachte über die einfache Tatsache nach, daß Rasputins Einfluß nur so wuchs, weil diejenigen, an die er sich wandte, feige waren und, um höheren Orts zu gefallen, seine Wünsche erfüllten. Ich kenne zwei Staatsmänner, die eine Ausnahme bildeten. Es waren Alexander Grigoriewitsch Bulygin, der frühere Minister des Innern, zuletzt Verweser der Wohltätigkeitsanstalten der Kaiserin Marie, und Graf Freedericksz, der Minister des Hofes. Rasputin wandte sich an beide, um ihnen irgend jemand zu empfehlen, für den er sich interessierte. Keiner von beiden empfing die betreffende Person, beide ließen die Bitte unbeantwortet. Weder der Kaiser noch die Kaiserin waren ungehalten darüber: sie brachten diesen zwei Staatsmännern bis zum Schluß Vertrauen und Freundschaft entgegen. Abschriften von gemeinen Briefen, die die unglückliche Kaiserin angeblich an Rasputin gerichtet hatte, gingen in den Salons sowie in den unteren Schichten des Volkes von Hand zu Hand. Diese Briefe waren apokryph; aber als das bekannt wurde, war der Zweck bereits erreicht. Auch die deutsche Abstammung der Kaiserin wurde sehr gegen sie ausgebeutet. Nun aber war sie, ebenso wie ihre Schwester Elisabeth (die in Alapajewsk im Ural ermordet wurde) von Erziehung, Gewohnheiten und Wesen ganz Engländerin. Sie war stolz darauf, die Enkelin der Königin Viktoria zu sein, und mit ihrem Mann und ihren Kindern sprach sie Englisch, die Sprache ihrer Kindheit. Als pflichttreue, häusliche Frau wäre sie als Gattin eines englischen Gentleman auf dem Lande glücklich und geschätzt gewesen. Aber das Schicksal

setzte sie zu ihrem und anderer Unglück auf den größten Thron der Erde im Augenblick, wo dieser Thron zu schwanken anfing. Ich wiederhole hier nochmals, daß ich die Kaiserin sehr wenig kannte. Aber meine Schwägerin, die Gräfin Konstantin Kleinmichel, und ihre Töchter wurden von der Kaiserin sehr protegiert; meine Nichten waren beständig in der Krim und in Zarskoje Selo bei den Großfürstinnen und erzählten mir, daß sie Rasputin niemals gesehen hätten. Dieser Beweis widerspricht vollständig den Berichten, die allgemein darüber verbreitet waren, daß Rasputin immer zu den Schlafzimmern der Töchter des Kaisers Zutritt gehabt hätte und beständig im Schloß gewesen sei.

Die Zarin als Krankenschwester.

Bei Ausbruch des Krieges widmete sich die Zarin mit Leidenschaft und Hingebung den Hospitälern, aber auch da bekundete sie einen vollständigen Mangel an psychologischen Kenntnissen. Anstatt die Krankenstuben zu leiten und die wohltätige Kaiserin zu bleiben, wurde sie Krankenschwester, die gewöhnliche Krankenwärterin, die die Verwundeten selber verbindet, ihre verstümmelten Körper wäscht, selbst den Offizieren die Nägel an den Füßen beschneidet. Nun aber stellt sich das Volk, und besonders ein solches von primitiver Denkungsweise, einen Herrscher immer von kaiserlichem Prunk umgeben vor. In seinen kindlichen Träumen sieht er die Zarin mit einer kaiserlichen Krone auf dem Haupte und einem Purpurmantel um die Schultern. So liebt er sie, und so gefällt sie ihm. Wenn der Soldat jedoch die Zarin als barmherzige Schwester gekleidet sieht und sie sich in nichts von den anderen

Schwestern unterscheidet, diese Zariza, die er sich wie eine Märchenprinzessin vorstellt, sagt er sich: „Wie, das ist alles? Ja, dann ist ja gar kein Unterschied zwischen ihr und unseren Frauen."

Eine alte Erinnerung steigt vor mir auf. Als König Georg von Griechenland zum erstenmal nach Petersburg kam, um sich mit der jungen Großfürstin Olga zu verloben, die heute die Königin-Mutter von Griechenland ist, befand sich in seinem Gefolge ein alter, 80jähriger Palikare, ein Held des griechischen Freiheitskrieges, Hadji Petros, den Edmont About in seinem Romane „Le vieux de la montagne" beschrieben hat.

Mein Geschirraufwäscher im Marmorpalais, ein Bauer, der kurz vorher aus seinem Dorf angekommen war, erzählte mir mit tiefer Bewegung, indem er sich bekreuzigte, daß Gott ihm das große Glück gewährt habe, Kaiser Alexander II., den König von Griechenland und die Kaiserin-Mutter ganz nah vorüberreiten zu sehen; die letztere hätte ganz von Gold geschimmert und sei in roten Schuhen und weißem flatternden Rock auf wunderbarem Pferde geritten. „Ganz wie eine Heilige", sagte er und bekreuzigte sich aufs neue.

„Wie, die Kaiserin?" sagte ich. „Sie ritt nicht, sie fuhr in einem Wagen mit vier Pferden bespannt (à la Daumont)." — „Ich sage Ihnen, Exzellenz, sie ritt an mir vorbei, ich habe sie ganz nah gesehen, sie hatte eine goldgestickte Jacke an und war so schön, daß ich mich vor ihr niederwerfen wollte." — Dieser gute Mann hatte Hadji Petros für die Kaiserin gehalten! Er war dermaßen durch das Gold der Jacke, die weiße Fustanelle und den roten Fes bezaubert worden, daß er den grauen Schnurrbart des alten Palikaren nicht bemerkt hatte. Liegt nicht darin die Seele des Volkes?

Die Vertraulichkeit, die sich zwischen der Kaiserin, den kleinen Großfürstinnen und den verwundeten Offizieren entwickelte, schadete dem Ansehen der kaiserlichen Familie. Ein Franzose hat gesagt: „Niemand ist ein großer Mann in den Augen seines Kammerdieners.“ Es waren Photographien im Umlauf, die die Töchter des Kaisers darstellten, wie sie auf den Betten der Verwundeten, die operiert werden sollten, saßen. Diese Momentaufnahmen waren von einem anderen Verwundeten gemacht worden. Jedoch, bei der Stimmung, die nach den Niederlagen von 1915 herrschte, war alles gegen diese unglückliche Familie gerichtet, die nur das Beste wollte und deren Absichten ebenso rein waren wie die Einbildungskraft ihrer Feinde unrein.

Ich glaube übrigens, daß dadurch, daß wir unsere Villen und Häuser zu Hospitälern machten, das schon lange in der Seele der bewaffneten Bauern schlummernde Neidgefühl erregt wurde. Nichts war schön und gut genug für die Vaterlandsverteidiger. Man zerbrach sich den Kopf, wie man sie verwöhnen und verhätscheln könnte, und schmeichelte ihnen, anstatt sich damit zu begnügen, sie zu pflegen, zu nähren und zu heilen. Die Eitelkeit und Eifersucht spielte eine große Rolle bei der Organisation der Hospitäler. Während die Paläste der Aristokraten Wunder von Hygiene und Behaglichkeit waren, ließen die städtischen Lazarette und diejenigen des Kriegsministeriums viel zu wünschen übrig; die Kranken wurden in den letzteren schlecht genährt, gebettet und wenig gepflegt. Die Ungleichheit im Luxus ist übrigens schwerer zu ertragen als die Gleichheit im Elend, und Gefühle von Haß und Neid ergriffen die Herzen der Soldaten, die in den Militärhospitälern lagen, während das Gefühl der Dankbarkeit in den Herzen derjenigen fehlte, die in den Palästen Auf-

nahme gefunden hatten. Sie verglichen ihre dürftigen, rauchigen Hütten mit den gutgelüfteten, hellbeleuchteten, mit Bildern und Spiegeln geschmückten Sälen. Wenn man ihnen eine abwechslungsreiche Nahrung bot, erinnerten sie sich ihres kärglichen Mahles auf dem Land und sagten haßerfüllt: „Damit die Herrschaften so in ihren Palästen leben und so essen können müssen wir uns zehn Stunden täglich in den Fabriken und auf den Feldern abquälen!"

Des Abends führten junge Schwestern die Genesenden ins Theater oder Ballett. Am Tage machte man mit ihnen Spazierfahrten im Automobil oder im Wagen. Oft ließ man Sänger, Gaukler oder Märchenerzähler kommen, um sie zu unterhalten. Zuweilen auch verkleideten sich Damen der Gesellschaft und führten zwischen den Betten der Verwundeten Charaktertänze auf, um sie zu zerstreuen.

Man hörte nicht auf, ihnen zu schmeicheln, und der Großfürst Nikolaus zollte ihnen in seinen Tagesbefehlen begeisterte Lobesausdrücke mit einem übertriebenen Wortschwall, der eigens zu diesem Zweck erfunden wurde und nicht in eine andere Sprache übersetzt werden kann; er nannte sie: „Bogatyr" (gleichbedeutend mit „Held"), „Tschudobogatyr" (Über-Held) und „Swerchtschudobogatyr" (Über-Über-Held).

Der Soldat, der zu Beginn des Krieges 1914, als die Disziplin noch in ihrer ganzen Strenge herrschte, gut, bescheiden, geduldig und ganz anspruchslos war, wurde allmählich unzufrieden, anspruchsvoll und ungehorsam. Der furchtbare militärische Mißerfolg auf der polnischen Front und die heimliche, versteckte Propaganda, die sehr eifrig schon damals unter den Truppen betrieben wurde, trug wohl viel dazu bei. Ich konnte alle diese Beobachtungen persönlich machen, denn gleich nach

Ausbruch des Krieges stellte ich meine Villa auf den Inseln der Kaiserin-Witwe zur Verfügung, die dort ein Hospital für zweihundert Betten einrichten ließ, in dem japanische Chirurgen und Schwestern tätig waren. Ich kann nie genügend betonen, welche Bewunderung mir die japanischen Ärzte und Pflegerinnen einflößten. Ich glaube nicht, daß man in der Wissenschaft, Geschicklichkeit, Pflege und Menschlichkeit weitergehen kann. Der Botschafter, Baron Motono, und seine anmutige Gemahlin widmeten dem Hospital viel von ihrer Zeit. Baron Motono, der später Minister des Äußern wurde und inzwischen gestorben ist, war ein Mann von tiefem Verstande, hoher Bildung und sehr ausgeprägtem künstlerischen Geschmack. Ich plauderte gern mit ihm, da ich großes Interesse für die Seele Japans, den Buddhismus und die abstrakte Religion des fernen Ostens hatte, und diese immer eine große Anziehungskraft auf mich ausübten. Die ethisch so erhabenen Vorstellungen dieser Philosophien, die die guten Handlungen nicht als vorteilhafte Kapitalanlage für die Zukunft betrachten, sondern die Vervollkommnung der Menschheit als eine Belohnung in sich selbst ansehen, bildeten unseren Gesprächsstoff. Als man die Japaner in ihre Heimat zurückberief, wurden sie durch Dänen ersetzt, die bis zur Revolution blieben.

Bei Ausbruch der Revolution verwandelten sich unsere geliebten, verhätschelten Verwundeten über Nacht plötzlich in Feinde, die sich sofort den Revolutionsbanden anschlossen und diese zum Rauben in die Paläste führten, in denen es ihnen so gut ergangen war und deren Inneres sie so genau kannten.

Zu dieser Zeit befand sich die Kaiserin in Zarskoje Selo, wo sie durch die Pflege ihrer an den Masern erkrankten Kinder festgehalten wurde. Man behauptet, daß die Ereignisse,

die sich in Petersburg abspielten, vor der Kaiserin geheimgehalten wurden; um sie vor Aufregung zu schützen, verbarg ihr der Minister des Innern, Protopopow, den Ernst der Lage. Erst als die Truppen sich den Aufständischen angeschlossen hatten, als die öffentlichen Gebäude in Flammen aufgingen und eine vom Blutbad wild erregte Volksmenge immer neue Ausschreitungen verübte, begab sich der Großfürst Paul zur Kaiserin und öffnete ihr die Augen.

Am 8. Mai 1917 wurde die Kaiserin durch General Kornilow im Auftrage des Ministerrats verhaftet. Wenige Tage darauf brachte man den unglücklichen Kaiser nach Zarskoje Selo. Man wird die Schilderung ihrer Gefangenschaft unter den Mitteilungen des Grafen Benckendorff finden.

Gespräche mit dem Grafen Freedericksz.

Als ich die ergreifenden Schilderungen von Pierre Gilliard las, erwachten viele schmerzliche Erinnerungen in mir. Ich dachte an die vielen langen Abende, die ich im Herbst 1918 beim Grafen Freedericksz verbracht hatte. Er litt an Schlaflosigkeit und erzählte gern von allen Stationen seines Dornenwegs.

Freedericksz, dieser Ritter ohne Furcht und Tadel, einer der ehrlichsten und treuesten Diener von Nikolaus II., wurde immer für beschränkt gehalten. Aber die Feinheit seiner Gefühle war derart, daß er oft mit dem Herzen d a s fand, was die anderen vergebens mit dem Verstande suchten. So erinnere ich mich einer wenig bekannten Begebenheit. Im Jahre 1904 hatte ich eines Tages Freedericksz besucht, um mit ihm im Familienkreise zu speisen. Der Graf sagte zu mir: „Wie glücklich bin ich darüber, mein eigenes Haus

zu bewohnen und niemals eine Kronswohnung angenommen zu haben, denn heute müßte ich dieselbe verlassen; morgen werde ich nicht mehr Minister des Hofes sein.“ Er erzählte mir darauf, daß der Kaiser auf die Bitte eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie sein Einverständnis dazu gegeben habe, mit Geldern aus dem Kabinett (Privatvermögen des Kaisers) sich an dem Unternehmen einer Gesellschaft zu beteiligen, die große Konzessionen in Japan am Jalu erhalten hatte.

Freedericksz sagte dem Kaiser: „Ich erfahre, daß die diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Japan sehr gespannt sind. Ein Krieg scheint bevorzustehen. Es darf nicht sein, daß man einst sagen könnte, Eure Majestät seien persönlich an Finanzfragen in Japan interessiert, und daher wage ich, Sie anzuflehen, den mir gegebenen Befehl zurückzuziehen.“ Der Kaiser antwortete ihm verlegen: „Das kann ich nicht, ich habe mich durch mein Wort gebunden.“ Darauf sagte Freedericksz: „Und ich, Majestät, Minister Ihres Hauses und Ihr treuer Diener, werde ein Dokument nicht mitunterzeichnen, das gegen Ihre Ehre ausgebeutet werden kann, und ich bitte Eure Majestät, mich meiner Ämter zu entheben.“ Der Kaiser senkte den Kopf und antwortete nichts.

Zwei Tage darauf kam ich wieder zu den Freedericksz. Der Graf war nicht da, aber die Gräfin erzählte mir, ihr Gatte verbleibe in seinem Amt, da der Kaiser nachgegeben habe. Aber die Gemütsbewegung hatte so auf den alten Mann gewirkt, daß er um einen Monat Urlaub eingekommen war und sich in sein Landhaus in Siverskaja zurückgezogen habe. Das Ministerium wurde von seinem Gehilfen, dem General Maximowitsch, geleitet.

Bei seiner Rückkehr erfuhr der Graf, daß die Schwierigkeiten umgangen worden seien. Offiziell trat das Kabinett

nicht als Aktionär in die Gesellschaft zur Ausbeutung der Konzessionen am Jalu ein; jedoch hatte man beim Kaiser so viel ausgewirkt, daß er die versprochene Summe für seine persönlichen Bedürfnisse verlangte und dieses Geld Admiral Abasà und Herrn Besobrasow, die an der Spitze des Unternehmens standen, übergab. Diese Angelegenheit wurde später bekannt, und die ausländischen Zeitungen und die japanische Presse verbreiteten oft die Andeutung, daß eine der Ursachen dieses Krieges der Wunsch der Umgebung des Kaisers gewesen sei, sich zu bereichern, und daß der Kaiser selbst der Angelegenheit nicht ganz fern gestanden habe.

Ich erinnere mich auch, als ich einige Tage in Siverskaja bei den Freedericksz auf ihrem schönen, jetzt zerstörten Wohnsitz verbrachte, das Ende eines Gesprächs zwischen dem Grafen und General Tatischtschew (dessen tragisches Ende Gilliard auch erzählt) gehört zu haben. Tatischtschew kam aus Berlin, wo er der Person des Kaisers Wilhelm attachiert war. Diese Stellung, die letzte Spur der Heiligen Allianz, die 1813 geschaffen war, um die engen Bande zwischen den drei Dynastien, der Romanows, der Hohenzollern und der Habsburger, zu erhalten, erschien als Anomalie in einem historischen Augenblick, in dem die politische Richtung und die geistige Struktur ganz Europas sich so vollständig verändert hatten. Von Kaiser Wilhelm II. mit Güte überschüttet, verwöhnt vom Hofe und der Stadt Berlin, konnte Tatischtschew keine persönlichen Beschwerden führen, doch war ihm alles Deutsche zuwider, und er sprach vom Deutschen Kaiser, von seiner Gemahlin, von allen Persönlichkeiten, mit denen ihn sein Dienst in Berührung brachte, in einem feindseligen Ton, den zu verbergen er sich keine Mühe gab. Nachdem Freedericksz einige Anekdoten angehört hatte, die den Stempel dieser gehässigen Gesinnung trugen, sagte er ihm — wir waren bei Tisch: „Wissen Sie, Tatischtschew, was

Sie da tun, ist nicht anständig. Ihre Stellung wurde gerade zu dem Zweck geschaffen, um gute Beziehungen zwischen den beiden Monarchen zu unterhalten. Es ist vor allem eine Vermittlungsmission. Nun aber tun Sie alles, um unseren Kaiser gegen seinen Vetter aufzubringen, und unterhalten bei der Kaiserin und dem Kaiser eine feindselige Stimmung, die Sie im Gegenteil bemüht sein müßten, zu mildern." — „Was wollen Sie, Exzellenz, ich habe immer eine Antipathie gegen die Deutschen gehabt." — „In diesem Fall", sagte Freedericksz, „müßte der natürlichste Anstand Sie dazu zwingen, diesen Posten, der so wenig Ihrem Geschmack entspricht, zu verlassen!" Tatischtschew biß sich auf die Lippen, doch, wie ich später oft feststellen konnte, hatte dieses Gespräch ihn nicht überzeugt.

Bei Ausbruch der Revolution lag die arme 82jährige Gräfin Freedericksz, an einer Lungenentzündung erkrankt, zu Bett. Banden von Soldaten, die dem Regiment der Garde zu Pferde angehörten, jenem Regiment, das Graf Freedericksz kommandiert hatte, das er noch immer zärtlich liebte und dem er jedes Jahr während der Manöver in seinem Landsitz Siverskaja ein Fest gab, bei welcher Gelegenheit die Offiziere und Soldaten reichlich bewirtet und die letzteren außerdem mit Geschenken überschüttet wurden, diese Banden — sage ich, brachen ins Haus ein, um die Wohnstätte des deutschen Verräters, wie sie sich ausdrückten, des Spions, der Rußland an Deutschland ausgeliefert hatte, in Brand zu stecken. Die arme Gräfin wurde in großer Eile in zwei Decken gehüllt und von einem treugebliebenen Diener (der es leider nicht mehr lange blieb) hinüber ins Garde-zu-Pferde-Regiment getragen, in die Wohnung der Frau v. Hartmann, geborenen Fürstin Belosselsky, der Frau des Regimentskommandeurs, die die Jugendgespielin ihrer Töchter gewesen war. Frau v. Hartmann, die durch die



Zar Nikolaus II. und Zarin Alexandra Feodorowna



Großfürst Michael Alexandrowitsch, Bruder Nikolaus II.

Soldaten und ihre Bedienung terrorisiert wurde, konnte sie nicht aufnehmen. Sie lag gelähmt im Bett und war ganz in der Gewalt ihrer Dienstboten.

Die arme Emma Freedericksz, die ihre Mutter zu Fuß begleitet hatte, entschloß sich, selber krank und schwach, ihre Mutter ins englische Hospital tragen zu lassen. Als sie dort anlangten, ließ der leitende Arzt die Gräfin auf ein Ruhebett in einem Wartezimmer legen, während er selbst telephonisch die Befehle seines Botschafters einholte. Sir George Buchanan antwortete: „Unter keinen Umständen nehmen Sie die Gräfin Freedericksz noch irgendein Glied ihrer Familie auf. Ich will mit niemand vom alten Regime etwas zu tun haben." Der Arzt, der ein wohlwollender Mann zu sein schien, bestand darauf und sagte, die Gräfin befinde sich in einem so bedauernswürdigen Zustand, daß es einem Morde gleichkäme, sie in ihrem hohen Alter bei 20 Grad Kälte wieder auf die Straße zu setzen. Der Botschafter antwortete: „Keine Einwendungen, ich weiß, was ich sage", und unterbrach die Verbindung. Darauf brachte die arme Emma ihre vor Kälte und Fieber zitternde Mutter zu ihrem Klavierlehrer, einem Italiener mit Namen Capri, der sie mit großer Bereitwilligkeit in seinem bescheidenen Heim aufnahm. Während die Mutter dort blieb, suchte Emma vergebens nach einer Wohnung, in der sie die alte Gräfin hätte unterbringen können; niemand wollte sie aufnehmen. Jeder wich ihnen aus, jeder tat, als habe er sie wenig gekannt — und die Summe der Feigheit und Undankbarkeit, die verschwendet wurde, in Milliarden ausgedrückt, hätte genügt, um alle Wiedergutmachungen Deutschlands zu bezahlen. Der Schmuck der Gräfin, Juwelen von großem Wert, befand sich in einem Safe in ihrem Hause. Dieser Safe wurde in die Duma gebracht, geöffnet, die Kleinodien herausgenommen, bewundert, doch der Eigentümerin nie

zurückerstattet. Wer weiß, welche politische Partei durch sie bereichert wurde.

*

Als der Kaiser, auf den Rat seiner Frau, sich 1915 dazu entschloß, die oberste Heeresleitung zu übernehmen, hatte Freedericksz den Mut, ihm zu sagen: „Ich beschwöre Eure Majestät, nichts dergleichen zu tun. Die Lorbeeren, die Eure Majestät zu gewinnen suchen, werden sich bald in Dornen verwandeln.“ — „Sie halten mich also für unfähig“, sagte der Kaiser im Tonfall eines gekränkten Schülers, dem man gesagt hätte, er sei noch nicht groß genug, um dies oder jenes zu tun. — „Ich werde Ihnen offen sagen, Majestät, daß die Kriegskunst erlernt und lange Zeit geübt werden muß. Eure Majestät haben in Wirklichkeit nur ein Bataillon im Preobraschenskyregiment, eine Schwadron der Garde-Husaren kommandiert. Majestät sollten das Kommando des Husarenregiments übernehmen, als das Schicksal Sie auf den Thron rief. Diese Vorbereitung ist ungenügend, um Armeen zu kommandieren, besonders zu Kriegszeiten.“ — „Sie vergessen,“ sagte der Kaiser, „daß ich mich ununterbrochen mit Manövern und militärischer Administration befaßt habe, und übrigens werde ich General Rußki zur Seite haben, dessen Kenntnisse und Autorität außer Frage stehen.“ — „Gestatten Sie mir, als Ihrem alten Diener, Sie noch einmal anzuflehen: Übernehmen Sie diesen verantwortlichen Posten nicht, ernennen Sie diesen selben General Rußki oder General Alexejew oder wen Sie sonst wollen. Verlassen Sie Petersburg, Ihre Hauptstadt, nicht. Berauben Sie sich nicht der Möglichkeit, Kritik an den anderen zu üben, und setzen Sie sich nicht selbst der Kritik anderer aus. Als Oberstkommandierender werden Sie für unsere Niederlagen verantwortlich gemacht werden, und Gott weiß, was noch

alles daraus entstehen kann." — „Das Volk liebt mich und ebenso die Armee," sagte der Kaiser, „und ich fühle, ich werde in ihrer Mitte in Sicherheit sein. Übrigens ist mein Entschluß gefaßt."

Zwei Stunden darauf wurde ich zur Kaiserin befohlen. Sie schien sehr gereizt gegen mich zu sein. „Der Kaiser hat mir Ihre Unterhaltung mitgeteilt," sagte sie. „Warum war es nötig, den Kaiser in einem Augenblick aufzuregen, in dem er so sehr seine ganze Energie und die Sammlung all seiner Kräfte braucht?" — „Ich habe ihm gesagt," antwortete ich, „was mein Gewissen und meine Ergebenheit mich zwangen, ihm zu sagen. Ich betrachte seinen Entschluß als verhängnisvoll, denn er bleibt nicht mehr der Monarch, der Gesalbte des Herrn, sondern wird der Höchstkommandierende, den zu beurteilen jeder das Recht zu haben glaubt." — „Sie hätten vielleicht vorgezogen," sagte die Kaiserin, „daß ihm der Großfürst Nikolaus ungehindert die Macht auch weiter Stück auf Stück, Bruchteil auf Bruchteil unter dem Vorwand entrissen hätte, es seien Forderungen des Großen Hauptquartiers, dem alles untergeordnet werden müsse. Der Großfürst verlangt, daß die Minister nach Baranowitschi fahren, um dort mit ihm zu arbeiten. Er entreißt dem Kaiser die Macht in allen Zweigen der Verwaltung, und die Minister, die sehr gut verstehen, daß die Macht sich auf seiner Seite befindet, antworten zuweilen dem Kaiser, wenn er ihnen einen Befehl erteilt, daß sie sich vorher mit dem Großfürsten Nikolaus besprechen müßten. Dieser Zustand ist unerträglich. Der Kaiser ist de facto abgesetzt, und ich sehe den Augenblick kommen, wo der Großfürst seinen Platz einnehmen wird." — „Aber ich habe dem Kaiser nie davon abgeraten, den Großfürsten abzusetzen, er kann einen anderen General finden, Alexejew, Rußki oder Brussilow." — „Sie wissen," sagte die Kaiserin, „daß bei

13*

dem Charakter des Kaisers dies unmöglich ist. Er hat unglücklicherweise immer zu große Angst vor seinen Onkeln gehabt. Er wäre nicht imstande, sich gegen die Opposition des Großfürsten zu wehren. Die einzige Lösung für ihn ist, das Oberkommando selbst zu übernehmen. Glauben Sie mir, ich habe das alles sehr überlegt und mehr als eine schlaflose Nacht deswegen verbracht, und ich trenne mich nicht leichten Herzens vom Kaiser. Wenn wir auch auf großen Widerstand in der Gesellschaft und ebenso im Oberkommando stoßen werden, d. h. unter den Kreaturen des Großfürsten, so weiß ich, daß wir die Soldaten und das Volk auf unserer Seite haben werden."

Kurze Zeit darauf erfuhr Graf Freedericksz, daß der Großfürst Nikolaus und sein Stabschef, General Januschkewitsch, außer sich über den Entschluß des Kaisers, folgenden Plan ausgeheckt hätten: Marquis de la Laguiche, der französische Militäragent, der dem Großfürsten sehr ergeben war, hatte seine englischen und belgischen Kollegen überredet, sich zu Sasonow zu begeben und durch ihn Sr. Majestät im Namen der alliierten Armeen einen Protest gegen die Abberufung des Großfürsten zu unterbreiten, dieses Generalissimus, der allein das Vertrauen Frankreichs, Englands, Belgiens und Italiens besitze. Marquis de la Laguiche war vorsorglich genug, sich mit einem Brief des Marschalls Joffre, der in diesem Sinne gehalten war, zu versehen.

Graf Freedericksz beauftragte den General Graf Nostitz, diese Angelegenheit dem belgischen Gesandten, Grafen de Buisseret, mitzuteilen. Dieser wußte nichts darüber. Der französische und der englische Botschafter behandelten ihn also als „quantité négligeable" und hatten ihn nicht von ihrem gemeinsamen Vorgehen in Kenntnis gesetzt. Verletzt darüber, daß man ihn beiseitegeschoben hatte, ließ er sich sehr bald

durch den Grafen Nostitz überzeugen und versprach seine Hilfe.

Er suchte den belgischen General Rickel auf und erklärte ihm in sehr bestimmter Weise, daß dieser Schritt unmöglich sei und man einen Monarchen nicht daran hindern könne, seine eigene Armee zu befehligen, daß man den Kaiser von Rußland nicht wie einen Vasallen behandeln könne und daß er, falls der Großfürst nicht seinem Plan entsage, König Albert telegraphisch um die sofortige Abberufung des belgischen Generals bitten würde. General Rickel war Feuer und Flamme für die Sache des Großfürsten Nikolaus und zögerte lange. Graf de Buisseret begab sich dann zu Herrn Paléologue, der von der Unschicklichkeit dieses Schrittes schon halb überzeugt war und bereits versucht hatte, die Initiative seines Militärattachés zu zügeln; letzterer sah sich genötigt, dem ausdrücklichen Befehl seines Botschafters zu folgen. Was den englischen General anbetrifft, so sagt man, er habe sich von Anfang an nur mit großem Widerstreben zu diesem Plan hergegeben. Der Kaiser verzieh Marquis de la Laguiche diese Handlungsweise nicht. Unter dem Vorwand, daß dieser Stabsoffizier eine Beförderung verdiene, erwirkte der Kaiser drei Monate später dessen Abberufung. Der Marquis de la Laguiche bekam das Kommando einer Brigade in Frankreich und wurde durch General Jeannin ersetzt, der später eine so wichtige Rolle beim Ende des Admirals Koltschak spielte.

Als es dem armen Freedericksz erlaubt wurde, nach einer langen Gefangenschaft in verschiedenen Hospitälern, in denen er nicht als Kranker, sondern als Staatsverbrecher behandelt wurde, zu seiner Familie zurückzukehren, erzählte er uns einige Einzelheiten über die Abdankung des Kaisers. Er sagte uns, daß dieser sehr geschwankt hätte und daß seine Unterschrift ihm nicht nur durch Überredung, sondern

durch eine ganz brutale Handlung des Generals Rußki entrissen wurde, der ihn am Arm packte und ihm sagte, indem er seine Hand auf das Dokument legte: „Unterzeichnen Sie, unterzeichnen Sie doch. Sehen Sie denn nicht, daß Ihnen nichts anderes übrigbleibt? Wenn Sie nicht abdanken, stehe ich nicht für Ihr Leben ein." — „Ich versuchte, vermittelnd einzuwirken," fuhr Freedericksz fort, „aber Rußki antwortete mir brutal:

‚Ich spreche nicht mit Ihnen. Ihr Platz ist nicht mehr hier. Der Zar hätte längst wissen sollen, daß er von Russen und nicht von baltischen Baronen umgeben sein müßte.'"

Dem Kaiser war beklommen zumute, und er blickte verlegen um sich. Darauf wollten Gutschkow und Schulgin mit dem Kaiser allein bleiben. Dieser gab mir ein Zeichen, mich zurückzuziehen. Als ich nach Ablauf einer Stunde zurückgerufen wurde, sagte mir der Kaiser in unbestimmtem Ton und, wie immer in solchen Fällen, mit niedergeschlagenen Augen:

„Diese Herren verlangen, daß wir uns trennen. Sie sagen, daß es gefährlich sei."

„Gefährlich für wen, Majestät? Wenn meine Gegenwart für Sie gefährlich ist, dann gehe ich sofort. Wenn die Gefahr mir gilt, dann flehe ich Sie um die Erlaubnis an, bei Ihnen bleiben zu dürfen." — Von einem unwillkürlichen Gefühl übermannt, faßte ich seine Hand und küßte sie.

„Es ist gefährlich für mich", sprach der Kaiser mit leiser Stimme.

„Gott behüte Eure Majestät", sagte ich, mich tief verneigend.

„Recht so," rief Rußki aus, „es war die höchste Zeit."

Ich sollte den Kaiser nicht wiedersehen. — Während einer der langen Unterhaltungen, die ich und der später erschossene Bézak, der auch ein täglicher Gast der unglück-

lichen Familie Freedericksz war, mit ihm führten, fragten wir ihn lange über den Kriegsausbruch und die Rolle der einen und der andern aus.

Er erzählte uns, daß Nikolaus II. zuerst sehr friedliebend war, allmählich aber durch Suchomlinow und Januschkewitsch mit fortgerissen wurde, die durch das Lockmittel des militärischen Ruhmes in einem fraglos siegreichen Kriege seine Augen blendeten. Der Großfürst Nikolaus arbeitete auch heftig in derselben Richtung auf ihn los, und Sasonow gab den entscheidenden Stoß, indem er dem Kaiser in meiner Gegenwart erklärte, daß ein Krieg gegen Deutschland außerdem das einzige Mittel für ihn sei, sein Leben und den Thron für seinen Sohn zu erhalten.

Als Graf Pourtalès zu mir kam und mich mit Tränen in den Augen anflehte, noch einen Versuch beim Kaiser zu unternehmen, um den Mobilisationsbefehl rückgängig zu machen, ging ich zuerst zur Kaiserin und gab ihr den Ernst der nicht mehr gutzumachenden Lage zu verstehen.

„Sie haben recht," sagte sie, „man muß um jeden Preis dieses furchtbare Unglück verhindern. Aber übrigens liegt da ein Irrtum vor. Die Mobilisation ist nicht gegen Deutschland, sondern nur gegen Österreich angeordnet worden. Der Kaiser sagte es mir mehr als einmal, hat es mir heute wiederholt, und Wilhelm ist falsch unterrichtet oder gibt sich den Anschein, es zu sein."

Wir begaben uns zusammen zum Kaiser. Sasonow war schon bei ihm. Ich sprach mit der ganzen Überzeugung und Wärme, die mir meine Ergebenheit einflößte. Ich flehte den Kaiser an, diese große Verantwortlichkeit vor der Geschichte und der Menschheit nicht auf sich zu nehmen. Die Kaiserin unterstützte mich, sie sprach zuerst Französisch, darauf Englisch. Sie dachte, ich verstehe diese Sprache nicht, aber ich verstand folgende Worte:

„Nicky, you call him sometimes an old fool; but he is not an old fool. He is devoted to you more then anybody else. Give the orders about the demobilisation, Nicky, do it!"

Der Kaiser schien nachzugeben.

Sasonow kehrte sich zu mir und sagte: „Und ich habe den Mut, die Verantwortung auf mich zu nehmen für diesen Krieg, der unvermeidlich ist und Rußland stärker und mächtiger machen wird, als es je bisher gewesen ist. — Und Sie, der Minister des kaiserlichen Hauses, der die Interessen des Kaisers wahren sollte, Sie wollen, daß er sein Todesurteil unterschreibt, denn Rußland wird ihm niemals die Demütigung verzeihen, zu der Sie ihn überreden."

Der Kaiser hatte bis dahin geschwankt, aber nun schien er einen Entschluß zu fassen, und er befahl, ohne die Unterhaltung mit Sasonow oder mir fortzusetzen, Suchomlinow und den Großfürsten Nikolaus sofort kommen zu lassen.

Der nächste Tag brachte uns den Krieg! — — — — —

Sieben Monate der Gefangenschaft des Zaren in Zarskoje-Selo.

Graf Benckendorff, der langjährige Oberhofmarschall des kaiserlichen Hofes, starb 1921 in der Nähe von Reval in Quarantäne. Ein edles Herz hat aufgehört zu schlagen. Einer der seltenen, treuen Diener der Monarchie ist verschwunden!

Wenn jemals der Thron Rußlands wiederhergestellt wird, so muß der zukünftige Monarch diese ritterliche Stütze missen, diesen Hüter der monarchischen Traditionen, die von Tag zu Tag mehr verschwinden aus dem, was

einst Rußland war. Ich frage mich oft: Von wem wird dieser zukünftige fragliche Monarch einst umgeben sein? Unsere Generation verschwindet. Ich glaube aber nicht, daß die Höflinge aufhören werden; man sagt mit Recht: „Die Könige verschwinden", und ich füge hinzu: „Aber die Höflinge werden nie verschwinden." Diese Rasse wird bestehen, solange die Welt und die Menschen bestehen. Nur würde Ludwig XVI. nicht mit den heutigen Höflingen zufrieden sein. An Stelle des Herzogs von St. Simon, später des Chevalier de Maison Rouge, ist es jetzt der reich gewordene Krämer, der Mann von jenseits des Meeres, bald sogar ein Neger, wenn er nur das Geld hat, um Diners bei Ritz geben zu können.

Als ich Petersburg Ende 1918 verließ, blieb Graf Benckendorff krank zurück; er war bettlägerig, hatte infolge von Unterernährung geschwollene Füße, und seine Augen schienen sich bald für immer schließen zu wollen. Seitdem der Kaiser nach Tobolsk gebracht worden war, sah ich Benckendorffs fast täglich. Wir lebten nebeneinander, ich in einer kleinen Wohnung des Fürsten Lobanow, Ecke Millionnaja und Moika, nachdem man mir mein Haus genommen hatte, während Benckendorffs einige Schritte von dort in einem Hause des Großfürsten Nikolaus Michailowitsch lebten, wo sie einige Zimmer gemietet hatten. Sie wurden sehr verfolgt durch die Bolschewiken, die unter verschiedenem Vorwande fast jede Nacht Haussuchung bei ihnen vornahmen und ihnen ein Stück nach dem andern, Lehnstuhl, Sofa, Stühle, selbst Decken, Wäsche und Kleider, fortnahmen. Täglich fand ich die Gräfin in Tränen; der Graf blieb ruhig, gefaßt und schien diese Schmach nur für seine Frau zu empfinden. Er fühlte selbst, daß er nicht mehr lange von dieser Welt sei. Der jüngste Sohn der Gräfin, Fürst Basil Dolgoruki, war mit

dem Kaiser nach Sibirien gebracht worden. Der andere Sohn, Fürst Alexander, der Marinekapitän, lebte bei seinen Eltern und war eines Tages verhaftet worden, wie wir alle der Reihe nach verhaftet wurden, ohne Veranlassung, ohne daß die Verhaftung begründet noch eine Anklage erhoben worden wäre. Nach sechs Wochen wurde er freigelassen, 8 Tage darauf von neuem verhaftet, um nie mehr wieder das Tageslicht zu erblicken. Solange die neutralen Legationen in Petersburg waren, hätte Graf Benckendorff vielleicht fliehen können; aber sein Ehrgefühl, das vielleicht übertrieben war, hielt ihn davon zurück; er wollte Rußland nicht verlassen, während die Söhne seiner Frau in Todesgefahr schwebten. Er hoffte immer, dem einen, der sich in der Peter-Pauls-Festung befand, helfen zu können, und wenn es ihm nicht möglich sein sollte, so empfand er es als seine Pflicht, da zu sterben.

Er schleppte sich oft zu mir, denn das Bedürfnis nach Geselligkeit war unglaublich groß unter uns. D-r Wunsch, eine Neuigkeit mitzuteilen, einen Eindruck auszutauschen, einige Augenblicke die Qual des Hungers, der Kälte und des so sehr empfundenen Mangels an Licht zu vergessen, ließ alle Schwierigkeiten und Gefahren, mit denen die gegenseitigen Besuche verbunden waren, gering erscheinen, so brennend war der Wunsch, sich wiederzusehen und einige Stunden zusammen zu verbringen. Der gefolterte Geist erfand die unglaublichsten Speisen, die den Heißhunger nicht stillten, aber wenigstens beruhigten. Wir machten Zwieback aus Kaffeesatz, aus Kartoffelschalen, die mit etwas Mehl und viel Sand vermischt wurden, oder aus geschabten Rüben mit einigen vorjährigen Nüssen. Glücklich priesen sich diejenigen, die Kakao hatten oder harten französischen Marinezwieback, den man in Wasser einweichte, um einen Brei daraus zu kochen. Die Neutralen und die Ver-

bündeten taten, was sie vermochten, und zuweilen sogar mehr, als sie konnten, um uns zu helfen, aber wir waren so zahlreich und sie in ihren Rationen sehr begrenzt. Ich möchte hier dem jungen italienischen Offizier Graf Ruggieri, dem Sohn des Generals gleichen Namens, ein Dankbarkeitszeugnis ausstellen. Er benahm sich in dieser harten Zeit wie ein Bruder gegen die Jungen und wie ein Sohn gegen die Alten. Der amerikanische General Judson war auch sehr beliebt bei uns, wir schätzten seinen geraden Sinn, die Unparteilichkeit seines Urteils und sein großes Wohlwollen. Aber als die Militärdelegationen abreisten, streckte das Gespenst des Hungers seine knochigen Hände nach uns aus, und unsere Qualen wurden unbeschreiblich! Der Hunger marterte den Grafen Benckendorff, der immer ein starker Esser war, dermaßen, daß er einmal halbsterbend sein Bett verließ und sich am Abend zu mir schleppte, weil er sagen hörte, wie er mir selbst mitteilte, daß die mir von Scavenius versprochene Schokolade am Morgen aus Dänemark angekommen sei und ich die Absicht ausgesprochen hätte, jeden meiner Gäste mit einer Tasse Schokolade zu bewirten.

Ich entsinne mich so gut jenes Abends. Wir saßen um einen Tisch, auf dem noch ein Armleuchter im Stil Ludwigs XVI. glänzte (der mir durch Zufall nicht gestohlen worden war) und eine silberne Schüssel stand, die als einen außerordentlichen Luxus einige für teures Geld erstandene Haselhühner enthielt und die begehrlichen Blicke der Gäste anzog. Mit Hilfe einer Flasche Punsch, die mir der schwedische Marine-Attaché (Kapitän Claasen) zum Geschenk gemacht hatte, stellte ich ein Getränk her, das aus wenig Punsch, viel Wasser und zwei Zitronen bestand. Letztere hatte einer meiner Leute mir verschafft und eine Summe dafür bezahlt, mit der man ein Juwel hätte

kaufen können. Fast alle Gäste, die damals um jenen Tisch saßen, sind inzwischen eines gewaltsamen Todes gestorben. Trepow, einst der Führer der Konservativen im Reichsrat — erschossen, Buturlin — erschossen, Sukowkin, der letzte Gouverneur von Kiew — erschossen, General Bannowski, zuletzt Kommandeur einer Division — erschossen, Nicolas Bézac, ein Mann mit seltenem Verstande und hoher Bildung, unser aller Freund — ebenfalls ermordet. Der Fürst von Mingrelien (Sohn des letzten regierenden Fürsten von Mingrelien, der vor Prinz Ferdinand von Koburg zum Fürsten von Bulgarien gewählt worden war) starb im größten Elend im Gefängnis, Konstantin Hartong, der Hofmarschall des Großfürsten Cyrill, starb ebenfalls im Gefängnis, Zveginzow, der letzte Gouverneur von Riga, starb in der Verbannung. Meiner Schwester gelang es ein Jahr vor mir, zu entkommen. Die Scavenius', die so unendlich viel Gutes getan, so viele Menschen gerettet haben, und General Brandström, dem ich persönlich Leben und Freiheit verdanke, waren alle mit den oben Erwähnten unsere stetigen Gefährten.

Oft, sehr oft habe ich die Abende bei Benckendorffs verbracht, und die Erzählungen des Grafen und seiner Frau bestätigten, was Freedericksz, den ich auch oft sah, mir berichtete. Freedericksz mußte den Kaiser am Tage seiner Abdankung verlassen. Benckendorff und seine Frau teilten die Gefangenschaft unserer Majestäten bis zu deren Abreise aus Zarskoje nach Tobolsk. Sie waren ihre treuen Leidensgefährten und die Zeugen ihres „Golgatha". Ruhig, vollkommen wahrhaftig, von unparteiischem Urteil, ließ Graf Benckendorff sich niemals fortreißen. Seine Berichte waren weniger warm gehalten als diejenigen des Grafen Freedericksz, sie trugen weniger die Spur der Zärtlichkeit des Greises für das Kind, das er aufwachsen sah, aber sie zeich-

neten sich durch ein sehr unparteiisches Urteil über den Kaiser und die Kaiserin aus.

Er sprach von der Ergebung Nikolaus' II. in sein Schicksal während seiner ganzen Gefangenschaft, von der Sanftmut, mit der er alle Demütigungen, selbst Beschimpfungen ertrug, von seiner Liebe zum Volk, das er nie verantwortlich machte und stets entschuldigte: das war seine Gesinnung, die ihn bis zum Schluß nicht verließ. Während sieben langer Monate — kein einziger Augenblick der Empörung oder Klage. Höflich und freundlich gegen seine Kerkermeister, dankbar gegen uns, die wir im Grunde doch nur unsere Pflicht erfüllten, hatte er niemals ein Wort des Vorwurfs gegen diejenigen, die ihn unwürdig verlassen hatten! Man konnte zuweilen denken, daß er sich seiner Handlungen nicht bewußt sei, denn man war kaum imstande, die Höhe christlicher Vollkommenheit zu fassen, die er seit dem Tage, da er die Höhe weltlicher Macht verließ, erreicht hatte.

Die Kaiserin war weniger sympathisch, aber würdevoll, kalt und schweigsam. Sie suchte die Gefühle, die sie bewegten, nicht zu zeigen, aber man merkte, daß ein Gewitter in ihr tobte.

Hier ein Beispiel. Eines Tages hatte ein junger Hauptmann der Gardeschützen, ein Offizier des alten Regimes, mit seiner Kompagnie die Wache im Schloß. Jeden Morgen, wenn die Wache gewechselt wurde, wurde die gesamte kaiserliche Familie in einem Saal des Schlosses versammelt und mußte sich mit ihrem Gefolge einer Kontrolle unterziehen. Der Kaiser war als Oberst Romanow bezeichnet, die Kaiserin wurde einfach Alexandra Feodorowna, Frau des Obersten Romanow, genannt. Nach dieser Formalität, die man dem Kaiser

wohl hätte ersparen können, näherte er sich liebenswürdig den Offizieren, die oft unwürdige Verräter waren, sich zuweilen aber auch sehr unglücklich fühlten und vor der harten Notwendigkeit bebten, die das Schicksal ihnen auferlegt hatte. Der Kaiser gab ihnen die Hand, fragte sie freundlich nach ihrem Dienst und lud sie immer zum Mittag ein. Eines Morgens bezog der betreffende junge Hauptmann der Gardeschützen, einer besonders von unserem Monarchen bevorzugten Elitetruppe, mit seiner Kompagnie die Wache. Nach der Mahlzeit, während der dieser junge Mann eine sehr steife, feindliche Haltung bewahrt hatte, reichte der Kaiser, ehe er und seine Familie sich zurückzogen, ihm die Hand. Der junge Offizier nahm die Hand nicht. „Za schto?“ (Weshalb) sagte der Kaiser mit bebender Stimme. Die Röte stieg ihm ins Gesicht. „Meine Anschauungen, Oberst, stimmen nicht mit den Ihren überein“, antwortete trocken der Offizier. Die Kaiserin preßte ihre Lippen zusammen und sagte dem Kaiser kalt: „Haw often I have told you, Nicky, not to shake hands with them. You see I was rigth.“ Von diesem Tage an reichte Nikolaus II. den Offizieren nicht mehr die Hand. Er unterhielt sich nur mit denen, die er einst persönlich gekannt hatte und von deren guter Erziehung er überzeugt war. Der erste Kommandant von Zarskoje war Oberst von Kotzebue, von den Ulanen der Kaiserin. Als Gutschkow nach der Revolution zum Kriegsminister ernannt wurde, machte er Kotzebue zu seinem Adjutanten. Dieser war ein Mann von Welt, mit den höflichsten Formen, und ich muß ihm das Zeugnis ausstellen, daß er alles, was in seiner Macht lag, tat, um die Gefangenschaft der kaiserlichen Familie zu mildern. Uns allen erwies er mehr Dienste, als vielleicht seine Stellung ihm erlaubte. Er bezeugte dem Kaiser

immer seine tiefste Ehrfurcht und nannte ihn trotz des ergangenen Verbots nie anders als Eure Majestät. Er war ein guter Musiker und beteiligte sich an allen unseren kleinen musikalischen Zusammenkünften, die bei der Oberhofmeisterin, Madame Naryschkin, die ebenfalls gefangen war, stattfanden und denen der Kaiser und die jungen Großfürstinnen immer beiwohnten; die Kaiserin allerdings seltener, da sie oft krank war. Von Zeit zu Zeit spielte sie mit Kotzebue vierhändig; er brachte Bücher mit, die vorgelesen wurden, und bot den Großfürstinnen Bonbons und Obst an; dem Thronfolger brachte er Spielzeug mit. Er wurde jedoch sehr bald verdächtig, Kerensky ersetzte ihn durch einen anderen Offizier, und einige Tage später wurde der arme Kotzebue verhaftet und mußte durch eine lange Gefangenschaft das Verbrechen, menschlich gewesen zu sein, büßen. „Ein strenges Regime wurde im Schloß eingeführt", fuhr Benckendorff fort. „Unsere Spaziergänge im Park wurden auf einen viel engeren Raum beschränkt, und es war besonders hart für die armen Gefangenen, daß man zu ihrem Erholungsort einen Hof bestimmte, dessen Gitter zur Straße führten, so daß sie von allen Vorübergehenden gesehen werden konnten. Die Zahl der Neugierigen war außerordentlich groß, besonders an Sonn= und Feiertagen, an denen die Züge ganze Scharen aus Petersburg und dessen Umgegend brachten. Die Wächter beuteten die Neugierde des Publikums aus und ließen den Kaiser und seine Familie für Geld sehen. Diese waren verurteilt, stundenlang die Bemerkungen eines fanatischen, haßerfüllten, durch andauernde Propaganda bearbeiteten Pöbels anzuhören. Zu Hause warteten ihrer noch andere Folterqualen. Wenn die jungen Großfürstinnen oder die Kaiserin sich einem ihrer Fenster näherten, so erlaubte sich die Schildwache vor ihren

Augen ein schamloses Gebaren zum großen Gelächter der Kameraden.

Doktor Botkin wandte sich mit der Bitte an Fürst Dolgoruki, eines der Boote der kleinen Flottille, die sich auf dem großen Schloßteich befand, bereitzuhalten, damit der kleine Thronfoger und seine Schwestern, die gern ruderten, sich dieser Leibesübung hingeben konnten. Die Spazierfahrt, die den armen Kindern soviel Freude bereitete, fand jedoch nur einmal statt. Am nächsten Tag fand man das Boot dermaßen beschmutzt und von gemeinen Inschriften bedeckt, daß man sich desselben nicht mehr bedienen konnte. Die Urheber dieser Gemeinheit waren die Elite-Matrosen der kaiserlichen Jacht „Standart", auf welcher der Kaiser und seine Familie ihre Seereisen machten und dessen Besatzung so sehr von ihnen verwöhnt worden war.

Monate vergingen, Monate der Angst, in denen wir fast ganz von der Außenwelt abgeschnitten waren und nur die offiziellen Blätter der revolutionären Regierung, die immer gewaltsamer wurde, uns Nachrichten brachten. Madame Naryschkin, die Oberhofmeisterin des Hofes, ertrug die Einförmigkeit unseres Lebens nicht. Sie erkrankte und bat um die Erlaubnis, sich zu Hause pflegen zu lassen, was ihr gestattet wurde. Ihr Sohn, der Spielgefährte von Nikolaus II. und sein erster Adjutant, hatte seine Stellung gleich nach Ausbruch der Revolution aufgegeben. Übrigens war er nicht der einzige. Die Mehrzahl der Höflinge, die Nikolaus II. umgaben, benahmen sich wie Schiffsratten!

Das bemerkenswerteste Ereignis, das zu verzeichnen ist, war Kerenskys Besuch in Zarskoje-Selo. Er benutzte den kaiserlichen Zug und war von einem glänzenden Stab umgeben. Die Rolls Royce, eine wunderbare Limousine, die

der Kaiser einige Tage vor Ausbruch des Krieges aus England erhalten hatte, erwartete Kerensky am Bahnhof und brachte ihn ins Schloß. Sein Besuch hatte den Zweck, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, ob alle Maßregeln getroffen seien, eine etwaige Flucht des Kaisers zu verhindern. Der kleine Winkeladvokat, der sich bis dahin mit Vorliebe als Fabrikarbeiter kleidete und eine Lederweste auf ungebleichtem Hemde trug, war nun in englische Uniform verkleidet, trug einen French, der bei einem erstklassigen Schneider gearbeitet war, und hatte Breeches und Stiefel aus gelbem Leder, an denen Sporen befestigt waren. Sein Betragen war barsch, wichtig, überhebend.

Zuerst prüfte er alle Wachen, durchschritt die Säle des Schlosses, und nachdem alles erledigt war, rief er den Soldaten zu: „Paßt gründlich auf, Genossen, paßt gründlich auf." (Sledite sorko, towaristschi, sledite sorko!) Darauf wandte er sich an mich und sagte in gebieterischem Tone: „Gehen Sie und sagen Sie dem Obersten Romanow, daß ich hier bin und ihn sprechen will." Der Kaiser ließ ihn eintreten. Kerensky streckte ihm als erster die Hand entgegen. Der Kaiser war schlicht, ruhig, und nichts verriet Erregung oder üble Laune. Kerensky machte mir ein Zeichen, daß ich mich zurückziehen solle. Ich tat, als bemerkte ich dieses Zeichen nicht, richtete meine Blicke auf Nikolaus II., und erwartete seine Befehle ... „Lassen Sie mich mit Alexander Feodorowitsch allein", sagte er schlicht. Eine halbe Stunde darauf klingelte der Kaiser seinem Kammerdiener und ließ mich bitten, zu ihm zu kommen. „Alexander Feodorowitsch wünscht die Kaiserin zu sehen! Wollen Sie ihn zu ihr geleiten." Ich verbeugte mich und folgte Kerensky, der vorausging. Er wandte sich zu mir: „Ja," sagte er, „ich habe eine Zusammenkunft mit Alexandra Feodorowna verlangt. Die Persönlichkeit dieser Frau, von der man so

viel spricht und die ich noch nie gesehen habe, interessiert mich, und ich lege Wert darauf, sie allein zu sprechen."

Ich antwortete nichts und meldete ihn bei Ihrer Majestät. „Lassen Sie ihn eintreten, da dieser Kelch mir nicht erspart bleiben kann", war ihre Antwort, als ich ihr das Verlangen Kerenskys mitgeteilt hatte.

Kerensky blieb eine gute Stunde bei der Kaiserin. Als er herauskam, fiel mir die Veränderung auf, die sich in seinem Ausdruck vollzogen hatte. Sein Blick war milder, und seine ganze Haltung hatte etwas weniger Theatralisches an sich. „Ich habe sie mir ganz anders vorgestellt," sagte er, „sie ist sehr sympathisch und scheint eine bewunderungswürdige Mutter zu sein. Welcher Mut, welche Würde, welcher Verstand! Und wie schön ist sie." Dann kehrte er zum Kaiser zurück, bei dem er noch eine Viertelstunde blieb. Nach seiner Abfahrt sagte der Kaiser zu meinem großen Erstaunen in einem sichtlich zufriedenen Ton zu mir und Dolgoruki: „Wissen Sie, daß die Kaiserin auf Kerensky einen vorzüglichen Eindruck gemacht hat? Er hat mir mehrmals wiederholt: „Wie klug sie ist!" (Kakaia ona u was umnaia.)

„Ich will Ihnen nicht vorenthalten," setzte Benckendorff fort, „daß ich unangenehm dadurch berührt war, daß Kerenskys Meinung den Kaiser erfreuen konnte. Ich weiß nicht, was die Kaiserin dem Kaiser erzählt hat, aber in unserer Gegenwart sprach sie nie von diesem Besuch."

Der Kaiser las viel, und seine Lektüre bildeten hauptsächlich Bücher über die französische Revolution. Er hatte wenig über die Epoche gelesen und ging buchstäblich auf in der Geschichte der Girondisten von Lamartine. Er hatte zu wiederholten Malen versucht, der Kaiserin daraus vorzulesen, aber die Nerven der letzteren waren so hochge-

spannt und krank, daß sie die Erzählungen über Marie Antoinette, deren Schicksal sie einst teilen sollte, nicht ertragen konnte. Aus diesen Büchern schöpfte der Kaiser den Mut zur Ergebung in den göttlichen Willen. Er verglich sein Leben mit demjenigen Ludwigs XVI. und fand immer, daß er selbst weniger unglücklich sei, denn man hatte ihm seine Familie gelassen.

Als nach Kerenskys Besuch die Provisorische Regierung das kaiserliche Mittagessen von fünf Gängen auf drei beschränkte und die jungen Großfürstinnen sich darüber beklagten, las ihnen der Kaiser Stellen aus dem Leben des französischen Königspaares vor und sagte ihnen: „Kinder, beklagt euch nicht, es könnte noch schlimmer sein."

Endlich, im August kam Kerensky wieder. Er ging direkt ins Zimmer des Kaisers und teilte ihm mit, die Provisorische Regierung habe beschlossen, ihn und seine Familie um ihrer Sicherheit halber den Wohnort wechseln zu lassen, die Abreise müsse unmittelbar erfolgen. „Wohin schickt man uns?" rief der Kaiser aus. — „Sie werden es unterwegs erfahren!" war Kerenskys Antwort.

Nikolaus II. besaß einen Optimismus, den nichts erschüttern konnte, und da Kerenskys Ton freundlich schien, so war der Kaiser überzeugt, daß der Bestimmungsort nur die Krim sein könnte, die aufzusuchen er gewünscht hatte.

Kerensky gab uns allen nur wenige Stunden zum Einpacken und zu den Reisevorbereitungen. Ich war natürlich bereit, dem Kaiser zu folgen, aber Nikolaus II. mit seiner gewohnten Güte und großem Zartgefühl sagte mir sofort: „Es kann keine Rede davon sein, mein lieber Benckendorff, daß Sie mit uns kommen. Ihre Frau ist zu krank, als daß Sie sie verlassen könnten. Ich werde Ihren Stiefsohn (Fürst Basil Dolguruki), General Tatischtschew, Doktor

14*

Botkin und Monsieur Gilliard mitnehmen. Für den Anfang wird das genügen. Wenn sich Ihre Frau erholt hat, können Sie immer noch nachkommen." Die Aufregung der Dienerschaft war groß. Ich muß hier sagen, daß die Dienerschaft, die im persönlichen Dienst der kaiserlichen Familie stand, sich sehr treu gezeigt hat, und keiner von denen, die zur Begleitung ausgesucht wurden, wollte sich dieser Pflicht entziehen. Das übrige Personal hatte sich schon früher sehr schlecht benommen und war unter dem Vorwand von Patriotismus und liberalen Ideen undankbar und treulos gegangen.

Die Stunde der Abreise war von Kerensky selbst auf drei Uhr morgens bestimmt worden. Von halb drei Uhr ab waren alle Reisenden und die anderen Bewohner des Hauses im Schloßsaal versammelt, wo der Hauskaplan das übliche Tedeum abhielt. Die armen Kinder freuten sich besonders dieser Veränderung. Der Zesarewitsch war lebhaft, ausgelassen und freute sich am meisten. Alle waren im Glauben, Livadia in der Krim sei ihr Reiseziel. Es schlug drei Uhr, eine Viertelstunde verging, dann eine halbe, drei viertel, eine ganze Stunde. Man wartete weiter, doch Kerensky erschien nicht. Endlich schickte der Kaiser einen Offizier, um zu sehen, wo der Diktator, der sich im Schloß aufhielt, bleibe. Der Offizier kam zurück und meldete, der Diktator schlafe, und niemand habe das Recht, ihn zu wecken.

Alle waren reisefertig. Der Kaiser hatte die Mütze auf dem Kopf, die Handschuhe an, Ungeduld und Spannung nahmen zu, und wir alle empfanden tief die Demütigung, die demjenigen zugefügt wurde, der noch gestern der allmächtige Selbstherrscher aller Russen war. Endlich, nachdem wir zwei Stunden gewartet hatten, erschien Kerensky: in hohen Stiefeln, frisch und ausgeruht. Er hatte kein Wort der Entschuldigung, und sagte nur, als wenn das allen eine

große Freude bereiten müßte: „Ich habe wunderbar geschlafen, jetzt können wir aufbrechen."

In den Händen dieses Mannes befand sich das Schicksal Rußlands.

General Jilinsky.

General Jilinsky, der Generalgouverneur von Warschau und Chef des polnischen Militärbezirks, befehligte bei Ausbruch des Krieges die Armee, die gegen Ostpreußen vorgehen sollte.

Einer Schilderung zufolge, die er mir persönlich machte, kam kurze Zeit nach der Kriegserklärung General B. zu ihm, der zum Stabe des Generals Rennenkampf gehörte. Er brachte General Jilinsky einen Vertrag, den General Rennenkampf mit einem der Armeelieferanten wegen Fleischlieferungen abgeschlossen hatte, und bat, General Jilinsky möchte diesen Vertrag durch seine Unterschrift bestätigen.

General Rennenkampf hatte seit langem einen sehr schlechten Ruf, und seine Erpressungen in China und der Mandschurei waren allgemein bekannt. Der baltische Adel wollte ihn sogar aus den Matrikeln streichen, aber Graf Pahlen beredete die Vertreter des Adels, trotzdem er selbst keine große Achtung vor General Rennenkampf empfand, von diesem Entschluß Abstand zu nehmen, um nicht einen militärischen Führer, der sich während des Krieges ausgezeichnet hatte, bloßzustellen. Der Oberst X., Kommandeur eines Husarenregiments, erzählte mir, daß General Rennenkampf in Ostpreußen ein Schloß plündern ließ und dem Husarenregiment den Befehl gab, ihm acht Unteroffiziere mit Kisten zur Verpackung der Sachen zu schicken. Oberst

X. verlangte seinerseits einen schriftlichen Befehl von General Rennenkampf, um sich vor späteren Anklagen wegen Veruntreuung zu schützen. Die Folge davon war, daß er von seinem Kommando abgesetzt wurde.

Rennenkampfs Ende war sehr tragisch. Er wurde 1915 durch seinen Gönner, den Großfürsten Nikolaus, wegen Fehler, die er vielleicht selbst nicht begangen hatte, seines Postens enthoben. Später fiel er von Mörderhand.

Kommen wir auf General Jilinsky zurück. Dieser war über die unglaubliche Höhe der Lieferungen so erschreckt, daß er zögerte, seine Unterschrift sofort zu geben, und dem General sagte, er möchte ihm die Dokumente zur Prüfung überlassen. „General Rennenkampf will gerade die bureaukratische Verschleppung der Kommission vermeiden. Dies ist der Grund, weshalb er mich zu Eurer Exzellenz geschickt hat; er legt besonderes Gewicht darauf, daß ich ihm den Vertrag, mit Ihrer Unterschrift versehen, zurückerstatte", antwortete der Abgesandte Rennenkampfs. „Ich kann die Verantwortung für eine so große Zahlung nicht auf mich nehmen, ohne die Sache geprüft zu haben."

Der General ereiferte sich und sagte, General Rennenkampf würde diese Absage als Ehrenkränkung ansehen, er ließ durchblicken, daß auch der Großfürst Nikolaus unzufrieden damit sein würde, wenn ich mich nicht den Wünschen des Generals fügte." Ich war empört über den Ton des Generals und verbat mir seine Unterweisungen. Er verließ mich, und seine letzten Worte schienen eine Drohung zu enthalten. — 24 Stunden darauf wurde ich durch ein Telegramm des Großfürsten meiner Stellung enthoben.

Ich übergab mein Kommando und fuhr nach Petersburg. Die Angelegenheit hatte großes Aufsehen erregt und, wie es immer in solchen Fällen geschieht, mied man mich als einen in Ungnade Gefallenen. Der einzige, der

liebenswürdig und gütig zu mir blieb, war der rechtschaffene, vortreffliche Graf Freedericksz. Ich bewarb mich durch ihn um eine Audienz bei Sr. Majestät. Als der Kaiser mich empfing, war er sichtlich verlegen. Ich bat um die Erlaubnis, ihm über den Vorfall Bericht erstatten zu dürfen, und unterbreitete ihm den von mir nicht unterschriebenen Kontrakt, den ich wohlweislich mitgenommen hatte. Der Kaiser sagte mir: Sie hatten recht, aber ich bitte Sie, Geduld zu haben. In diesem Augenblick muß alles dem Obersten Militärkommando untergeordnet sein. Ich kann nicht gegen den Großfürsten Nikolaus auftreten, aber warten Sie etwas, wir werden noch zusammen dem Vaterland dienen, und er umarmte mich. Ich war bewegt, aber gleichzeitig auch betrübt über die Willensschwäche unseres Herrschers.

Ich durchlebte einen schweren Winter. Wir waren sehr vereinsamt, aber als der Kaiser sich entschloß, das Oberkommando der Armee zu übernehmen und der Großfürst in den Kaukasus geschickt wurde, bekam ich am selben Tage den Befehl, mich umgehend ins Hauptquartier zu begeben, wo der Kaiser mich voll Wohlwollen empfing und zu seinem Stellvertreter im französischen Hauptquartier bestimmte.

Ich wurde in Frankreich mit vielen Ehren empfangen, aber nach einigen Monaten hatte ich eine Meinungsverschiedenheit mit General Joffre, der sehr herrschsüchtig war und mir ebenso wie dem englischen General gegenüber einen Befehlshaberton anschlug, der mich zwang, General Joffre daran zu erinnern, daß ich den Zaren vertrete und diese Sprache nicht dulden könnte. Kurze Zeit darauf verlangte General Joffre meine Abberufung.

Vater oder Sohn.

Etwa dreißig Hefte, die meine Tagebuch-Notizen enthielten, wurden, wie auch so vieles andere, durch die Revolution vernichtet und haben mir für immer die Möglichkeit genommen, in genauer Reihenfolge die Ereignisse wiederzugeben, die sich in meinem Leben abspielten und denen ich oft als Zuschauerin in den ersten Reihen beiwohnte. Aber vielleicht werde ich einem zukünftigen Historiker behilflich sein, indem ich einige Begebenheiten schildere, die bezeichnend sind für den blutigen Alpdruck, der so viele Jahre fortdauerte.

Ich befand mich im Jahre 1916 im Kaukasus in einem Sanatorium. Unter den Personen, die sich dort mit mir aufhielten, war auch eine junge barmherzige Schwester. Es war eine anmutige, geistvolle junge Frau, die ich schon früher in verschiedenen Häusern Petersburgs getroffen hatte und deren Gesellschaft im Sanatorium mir sehr angenehm war. Sie hatte den Krieg in einem Sanitätszuge in den vordersten Reihen mitgemacht, und ihre Schilderungen des galizischen Feldzuges waren oft sehr interessant. Ich hätte ihr wahrscheinlich ein vortreffliches Andenken bewahrt, wenn ich nicht einige Stunden vor meiner endgültigen Abreise aus der Anstalt mit ihr, einem Artillerie-Hauptmann und zwei jungen Leutnants der Infanterie, die alle verwundet waren, einen Spaziergang unternommen hätte. Die drei jungen Leute gehörten derselben Heeresabteilung an, in der die betreffende junge Frau arbeitete. „Erinnern Sie sich daran," sagte Madame X., „daß unser General jedesmal, wenn

wir uns in einer kleinen jüdischen Stadt befanden, damit anfing, daß er ein paar Juden hängen ließ? Anfangs entsetzte ich mich über dieses Schauspiel, doch ich habe mich allmählich so an diese zappelnden Figuren gewöhnt, daß sie auf mich nicht den geringsten Eindruck mehr machten." — „Ja," sagte der Hauptmann mit einem grausamen Lächeln, „das war unsere Sakuska* vor dem Mittagessen. Der General B. war sehr dafür. Wenn eine Abteilung in eine galizische Stadt einrücken sollte, legte man so gegen hundert Juden auf die Eisenbahnschienen, und sobald wir die Nachricht bekamen, daß eine jüdische Spionage aufgedeckt worden sei, war jede Telegraphenstange mit einem gehenkten Juden geschmückt." Diese Unterhaltung machte mich beinahe krank, und ich beeilte mich, sie zu unterbrechen, indem ich schleunigst von diesen Erzählern Abschied nahm.

Einer der verwundeten jungen Offiziere begleitete mich bis Kislowodsk, da er den Wunsch hatte, eine Troika-Fahrt zu machen. Im Wagen verschwieg ich dem jungen Fähnrich nicht den mehr als peinlichen Eindruck, den diese Kriegserzählungen auf mich gemacht hatten. „Ich hoffe," sagte ich, „daß es sich hierbei nur um geschmacklose Aufschneidereien handelt und daß diese ganzen Erzählungen stark übertrieben sind." Er wurde rot und antwortete: „Leider nicht. Das, was sie erzählten, stimmte genau, und gleiche Begebenheiten haben sich nur zu oft abgespielt. Ich selbst war einmal gezwungen, drei Juden aufhängen zu lassen, und der vorwurfsvolle Blick dieser Sterbenden, die, wie ich glaube, unschuldig waren, verfolgt mich noch jetzt." — „Wie ist das möglich?" sagte ich.

„Unter folgenden Umständen trug sich das zu: Wir waren in eine kleine Stadt in Galizien eingerückt. Die

* Sakuska — Vorspeise.

Offiziere waren im Begriff, ihre Mahlzeit in einer Art kleiner offener Veranda einzunehmen, als ein Kosak erschien, dem ein Soldat unseres Regimentes folgte, zwei sich verzweifelnd wehrende Juden hinter sich schleifend. ‚Herr Oberst,' sagte der Kosak, ‚diese Juden sind Spione. Ich sah, wie sie mit Gold handelten, augenscheinlich, um es den Österreichern zukommen zu lassen. Dieser Soldat kann es Ihnen bezeugen.' — ‚Nun gut,' sagte der Oberst, ‚man muß sie hängen.' Er schaute um sich, und zu meinem großen Schrecken blieb sein Blick auf mir, dem jüngsten Fähnrich des Regiments, haften. Ich hatte erst einige Monate vorher das Kadettenkorps verlassen. ‚Man muß Sie abhärten, junger Mann, Sie haben zu sehr das Aussehen eines jungen Mädchens. Nehmen Sie diese Männer, und lassen Sie meine Befehle ausführen, und darauf werden Sie Ihr Mittagessen beendigen.' Ich war mehr tot als lebendig. Ich stammelte einige Worte, indem ich versuchte, mich dieser Mission zu entziehen. ‚Kein Wort mehr', sagte mir der Oberst in strengem Tone, ‚führen Sie meine Befehle aus, gehen Sie!' Im Augenblick, als ich aufstand, sahen wir einen Juden, der in größter Hast die Straße entlang herbeieilte. Er wurde von einer Anzahl Kosaken und Infanteristen verfolgt.' ‚Das ist ein Spion, das ist ein Spion,' schrien die Soldaten, ‚er gab dem Feinde Signale, nehmt ihn fest, nehmt ihn fest.' Da sagte der Oberst, sich zu mir wendend: ‚Bog lioubit troitzu!' (‚Gott liebt die Dreizahl! Nehmen Sie ihn und hängen Sie ihn mit den anderen.') Dieser Befehl wurde ausgeführt, ich machte eine ernste Krankheit infolgedessen durch, und meine Nerven haben sich, trotz der Schrecken, die ich während des Krieges gesehen habe, bis heute von diesem Vorfall nicht erholt, bei dem ich gegen meinen Willen die Rolle eines Henkers übernehmen mußte."

Ein Bericht, den mir ein anderer junger Offizier, der sich auch im Sanatorium befand, machte, könnte dem „Grand Guignol“* als passendes Thema dienen. Dies trug sich auch in einer kleinen jüdischen Stadt im Süden zu: „Wir Offiziere aller Waffengattungen saßen zusammen beim Wein, und die Köpfe waren schon ziemlich vom Alkohol erhitzt. Nicht weit von unserem Tisch befanden sich etwa zwanzig geknebelte Juden, die von den Soldaten als Spione angezeigt worden waren. Die Unterhaltung kam auf die jüdische Psychologie, und ein Kapitän des Generalstabs vertrat die Ansicht, daß es unter den Christen keinen so zärtlichen Vater und keinen so ergebenen Sohn gebe wie bei den Juden. ‚Nun gut‘, sagte ein anderer Offizier, ‚wir wollen sie auf die Probe stellen, um zu erfahren, welches Gefühl das stärkere ist, die Kindes- oder die Vaterliebe. Unter diesen Juden, die alle morgen gehenkt werden sollen, gibt es einen Vater und einen Sohn. Ich werde demjenigen von beiden das Leben versprechen, der sich damit einverstanden erklärt, den anderen hinzurichten.‘ Niemand protestierte gegen diesen teuflischen Plan. Es wurden Wetten eingegangen. Die beiden Juden wurden herbeigeführt, und der Kapitän machte ihnen diesen furchtbaren Vorschlag. Jeder von ihnen wehrte sich mit Entsetzen gegen den Gedanken, der Mörder des anderen zu werden. ‚Nun gut, so werdet ihr beide sterben.‘ Da warf sich der alte Jude zu den Füßen seines Sohnes, die er mit Küssen bedeckte. ‚Habe Mitleid mit deiner Mutter, erhalte dich für sie, die nur dich allein noch auf der Welt haben wird. Ich werde ruhig sterben, wenn ich weiß, daß du deinen kleinen Brüdern und Schwestern als Stütze bleibst. Nur unter dieser Bedingung gebe ich dir meinen

* Bekanntes Pariser Theater, wo ausschließlich Schauerstücke aufgeführt werden.

Segen.'. Der Sohn sträubte sich lange und willigte letzten Endes ein, seinen Vater zu hängen. Als diese furchtbare Hinrichtung ausgeführt war, sagte der Kapitän, der das Trinkgelage fortgesetzt und seine Wette verloren hatte, zu den anderen Offizieren: ,Nun, wir haben uns überzeugt, daß die Vaterliebe bei ihnen stärker ist als die Kindesliebe. Aber ein Sohn, der darauf eingegangen ist, seinen Vater zu hängen, um sein eigenes Leben zu retten, ist ein Ungeheuer, das nicht verdient, sein Leben zu behalten.' Das Urteil wurde vollstreckt."

1917. Der Anfang der Revolution.

Es war am 27. Februar 1917. Ich hatte einige meiner besten Freunde zum Abendessen geladen, und zwar den Fürsten und die Fürstin Kurakin, die seit 25 Jahren das Erdgeschoß meines Hauses bewohnten und meine ständigen Gäste waren; dazu kamen der Fürst von Mingrelien, die beiden Barone Pilar, Vater und Sohn (ersterer der Landmarschall von Livland, der zweite Leutnant der Chevaliergarde), Herr von Svéginzew, der letzte Gouverneur von Riga, Gubastow, ehemaliger Gehilfe von Iswolsky, Vizepräsident der Russischen Gesellschaft für Geschichtskunde, und Nicolas von Bézac, unser aller Freund. Dieser wurde später von den Bolschewiken erschossen; der Fürst von Mingrelien und Herr von Gubastow sind der Kälte, dem Hunger und dem Elend erlegen.

Mein Hausmeister, der alte Andrei, war eingetreten, um zu melden, daß angerichtet sei; er öffnete die Flügeltüren, und wir betraten den Speisesaal. Da drangen gellende Schreie, Schreie voll Angst und Schrecken, an unsere Ohren. Im selben Augenblick stürzten vor Aufregung

rasend gewordene Lakaien, Geschirraufwäscher (im Russischen Buffet-Mujik genannt), Köche in weißen Schürzen, Küchenjungen, Stubenmädchen von allen Seiten herein und schrien, viele in hysterischem Paroxismus: „Fliehen Sie, fliehen Sie, bewaffnete Banden sind zur Hintertreppe eingedrungen und haben zwei Dvorniks, die sie aufhalten wollten, verwundet; sie überfallen das Haus. Fliehen Sie, fliehen Sie!" — Leutnant von Pilar ergriff seinen Säbel und wollte der Menge Widerstand leisten. Es war mir aber klar, daß sie ihn umbringen würden und sein Blut uns alle ins Unglück stürzen müßte. Ich packte ihn am Arm und flehte ihn an, mir zu folgen und mich bei meiner Flucht zu schützen. Wir stürzten, von den anderen Eingeladenen gefolgt, die große Freitreppe hinunter. Einige Sekunden später wären wir alle niedergemetzelt worden!

Mit bloßem Kopf, ohne Mantel, in durchbrochenen Strümpfen und ausgeschnittenen Schuhen liefen wir durch tiefen Schnee bei 15 Grad Frost in das gegenüberliegende Haus, in dem Baron Pilar mit seinem Sohne eine Junggesellenwohnung innehatte.

Einen Augenblick später sahen wir die Fenster meines Hauses erleuchtet, und beim Schein der Kronleuchter meines Ballsaals, die seit Kriegsbeginn nicht mehr angezündet worden waren, sahen wir eine Menschenmenge, bewaffnet mit Beilen, Stöcken und Bajonetten, die hin und her lief, die Fenstervorhänge abriß und Tische in die Mitte des Saales schleppte, da die Tische des Speisezimmers offenbar für diese vielen ungebetenen Gäste nicht ausreichten. Nach einiger Zeit sahen wir meinen alten Hausmeister Speisen herumreichen. Suppenterrinen und Flaschen in großer Menge wurden von Soldaten und Matrosen gebracht. Man trank meinen Leuten zu, und immer kamen neue Flaschen zum Vorschein: mein Wein-

keller wurde geplündert. Bis spät in die Nacht hinein sahen wir dieser Orgie zu, von der wir die Augen nicht abwenden konnten.

Man könnte glauben, ich erzähle hier eine Szene aus der französischen Revolution. Ach, leider hat unsere Revolution, die damals voll Begeisterung von Russen und Ausländern begrüßt wurde, diese Revolution, die die Kadetten anfangs als die „unblutige russische Revolution" bezeichneten, an Schrecken und Dauer die blutigsten Seiten der französischen Geschichte übertroffen. Ein französischer Freund, der Graf de Robien, sagte mir eines Tages: „Der Unterschied zwischen Ihrer und unserer Revolution besteht darin, daß Frankreich eine Vendée, Ludwig XVI. Gardes du Corps, die königliche Familie — einen Philippe Egalité hatte. Rußland hatte keine Vendée, Nikolaus II. keine Gardes du Corps, und Ihre kaiserliche Familie hatte mehrere Philippe Egalités."

Gegen Morgen konnten wir daran denken, uns zu trennen, und Pilars traten mir einen Diwan ab, auf dem ich mich für einige Stunden ausstreckte, ohne Schlaf zu finden. In der Frühe überzeugten wir uns davon, daß mein Haus eine Zitadelle geworden war, in der ein unsauberer Soldatenhaufen noch immer weiter schmauste. In der Wohnung über Pilars wohnte das Dumamitglied Paul Nikolajewitsch Krupensky, der Bruder des Botschafters in Rom. Er war Großgrundbesitzer in Beßarabien, eine gute, sehr achtbare Persönlichkeit. Ich bat ihn um Gastfreundschaft, und seine Familie nahm mich mit großer Herzlichkeit auf. Während wir den Tee tranken und unsere Eindrücke voll Angst austauschten, fuhren Hunderte von Lastkraftwagen auf der Sergievskaja vorüber, worin bewaffnete Soldaten saßen, und eine große Anzahl Truppen marschierten unter der Füh-

rung von Offizieren vorbei, die man entwaffnet und mit roten Bändern geschmückt hatte. Der größte Teil dieser Offiziere glich Lämmern, die zur Schlachtbank geführt wurden.

Gegen Abend drang ein Trupp Soldaten in den Raum, in dem wir, d. h. die Glieder der Familie Krupensky, eine Fürstin Kantakusin und ich saßen. Man verhaftete Krupensky. Die Fürstin Kantakusin sagte zu mir: „Fliehen wir, kommen Sie mit mir in die chinesische Gesandtschaft, ich kenne den Gesandten gut, ich bin überzeugt, wir können uns dort verbergen." Inmitten einer schreienden Menge, in der Schüsse knallten, von denen man nicht wußte, woher sie kamen und wen sie trafen, liefen wir in die chinesische Gesandtschaft, die sich in derselben Straße befand.

Der chinesische Gesandte empfing uns aufs wärmste. Seine Frau und seine reizenden Kinder umgaben mich mit rührender Freundlichkeit und tausend Aufmerksamkeiten. Bis zu meinem Tode werde ich Dankbarkeit für diese edlen Menschen in meinem Herzen bewahren. Da ich keine Wäsche und Kleider bei mir hatte, verschaffte sich ein chinesischer Diener Eingang in mein Haus, sprach mit meiner Kammerfrau und holte mir allmählich alles, dessen ich bedurfte. Durch ihn erfuhr ich auch über die Vorgänge in meinem Hause: Soldaten aller Waffengattungen und Frauen, mehrere hundert an der Zahl, sollen in allen meinen Salons und auf den Treppenläufern geschlafen haben; sie plünderten alles; meine Dienerschaft war halb wahnsinnig geworden, und einige von ihnen waren infolge Schreckens und der Aufregung erkrankt. Was die beiden verwundeten Dvorniks anbetrifft, so war die Verletzung des einen so ernst, daß er ins Hospital gebracht werden mußte.

Am dritten Abend meiner Flucht, als wir, d. h. die Fürstin Kantakusin, die Mitglieder der chinesischen Gesandtschaft und ich, gerade bei Tisch saßen und speisten, wurden die Türen durch Kolbenschläge eingedrückt, und ungefähr 15 Soldaten, die von einem jungen Freiwilligen geführt wurden, stürzten in den Speisesaal. Der Gesandte und sein Erster Sekretär versuchten, diesen Leuten klarzumachen, daß sie nicht das Recht hätten, in eine Gesandtschaft einzudringen. Obwohl diese Worte in gutem Russisch gesprochen waren, so machten die Leute buchstäblich den Eindruck, als ob man mit ihnen Chinesisch gesprochen hätte. Sie antworteten, sie seien gekommen, um die Gräfin Kleinmichel zu verhaften, weil diese eigenhändig aus einem Maschinengewehr auf das Volk geschossen hätte. Darauf berichtete der Vater eines Friseurs und eine Portierfrau (die sich als diejenige der Gräfin Lily Nostitz erwies), sie hätten mit ihren eigenen Augen gesehen, daß ich, nachdem ich dieses Verbrechen verübt, auf das Dach meines Hauses geklettert sei und mit diesen meinen Händen eine Stunde lang dem Kaiser Wilhelm Zeichen gemacht hätte, um ihm die russische Armee auszuliefern.

Der chinesische Gesandte versuchte sofort den englischen Botschafter, der allmächtig war, telephonisch anzurufen und ihn zu bitten, seinen Einfluß geltend zu machen; er teilte ihm, ohne meinen Namen zu nennen, mit, daß Damen, deren Leben in Gefahr sei, bei ihm Zuflucht gefunden hätten. Sir George Buchanan antwortete, er habe Miljukow versprochen, sich nicht in die inneren Angelegenheiten Rußlands zu mischen, daß er auf das Asylrecht verzichtet habe und daß Monsieur Paléologue und der Marquis Carlotti diesem Beschluß beigetreten seien. Der chinesische Gesandte wollte mich nicht ausliefern und war bereit, mich durch seine Person zu schützen. Aber als ich die Wendung der Dinge

sah, fürchtete ich, daß alle diese edlen, guten Chinesen, die entzückenden kleinen Kinder durch meine Schuld der Mißhandlung einer wilden Horde ausgesetzt sein würden und sagte daher den Soldaten, ich sei bereit, ihnen zu folgen, wo sie mich auch hinführen würden. Die Fürstin Kantakusin tat dasselbe, aber jünger und behender als ich, gelang es ihr, gleich nachdem wir die Straße betreten hatten, sich einer anderen Menschengruppe anzuschließen und zu entkommen.

Die Soldaten umringten mich und hießen mich vorwärts gehen; sie sagten, daß sie mich in die Duma bringen sollten, wo Rodzianko, der Dumapräsident, mich hängen lassen würde. Ich antwortete ihnen darauf: „Ich kann nicht so schnell gehen wie ihr", und als sie sahen, daß ich tatsächlich sehr schwer atmete, sagte der eine von ihnen mit einer gewissen Gutmütigkeit: „Du hast recht. Du bist zu alt, um diesen langen Weg zu Fuß zu machen. Wir werden ein Automobil für dich suchen." — „Die Alte soll nur laufen," antwortete ein anderer Soldat, „sie hat die Armee an Wilhelm verkauft." — „Du hast ihr wohl dabei geholfen, da du so gut Bescheid weißt", erwiderte der erste. „Ach, du Schuft, du verteidigst sie, man wird euch zusammen hängen," — und es brach ein Streit zwischen ihnen aus. Wenn ich nicht 72 Jahre auf meinen Schultern gehabt hätte, wäre es mir in dem Augenblick leicht gewesen, zu fliehen, so beschäftigt waren die beiden, sich gegenseitig zu beschimpfen.

In diesem Augenblick kam ein Automobil mit fünf Offizieren auf uns zu. Die Soldaten hielten es an und befahlen den Offizieren auszusteigen, um einer Gräfin Platz zu machen, die sie in die Duma bringen müßten, weil sie Rußland verraten und auf das Volk geschossen habe. Die Offiziere waren sehr erstaunt und weigerten sich anfangs,

ihre Plätze zu räumen. Als aber die Soldaten anfingen, handgreiflich zu werden, und mit Kolben auf sie einschlugen, verließen diese fünf bis an die Zähne bewaffneten Offiziere, anstatt sich zu verteidigen, sanft und ergeben ihre Plätze.

Die Soldaten, die mich nach sich zogen, kletterten ins Auto und kauerten zu Füßen des Chauffeurs nieder. Zwei von ihnen hielten meine Arme und zwei meine Füße, und da ich ihnen noch sehr gefährlich in dieser Stellung zu sein schien, hielt der Freiwillige, der Leiter dieser ruhmvollen Expedition, mir einen Revolver an die Schläfe. Er war stark betrunken, seine Hand zitterte, und ich sah den Augenblick kommen, in dem der Schuß losgehen würde; denn der Pistolenlauf streifte bald meine Nase, bald mein Ohr. „Herr Freiwilliger," sagte ich ihm, „Sie sind ein Intellektueller, das sieht man Ihnen gleich an, und als solcher müssen Sie nervös sein. Glauben Sie nicht, Sie würden besser daran tun, Ihren Revolver in die Tasche zu stecken? Sie könnten einen der Ihnen anvertrauten Soldaten oder gar sich selbst töten, und das wäre wirklich schade für das Vaterland! Ich verspreche Ihnen, keine Gewalttat gegen Sie auszuüben." Es schien ihm sehr zu schmeicheln, daß ich ihn einen Intellektuellen genannt hatte. „Sie haben recht, ich bin in der Tat ein Intellektueller und sehr nervös." Nachdem er seinen Revolver in ein Lederfutteral gesteckt hatte, erzählte er mir in einem vertraulichen, freundschaftlichen Ton von seinem häuslichen Kummer, seinem Mißerfolg im Dienst, und wie überlegen er seinen Kameraden sei. Er war ein Unverstandener. Als wir darauf in der Duma ankamen und er mich aussteigen ließ, drückte er mir liebevoll die Hand; aber wie groß war mein Erstaunen, als er gleich darauf dem wachthabenden Offizier mit wichtigem Ton zurief, daß er dem Präsidenten eine Staatsverbrecherin abzuliefern hätte.

Ich vergaß zu erwähnen, daß ich ihn und die Soldaten

unterwegs gefragt hatte, auf welche Weise sie meinen Zufluchtsort erfahren hätten. Sie teilten mir mit, daß von meinen Leuten nichts herauszubringen gewesen sei, und nannten mir die Person, durch die das Geheimnis enthüllt worden war. Es packte mich ein schmerzliches Erstaunen, als sie mir den Namen eines Mannes nannten, den ich als einen nahen Freund zu betrachten alles Recht hatte. 40 Jahre lang hatten herzliche Beziehungen zwischen uns bestanden. Ich stand zu seiner Frau wie zu einer Schwester und liebte seine Töchter zärtlich.

Seit dieser Zeit hat dieser Mann mich mit seinem Haß verfolgt. Nach der Aussage von Personen seiner nächsten Umgebung hat er Verleumdungen über mich verbreitet, die, von der damals mit wahnsinnigem Fanatismus erfüllten Menge in Erfahrung gebracht, genügt hätten, mich einem sicheren, entehrenden Tode zu überantworten. Der Zufall brachte es, daß ich persönlich, ohne daß er es wußte, eine Äußerung von ihm hörte, die mir den letzten Zweifel an der Wahrhaftigkeit jener Aussagen nahm, die mir von allen Seiten zugetragen wurden.

Der Hof der Duma war schwarz von Menschen, und die Soldaten konnten sich nur mit Mühe einen Weg bahnen, aber da der kleine Freiwillige mit Stentorstimme brüllte: „Platz, macht Platz für eine Staatsverbrecherin", so ließ man uns in einen der Säle hinein. Ich wurde sofort von einigen mir bekannten Dumamitgliedern umringt und mit Erstaunen gefragt, weshalb ich gekommen sei und wen ich suche. „Ich bin gekommen, weil Sie mich verhaften ließen", antwortete ich. „Wer hat Sie verhaftet?" Sie fragten hin und her, gingen Erkundigungen einziehen und brachten in Erfahrung, daß niemand diesen Befehl gegeben hatte, und einer der Herren machte mir den recht naiven Vorwurf darüber, daß ich mich verhaften ließ, ohne den Haftbefehl zu sehen.

Ich hätte gern gesehen, wie er mit 15 betrunkenen Bestien verhandelt hätte. Die Soldaten, die mich gebracht hatten, wurden gesucht, man wollte eine Erklärung von ihnen verlangen, aber sie waren alle verschwunden; auch der junge nervöse Intellektuelle!

Die ganze Zeit kamen ununterbrochen Autos mit verhafteten Ministern, Würdenträgern des Hofes und Generalen an. Der Riesensaal des Taurischen Palastes, in dem einst Potemkin, „der Prachtliebende", wie man ihn nannte, so viele Feste für die Semiramis des Nordens gegeben hatte, dieser Riesensaal sah nun zum letztenmal eine Versammlung alles dessen, was die Hauptstadt an Adel, Vertretern des „high life" und der hohen Zivil- und Militärverwaltung besaß. Die Wände dieses Saales, die einst von Lobgesängen zu Ehren des Absolutismus widerhallten, gaben jetzt nur Seufzer und Schluchzen wieder. Ein verhafteter General brach neben dem Tisch, an dem ich mit einigen Mitgliedern der Duma Tee trank, zusammen. Tief ergriffen sagte er zu mir: „Gräfin, wir wohnen heute dem Untergang eines großen Reiches bei."

Die Zeit verging, und immer wieder fluteten unzählige verhaftete Bekannte an mir vorbei. Plötzlich hörte man in einem der Nebensäle einen furchtbaren Lärm. Durch ein halboffenes Fenster der Hofseite drang Geschrei von der Straße herein. Irgend jemand sagte: „Die Truppen verlangen, daß man ihnen General Suchomlinow ausliefert, um ihn in Stücke zu reißen!" In diesem Augenblick wurde der frühere Kriegsminister in den Saal gestoßen. Seine Uniform war zerrissen, der Orden beraubt, seine Achselklappen waren abgeschnitten. Ganz junge Leute, beinahe Knaben, in Offiziersuniform griffen ihn tätlich an, was sicherlich die Täter mehr entehrte als ihr Opfer. Schuldig

oder unschuldig, in diesem Augenblick war Suchomlinow gewiß nur ein Opfer.

Das Heulen der Menge glich einer steigenden Flut, und die Dumamitglieder glaubten die zügellose Horde zu beruhigen, wenn sie General Suchomlinow, umringt von zwei Reihen Abgeordneter, die sein Leben schützen sollten, an den Soldaten vorbeiziehen ließen. Das war das erste Zugeständnis, das der hysterischen Menge gemacht wurde; ach, leider war dies nur der Anfang! Es war der erste Akt dessen, was später in Bolschewismus ausartete; es war die Äußerung einer epileptischen Tobsucht inmitten eines gelähmten Haufens, es war der organisierte Despotismus inmitten einer zerstörten Staatsverfassung.

Mehrere Abgeordnete gaben mir den Rat, nicht heimzukehren; da man auf den Straßen plünderte, schlugen sie mir vor, in der Duma zu bleiben, bis die Bildung eines Kabinetts die Sicherheit der Einwohner verbürgen würde. Man wies mir eine Ecke im Verbandsaal an; dieser war teilweise noch von mehreren Stenotypistinnen eingenommen, zwischen denen ein junger Demosthenes mit krummer Nase den Text seiner Reden diktierte, jener Reden, die durch ihr Ungestüm die Menge bis zum Fanatismus erhitzt hatten und die am nächsten Tag in den Zeitungen erscheinen sollten. Ich verbrachte die Nacht in einem Lehnstuhl, ohne mich auskleiden zu können. Viele Verwundete wurden während der Nacht gebracht, die alle auf Diwans gebettet wurden.

Am nächsten Morgen zog ich Erkundigungen ein: ich erfuhr Neuigkeiten, die freudig für die einen und schmerzlich für die anderen waren; ich hörte verschiedene Reden, und als ich den Großfürsten Kyrill an der Spitze der Gardeequipage sah, durch deren revolutionäre Haltung ein großer Teil der Garnison mit fortgerissen wurde, ward es mir klar,

daß die Dynastie einen schweren Schlag erlitten hatte. Später wurde gesagt, der englische Botschafter habe dem Großfürsten zu diesem Schritt geraten. Ich bin sicher, er hat ihn inzwischen oft bereut.

Alle diese Erlebnisse waren trostlos, aber auch so voll krankhaften, brennenden Interesses, daß ich glaube, ich hätte es in jenem Augenblick kaum gemerkt, wenn man mich umgebracht hätte. Gemeinsam mit den Krankenschwestern und Stenotypistinnen nahm ich meine Mahlzeit ein, die aus einem Stück Schwarzbrot mit Käse und einem Glas Tee bestand.

Ein Vertreter der Presse.

An diesem Abend wurde die Menge der Verwundeten, der im Straßengedränge Verunglückten, die vielleicht das Opfer einer persönlichen Rache oder eines unglücklichen Zufalls waren, immer größer, und die Zahl der Krankenschwestern genügte nicht mehr. Ich stellte mich ihnen daher zur Verfügung und half ihnen nach besten Kräften. Man brachte einen dicken Herrn, der einen Herzanfall hatte und wie ein Sterbender aussah. Seine Augen waren aus den Höhlen getreten, und er stammelte keuchend: „Mehr Luft, Luft." Ich knöpfte ihm sein Hemd auf, flößte ihm ein paar Tropfen einer Flüssigkeit ein, die mir eine mit einem andern Verwundeten sehr beschäftigte Krankenschwester reichte, zog ihm die Stiefel von den geschwollenen Füßen und fächelte ihm mit einer gefalteten Zeitung reichlich Luft zu. Er kam zu sich und holte tief Atem. „Danke," sagte er mir, „danke, ich fühlte mich sterbend, doch jetzt geht es mir besser!" Er nahm

meine Hand und küßte sie. „Nennen Sie mir Ihren Namen, ich möchte wissen, wem ich ein dankbares Andenken bewahren soll!" „Ich heiße Gräfin Kleinmichel!" antwortete ich. Er richtete sich jäh auf: „Wie, Sie, Sie sind die Gräfin Kleinmichel? Sie retten mir das Leben? Mir, der gegen Sie all die Artikel geschrieben hat, die vielleicht Ihren Tod herbeiführen werden?" Die linke und die nationalistische Presse hatten einen Feldzug gegen mich unternommen. Die Artikel, von denen einer unsinniger war als der andere, beschuldigten mich sämtlicher Verbrechen, unter anderem, den Wert des Rubels heruntergedrückt zu haben, und brachten meinen Namen mit demjenigen von Leuten in Verbindung, die ich nie gesehen hatte; sie veröffentlichten Reden von mir, die ich nie gehalten hatte, und ließen mich an Orten erscheinen, an denen ich nie gewesen war. „Aber warum haben Sie denn diese Gemeinheit begangen?" fragte ich ihn. „Ich bin Korrespondent der Peterburgskaja Gaseta, der Kopeika, der Zeitung von Boris Suvorin und vieler anderer. Unser Beruf ist ein häßlicher Beruf. Ich gehorche meinen Vorschriften, und je größer die Sensation ist, desto größer ist auch das Honorar." — „Sie werden aber doch einige dieser Lügen widerrufen? Ich habe das Recht, zu erwarten, daß Sie mich von jetzt ab gegen diese Verleumdungen verteidigen werden." Er seufzte und sprach: „Ich möchte gerne, aber ich kann nicht. Keine Zeitung würde in diesem Augenblick ein Dementi zu Ihren Gunsten drucken. Glauben Sie mir, Sie tun mir sehr leid. Es ist ein großer Unterschied, ein Wesen zu verfolgen, das man nie gesehen hat, nie sehen wird und das für einen nur ein abstrakter Begriff war, oder wenn man hier Aug in Auge mit ihm zusammengesessen und seine Hand kühlend auf der eigenen heißen Stirn gefühlt hat. Erinnern Sie sich an Wereschtschagin in ‚Krieg und Frieden', an diesen Un-

schuldigen, den der Graf Rostoptschin der Menge auslieferte? Diese Zeiten der Unruhe fordern Opfer. Sie sind das Stück Fleisch, das man den wilden Tieren hinwirft. Sie bezahlen damit die Tatsache, daß alle Welt Sie kennt. Wer glücklich leben will, der bleibe im Dunkeln. Niemand kann Sie mehr retten, da Tausende von Zeitungen in allen Winkeln Rußlands morgen das wiederholen werden, was wir heute hier erfinden." Er hatte sich im Sprechen so aufgeregt, daß sich die Herzbeklemmung wiederholte und er nicht fortfahren konnte. Er wollte mir seinen Namen nicht nennen. Ich war aber sehr bewegt.

Gegen Abend fühlte ich mich so müde, daß ich einen Mantel über einen Diwan breitete, auf dem eben ein Soldat verschieden war, mich darauf ausstreckte wie zerschlagen und sofort fest einschlief. Gegen Morgen wurde ich durch das Gerassel mehrerer Schreibmaschinen geweckt, übertönt durch die gewaltige Stimme eines Obersten des Generalstabs, der in pathetischem Tone das Manifest über die Abdankung des Kaisers Nikolaus diktierte.

Es war also aus! Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten und erinnerte mich der Worte, die mir der gebrochene General vor zwei Tagen gesagt hatte: „Wir wohnen dem Untergang eines großen Reiches bei!" Wie viele Fehler, aber auch wieviel Ruhm, wieviel Macht sind heute begraben worden. Gleich allen in ihrer Ansicht gemäßigten Leuten habe ich es niemand je recht machen können: die einen fanden mich zu liberal, die anderen — zu reaktionär. Ich habe oft die Gesetzwidrigkeiten beklagt, die im Namen des Absolutismus begangen wurden, es schien mir indessen immer, daß nur eine persönliche Macht imstande wäre, die Völker zu vereinigen, die so verschieden in ihren Bestrebungen, Gewohnheiten und in ihrem Bildungsgrad waren, wie in Rußland, wo Griechen, Katholiken, Protestanten,

Juden, Heiden, Muselmänner und Feueranbeter verurteilt waren, mit entgegengesetzten Interessen Seite an Seite in unserem unermeßlich großen Reiche zu leben.

Nachdem ich ein Glas Tee heruntergeschluckt und den Freudenbezeigungen der Stenotypistinnen, der Krankenschwestern, der Studenten und Offiziere beigewohnt hatte, die sich alle in rasender Begeisterung umarmten, verließ ich das Zimmer, da ich merkte, daß meine niedergeschlagene Miene sie reizte. Das erste, was mir im Korridor in die Augen fiel, war eine zahlreiche Gruppe von Offizieren der Eskorte des Kaisers; es waren Kosaken vom Kaukasus, deren Ergebenheit und Treue ich mein ganzes Leben lang hatte rühmen hören. Diese Offiziere hatten sich nicht damit begnügt, daß sie rote Schleifen in ihr Knopfloch hefteten, sie schmückten auch ihre Brust mit scharlachroten Schärpen, die sie wie ein Ordensband von der Schulter bis zum Gürtel befestigt hatten. Sie waren von Abgeordneten umringt, die ihnen die Hand drückten und ihnen für ihren Entschluß dankten. Ja, Graf de Robien (Sekretär der französischen Botschaft) hatte recht: Nikolaus II. hatte weder Gardes du Corps noch eine Schweizer-Garde! Ununterbrochen trafen neue Deputationen ein. Der Hof und die Umgegend der Duma waren von Soldaten der Garnison überfüllt. Rodzianko erschien alle Augenblicke auf dem Balkon, und sein Erscheinen wurde jedesmal mit einer unbeschreiblichen Begeisterung begrüßt. Dieselben Hochrufe entstiegen der Brust derselben Leute, die noch vor ein paar Wochen Nikolaus II. mit demselben Enthusiasmus zugejauchzt hatten. Man erzählte sich mit Vergnügen in den Wandelgängen der Duma, daß die Polizisten, die einzigen Beamten vielleicht, die ihrer Pflicht treu geblieben waren, auf die grausamste Weise umgebracht worden wären. Die einen hätte man auf Scheiterhaufen verbrannt, die anderen

ertränkt, die dritten auf tausend Arten gefoltert. Das Archiv des Justizministeriums wurde verbrannt, das Arsenal geplündert und zwei Generale, die sich dort befanden, ermordet. Alle großen Gefängnisse wurden geöffnet und sämtliche politische und gewöhnliche Verbrecher freigelassen. Auf allen Palais und allen Häusern wehten die roten Fahnen.

Am Abend des dritten Tages entschloß ich mich, heimzukehren. Einige Abgeordnete der Duma händigten mir ein Papier aus, das mir als Geleitschein dienen sollte. An einer Straßenbiegung traf ich den Großfürsten Nikolaus Michailowitsch, der ebenso wie ich zu Fuß ging. Er hielt mich an, fragte mich nach meiner Haft, sagte mir, daß viele meiner Freunde mich schon in der Peter-Pauls-Festung glaubten, und fügte hinzu, ich würde in seinen Memoiren ein Kapitel finden, das er gestern über die Solidarität der oberen Kreise geschrieben hätte und in welchem auch mein Name genannt würde. Er erzählte mir, daß er am Tage zuvor bei der Gräfin O. gespeist hätte. (Ich war berechtigt, auf die freundschaftlichen Gefühle dieser jungen Frau zu rechnen, die seit ihrer ersten Jugend in meinem Hause die liebevollste und herzlichste Aufnahme gefunden hatte.) Diese Dame hatte mich bei Tisch verunglimpft, sagte der Großfürst, und behauptet, daß man bei mir einen kompromittierenden Briefwechsel mit dem Kriegsminister Suchomlinow gefunden habe, der unser beider Verrat beweise. Sie wurde darin von dem Freunde unterstützt, den ich schon im vorigen Kapitel erwähnt habe. Ich füge noch hinzu, daß diese Mitteilung mir später von der Tante dieser Dame, der Baronin von M., die auch am Diner zugegen war, bestätigt wurde. Der Großfürst Nikolaus Michailowitsch teilte dasselbe vielen Personen im Jachtklub mit.

Nach Hause zurückgekehrt, fand ich meine Wohnung teil-

weise ausgeplündert, vieles gestohlen, viele Möbel beschädigt. Außerdem hatte der neu ernannte Kommissar in meinem Hause einen Verproviantierungspunkt für die Soldaten aus der Umgebung Petersburgs errichtet, welche die Verbindung mit ihrer Abteilung verloren hatten. Diese Leute, die sich überall herumtrieben und von denen keinerlei Ausweise gefordert wurden, verwandelten mein Haus in eine große Herberge, in dem Studenten und Studentinnen ihnen Mahlzeiten nicht nur in den Küchen, sondern auch in den Salons bereiteten, revolutionäre Lieder sangen, große Reden vor den Soldaten hielten und sich des Abends beim Klange des Klaviers tollen Tänzen hingaben.

Sofort nach meiner Rückkehr wurde von mir verlangt, daß ich mich an dieser erzwungenen Gastfreundschaft mit 5000 Rubeln beteiligen solle. Vierzehn Tage verbrachte ich so in dieser abscheulichen Nachbarschaft. Man hatte mir für meinen persönlichen Gebrauch zwei Zimmer und sieben bis acht für meine Leute überlassen.

Meine Gefangenschaft.

Die Macht glitt mehr und mehr nach links. Rodzianko hatte aufgehört, der Abgott des Volkes zu sein; Kerensky, der bisherige Volkstribun, war Diktator geworden.

Eines Tages nach dem Frühstück erschienen 33 Matrosen mit einem sich passiv verhaltenden, zitternden Marineoffizier, um mich zu verhaften. Sie standen alle unter dem Befehl eines Studenten. Dieses Mal zeigten sie einen Haftbrief vor, der vom Soldaten- und Arbeiterrat unterzeichnet war. Meine Schwester, die mich gerade besucht hatte, verließ mich mit schwerem Herzen, denn wir wußten nicht, wann wir uns wiedersehen würden.

„Weshalb verhaften Sie mich," fragte ich, „was wirft

man mir vor?" — „Sie sind eine Feindin des Volkes!" antworteten sie. Ein Marineunteroffizier sagte mir darauf in hochfahrendem Tone: „Wir verlangen, daß Sie uns beköstigen und uns für Ihre Bewachung drei Rubel pro Kopf täglich zahlen. Das bekommen wir bei allen ausländischen Gesandtschaften." — „Herr Offizier," sagte ich, „wollen Sie Ihren Leuten erklären, daß der Fall hier ganz anders liegt. Ich habe Sie nicht hergebeten. Sie erfüllen eine für mich sehr peinliche Pflicht, und ich bin weder verpflichtet, Sie zu speisen noch zu bezahlen." — „Um Ihrer Sicherheit willen rate ich Ihnen, zu tun, was sie verlangen", sagte mir der Offizier leise. Er verließ mich, um dem Studenten zu folgen, der die Wachen aufstellte.

Mein ganzes Dienstpersonal wurde mit mir verhaftet. Eine Bankbeamtin, die Tochter meiner Kammerfrau, die gerade bei ihrer Mutter zu Besuch war, wurde trotz ihres Widerspruchs mitverhaftet und hat, als sie wieder freikam, wegen dieser unfreiwilligen Abwesenheit ihre Stellung verloren. Meine englische Sekretärin, Miß Plinke, erklärte, meine Gefangenschaft teilen zu wollen, und ihre Gegenwart, ihr Mut und ihre Aufopferung trugen viel dazu bei, mir die langen, angstvollen Tage zu erleichtern. Man erklärte uns, wir befänden uns alle in geheimer Haft und dürften mit niemand in Verbindung treten; die einzigen Briefe, die ich abschicken konnte, durften an niemand als an den Justizminister, den Staatsanwalt Bessarabow oder an den Vorsitzenden des Soldatenrats gerichtet sein; diese Briefe mußten von den wachthabenden Matrosen gelesen werden, um die Zulässigkeit meiner Korrespondenz zu prüfen. Da aber die meisten nicht lesen konnten, war die Forderung lächerlich.

„Zerstören Sie das Telephon am Bett der Gräfin, durch das sie jeden Morgen Rußland verrät, indem sie mit dem

deutschen Botschafter und mit Kaiser Wilhelm spricht", rief der Student. Groß war die Enttäuschung aller, als meine Leute erklärten, daß weder am Bett der Gräfin noch in der ganzen Etage ein Telephon vorhanden sei. Die Gräfin, die aus einer fernen Zeit stamme, in der es noch kein Telephon gab, habe sich an dasselbe nicht gewöhnen können und benütze es persönlich niemals, sondern vertraue ihre politischen Geheimnisse, wenn es solche gebe, dem Portier und den Lakaien an.

Am zweiten Morgen meiner Gefangenschaft betraten die Matrosen mein Zimmer, als ich noch im Bett lag, und der Unteroffizier machte mir die unerwartete Eröffnung, sie hätten gehört, daß ich gut Billard spiele, und sie verlangten, daß ich aufstehe und mit einem jeden von ihnen eine Partie mache. (Da ich wegen Bronchitis für Monate ans Haus gefesselt war, hatte mir der Arzt als Gymnastik das Billardspiel angeraten, und ich hatte darin eine gewisse Geschicklichkeit erreicht.) Ich antwortete den Matrosen: „Da ihr an Wahlen schon gewöhnt seid, so sammelt euch im Korridor und wählt unter euch drei Delegierte. Mit denen werde ich drei Partien spielen, aber nicht dreiunddreißig." Dieser Gedanke leuchtete ihnen ein. Ihre Verhandlungen dauerten wenigstens eine Stunde, und immer noch konnten sie nicht einig werden. Sie hatten entschieden parlamentarische Instinkte. Endlich waren die drei Abgeordneten erwählt, ich hatte mich unterdessen angezogen, und wir gingen in die Bibliothek, wo ich drei Partien mit ihnen spielte und alle drei gewann. „Genug für heute," sagte ich, „morgen spiele ich mit der Wache, die euch ablösen wird." Im Grunde war ich selber ganz zufrieden, mir etwas Bewegung machen zu können. Diese Partie konnte jedoch nie ihre Fortsetzung finden, da die „Vertreter der Flotte" vor dem Weggehen alle Billardkugeln gestohlen hatten.

Die Tage zogen sich hin, am schwersten war die große Ungewißheit zu ertragen. Ich bekam Zeitungen, in denen ich oft gegen mich gerichtete Artikel fand; die Presse fuhr fort, die Volksleidenschaften zu erregen, indem sie mich aller möglichen Verbrechen beschuldigte. Die Matrosen wechselten täglich, sie waren stets berauscht, aber weniger vom Alkohol als vom Bewußtsein ihrer neuen Freiheit und Wichtigkeit. Ihr Benehmen mir gegenüber war sehr verschieden; es gab unter ihnen sanfte Leute, die nichts von der Lage verstanden; sie verbrachten ganze Tage damit, Bilder zu betrachten, das Grammophon spielen zu lassen und ihre Lieder zu singen; auch liebten sie es, sich von mir zeichnen zu lassen, und sagten, sie würden diese Porträte nach Hause in ihr Dorf schicken. Dieses gemächliche, ruhige Leben gefiel ihnen im Grunde sehr gut. Zuweilen sagte ich ihnen, es sei eine Schande, daß 33 baumlange Kerle mich alte 70jährige Frau bewachten, während ihre Anwesenheit im Felde so unumgänglich notwendig wäre. „Die Alte hat im Grunde nicht unrecht", antworteten einige von ihnen. „Du wirst nicht nach deiner Meinung gefragt," warf der Unteroffizier ein, „wenn wir so zahlreich sind, so ist es deshalb, weil der Arbeiterrat sie für sehr gefährlich hält."

Zuweilen baten sie darum, meine Hände ansehen und befühlen zu dürfen, und verhandelten ruhig in meiner Gegenwart darüber, ob ich wohl mit diesen Händen aus einem Maschinengewehr hätte auf das Volk schießen können und kamen gewöhnlich zu dem Schluß, daß dies unmöglich sei. Einmal war sogar ein Freigeist unter ihnen, der einen Zweifel darüber aussprach, ob Kaiser Wilhelm in Berlin die Zeichen sehen könnte, die ich vom Dache meines Hauses ihm mit meinen Händen gemacht hätte.

Folgendes Beispiel gibt eine Schilderung ihrer Psycho-

logie. Eines Tages fragte ich einen jungen Matrosen mit sympathischem, sanftem Gesicht, ob er Leutnant Woronow kenne. „Woronow," sagte er, und sein Gesicht strahlte freudig auf, „versteht sich, daß ich ihn kenne, er war mein Offizier auf der kaiserlichen Jacht. Er war sehr beliebt unter uns, und wir mochten ihn alle gern, nicht wahr?" wandte er sich an seine Kameraden. „Gewiß, er war ein vorzüglicher Offizier und ein guter Vorgesetzter," bestätigten die anderen, „und wir waren glücklich, als wir hörten, er sei vor den Ereignissen auf Urlaub gegangen, denn wir wären gezwungen gewesen, ihn mit den anderen zu töten." — „Wie," sagte ich, „ihn töten? Wo ihr doch sagt, er sei ein guter Offizier gewesen und ihr hättet ihn alle geliebt?" — „Ach ja, wir liebten ihn sehr, aber wir hätten ihn trotzdem getötet, er war auf der Liste. Es war beschlossen, und wir hätten nicht anders handeln können." Der sympathische kleine Matrose erzählte mir darauf, während sein sanftes Gesicht plötzlich einen grausamen Ausdruck annahm, es gäbe zwei Kategorien von Offizieren, solche, die man einfach töte, und solche, denen man die Nase abschneide, ehe man sie töte." „Wie entsetzlich," sagte ich, „und weshalb?" — „Nun, das hat seinen guten Grund. Es gab Offiziere, die bei Schießübungen die Angewohnheit hatten, ihren Finger zuerst in den Flintenlauf zu stecken und ihn dann an unsere Nase zu halten: hinterließ der Finger einen Rußabdruck, so wurden wir bestraft. Eben diesen Offizieren beschloß man, die Nasen abzuschneiden!" — „Also das hat euch so tief beleidigt, daß ihr euch auf eine so grausame Weise gerächt habt?" — „Nein," sagte er einfach, „damals kränkte es niemand, man dachte nicht daran. Aber später," fuhr er, sich stolz aufrichtend fort, „haben wir verstanden, daß es eine Beleidigung unserer menschlichen Würde war." — „Ja, ja," wiederholten die Matrosen, „es

war eine Beleidigung unserer menschlichen Würde." Sie sprachen das aus wie eine auswendig gelernte Lektion.

Man fand, daß 33 Mann für meine Bewachung nicht genügten, es kamen daher noch 15 Soldaten des Regiments Wolhynien dazu, die sich in der Halle neben meinen Gemächern niederließen. Das Regiment Wolhynien hatte als erstes gemeutert und wurde damals von einem Einjährig-Freiwilligen kommandiert, der Kirpitschnikow hieß. Er hatte seinen Regimentskommandeur durch einen Revolverschuß getötet, weil dieser nicht zu den Aufständischen übergehen wollte; eine Heldentat, die General Kornilow durch das Georgenkreuz belohnte.

Die Matrosen waren wütend über die neuen Ankömmlinge, und die beiden Parteien gerieten in Streit; sie wurden handgreiflich — und es kam zu einer richtigen Schlacht. Nach einiger Zeit richteten die beiden Kommandeure eine neutrale Zone ein, die mein Schlafzimmer war. Die Soldaten des Regiments Wolhynien besaßen einen noch viel niedrigeren Bildungsgrad als die Matrosen, es waren einfach Tiere. Sie hatten im Treppenhaus ein Wettschießen veranstaltet, wobei die historischen Porträte der Familie Romanow ihnen als Zielscheibe dienten. Sie steckten brennende Zigaretten in die Augen der Kaiserin Elisabeth und schnitten der Kaiserin Katharina die Nase aus, sie entstellten das Bild von Kaiser Nikolaus I., ein wundervolles Porträt von Steuben, das Kaiser Nikolaus I. meinem Schwiegervater geschenkt hatte, und richteten jeden nur erdenklichen Schaden an.

In der Nacht wurde unsere Lage zwischen der Armee rechts und der Flotte links sehr kritisch. Ich schloß mich gewöhnlich mit Miß Plinke und zwei Kammerjungfern ein und verbarrikadierte unsere Tür durch übereinander gestellte Tische und Lehnstühle. Von Zeit zu Zeit

wurde das elektrische Licht in meinem Zimmer angedreht, dann erlosch es wieder, wir hörten leise Tritte, flüsternde Stimmen, den dumpfen Klang eines Bajonetts, das an unserer Türklinke bohrte, wir glaubten, unsere letzte Stunde sei gekommen. Das Fenster nach der Hofseite war weit geöffnet, und wir waren alle entschlossen, uns durch dasselbe hinauszustürzen, wenn diese Leute eindringen würden. Ich für meinen Teil hatte übrigens noch als ultima ratio Gift bei mir. Dieses Gift war für mich ein Lebenselixier, denn es gab mir das beruhigende Bewußtsein, den Qualen entgehen zu können, denen so viele erliegen mußten. Eine Nacht hatte mein Herz trotzdem keine Widerstandskraft mehr, und ich bekam einen schweren Anfall von angina pectoris, so daß selbst die Matrosen erschraken. Der Unteroffizier telephonierte an den Justizminister Perewersew, und dieser schickte mir einen Arzt.

Ich hatte während meiner Gefangenschaft an Kerensky geschrieben und ihn nur um dieses Eine gebeten: meinen Prozeß einzuleiten und mich vor einem Tribunal oder Untersuchungsrichter erscheinen zu lassen, damit ich mich rechtfertigen und auf die Beschuldigungen, die in der Luft schwebten, antworten könne; denn bis jetzt war gegen mich keine amtliche Anklage erhoben worden. Auf keinen meiner an Kerensky abgesandten fünf Briefe erhielt ich eine Antwort!

Ostern, das Friedensfest, rückte heran, und wir waren immer noch gefangen. Meine, durch die lange Haft verärgerten Dienstboten änderten zusehends ihre Haltung; auch trugen die Reden der Agitatoren, die ununterbrochen in meinem Ballsaal gehalten wurden und denen meine Leute unter dem wachsamen Auge der Soldaten beiwohnen durften, viel dazu bei. Sie standen alle seit langen Jahren

in meinem Dienst, ich hatte die einen verheiratet, die anderen getauft, die dritten erzogen, und wir bildeten eine Familie, deren Bande unauflöslich schienen. Jedoch wurden sie durch die lange Gefangenschaft, für die sie mich verantwortlich machten, bald verbittert und verlangten große Geldentschädigungen von mir. Es war traurig und komisch zugleich, wenn sie mich zum Frühstück oder Mittag in ihren mit roten Schleifen geschmückten Livreen bedienten und vor mir das Abc des revolutionären Wortschatzes auskramten. Einer von ihnen sagte mir, er wünsche den Weltfrieden ohne Annexionen und Kontributionen. Ich fragte ihn, was das bedeute, darauf anwortete er mir im Ton der Überzeugung, dies wären zwei ferne von Deutschen bewohnte unfruchtbare Inseln, auf denen kein Getreide wachse und die für Rußland ganz nutzlos seien; als Ersatz jedoch für dieselben würden die Verbündeten uns Konstantinopel geben, wo jeder ein Stück fruchtbaren Landes umsonst erhalten würde. Ich mußte immerwährend an Schillers Ausspruch denken, den er dem englischen Anführer Lord Talbot in den Mund gelegt hat: „Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!" — Lord Talbot hatte das Glück, unmittelbar darauf zu sterben. Wir aber mußten leben — zusammen mit Matrosen und Soldaten vom Regiment Wolhynien!

In der Osternacht, als wir mit Miß Plinke gerade schlafen gehen wollten, kamen zwei Matrosen in mein Zimmer und brachten mir einen Riesenkorb voll weißer Rosen, mit der Karte des Herrn Skirmunt, der jetzt polnischer Gesandter in Rom ist und ein häufiger, gerngesehener Gast meines Hauses gewesen war. Diese ritterliche, mutige Tat in solchem Augenblick wird meinem Herzen unvergeßlich bleiben; die schönen, duftenden Rosen haben mir eine außerordentliche Freude bereitet.

Die Stimmung ausnutzend, die das Osterfest und die von meinem Koch reichlich verabfolgten Kuchen und Braten auf die Matrosen ausgeübt hatten, war es der reizenden, kleinen Maggie, der Schwester von Miß Plinke, gelungen, zu uns zu dringen. Sie brachte einen frischen Windhauch mit sich und einige Nachrichten von größtem Interesse. Sie hatte meine Schwester gesehen; meine zärtliche, gute, so betrübte Schwester hatte Sasonow gesehen, Sasonow hatte Miljukow gesehen, dieser wiederum hatte Kerensky gesehen, und es erwies sich, daß allen meine Unschuld bekannt und meine Haft nur ein dem Pöbel gemachtes Zugeständnis sei. Ich würde sofort, sobald die Regierung auf festeren Füßen stände, befreit werden — falls man mich nicht vorher ermordet hätte.

Endlich, nach siebenwöchiger Gefangenschaft, kam Rybakow, der Kommissar unseres Stadtteils, ein Sozialrevolutionär, um mir meine Freiheit zu verkünden und meiner zahlreichen Leibwache den Befehl zu geben, mich zu verlassen. Sie taten es mit großem Widerstreben, da ihr Dienst ihnen sehr gefiel.

Einige Stunden später war meine Schwester bei mir, und viele Freunde besuchten mich. Von diesen erwähne ich vor allem die Gesandten von Schweden und Dänemark — meine teuren unvergeßlichen Freunde; die Grafen de Chambrun und de Robien, den Marquis de Villacinda, den guten treuen Issak Khan, Baron de Sweerts, den niederländischen Gesandten, und Monsieur und Madame Eugène Petit, dazu die beiden reizenden, von mir zärtlich geliebten Schwestern Helene Olive und Natascha Gortschakow mit ihren Männern, und noch viele andere.

Die Untersuchung.

Kerensky hatte keinen meiner Briefe beantwortet, daher kam ich auf den Gedanken, an Wladimir Nabokow zu schreiben. Er war Geschäftsführer der Duma; ich kannte ihn zwar wenig, aber sein Vater war mit dem meinigen befreundet gewesen, und ich bat ihn, mein Bittgesuch dem Diktator zu übermitteln. Ich erbat als Gunst (was im Grunde das Recht jedes Verbrechers ist), ich erbat eine strenge Untersuchung, denn ich wußte, daß diese Untersuchung die beste Antwort an meine Verleumder sein würde. Diese Untersuchung wurde durch den Hohen Gerichtshof auch angeordnet, aber ich selbst nie aufgefordert, dort zu erscheinen. Hingegen wurde meine ganze Dienerschaft, Männer sowie Frauen, verhört. Meine Verwalter mußten Rechenschaft über meine Existenzmittel ablegen. Mein Notar mußte seine Bücher bringen, und einige Personen, die mein Haus besuchten, wurden verhört.

Zum großen Verdruß des Untersuchungsrichters stellte es sich heraus, daß ich niemals einen Heller aus dem Auslande erhalten hatte, sondern im Gegenteil alle drei Monate Geld an meine Tochter nach Italien und an meinen Schwiegersohn nach Frankreich schickte, daß ich im Gegensatz zu vielen meiner Landsleute nicht eine Mark in Deutschland besaß und daß ich keinen Briefwechsel, auch nicht den unschuldigsten, in den feindlichen Ländern unterhielt. Die seltsamsten Fragen wurden gestellt: So fragte man Graf L. M., ob er wüßte, weshalb König Manuel von Portugal bei mir gespeist hätte, und ob er nicht glaube, dies sei ein Beweis dafür, daß

ich mit der Gegenrevolution in Portugal sympathisiere. Miß Plinke, in der man hoffte eine Deutsche zu finden, entpuppte sich zur größten Enttäuschung der Richter als Vollblut-Engländerin. Man fragte sie, ob ihre englischen Empfindungen während der 16 Jahre, die sie bei mir war, nicht verletzt worden wären. „In keiner Weise," antwortete sie, „wir lasen mit der Gräfin immer englische Bücher, und die Gräfin liebte viele Personen sehr, die sie in England kennengelernt hatte."

Endlich mußten sie mir höchst unbefriedigt ein Zeugnis ausstellen, daß keine einzige Anklage gegen mich vorliege. Ich versuchte, dieses Zeugnis drucken zu lassen, aber die Redaktionen, die es mit der Veröffentlichung von Verleumdungen so eilig hatten, wollten meine Rechtfertigung nicht wiedergeben. Der Vertreter der Presse in der Duma hatte entschieden recht gehabt.

Bolschewiken und Frauenbataillon.

Der deutsche Generalstab ließ im Frühjahr 1917 in einem plombierten Wagen die zukünftigen Führer der bolschewistischen Regierung über Finnland nach Rußland gelangen. Die Deutschen waren damals unsere Feinde und schickten uns die Bolschewiken, wie sie uns Tanks und giftige Gase geschickt hätten. Alle kriegführenden Nationen glaubten im Recht zu sein, die Armeen der Gegner zugrunde zu richten. Alle gaben große Summen zu diesem Zweck aus, und wenn das nicht gelungen ist, so trug nicht der Mangel an gutem Willen die Schuld daran.

Aber ist die Gegenspionage aller Länder, die unglücklicherweise so viele Anhänger unter unserer in Armut verfallenen Jugend zählt, nicht giftiger und gefährlicher als

das Gas? Sie zerstört die Seele noch mehr als die Gase den Körper! Unentbehrlich im Kriege, werden diese Organisationen unheilvoll in Friedenszeiten. Um ihre Stellung nicht zu verlieren, führen die Offiziere der Gegenspionage, wenn es an Material mangelt, diejenigen, denen sie dienen, oft irre. Ich habe noch im vergangenen Jahr diese Erfahrung gemacht. Ich lebte schon seit 18 Monaten friedlich in Baden, inmitten eines Freundeskreises von Flüchtlingen, als wir eines Tages eine in vielen Zeitungen erschienene Mitteilung über ein Interview lasen, das ich in Dorpat, wo ich nie im Leben gewesen bin, erteilt haben soll, und in dem die glänzende Einbildungskraft des Korrespondenten mich eine weiße Armee bilden ließ.

Damals waren die Lebensmittel in Deutschland noch rationiert und mein Geld sehr spärlich, so daß ich es mir überlegen mußte, ehe ich die Wahl traf zwischen einem Kalbskotelett und einer, vielleicht weniger teuren, Scheibe Schinken, und ob ich mir ein halbes Dutzend Handschuhe kaufen könnte oder diese Ausgabe auf den nächsten Monat verschieben müßte — und mir sollte es in den Sinn kommen, eine Armee zu füttern und zu kleiden!

Der junge Offizier, der diesen Bericht erstattete, schmeichelte mir, denn er sah meine Fähigkeiten durch ein Vergrößerungsglas. Er hat aber ebenso sicher an jenem Tage die Regierung, von der er bezahlt wurde, bestohlen.

Ein Teil der Bevölkerung empfing die Bolschewiken in Petrograd mit Musik und großer Begeisterung. Lenin bemächtigte sich sofort des Hauses der Tänzerin Kschesinskaja (jetzt Gemahlin des Großfürsten Andrei Wladimirowitsch), das gegenüber der Peter-Pauls-Festung liegt, und der am Ufer der Newa gelegenen prächtigen Villa Durnowo. Er richtete im Hause der Kschesinskaja seinen Stab ein, und hier entwickelte sich unter den nachsichtigen, um nicht zu

sagen wohlwollenden Augen Kerenskys und der anderen, ebenso blinden, wie ohnmächtigen Machthaber, die unheilvolle Propaganda. Die Kschesinskaja und Durnowo setzten Himmel und Erde in Bewegung, um mit Hilfe des gewandten, klugen Advokaten Chessin so viel zu erreichen, daß der damalige Justizminister Perewersew, ein Sozialrevolutionär, erklärte, da das Privateigentum noch nicht abgeschafft sei, so hätte man vorläufig noch nicht das Recht, sich bei anderen niederzulassen. Das Endresultat war jedoch nicht die Ausweisung Lenins, was nach dem Urteilsspruch logisch gewesen wäre, sondern die Verabschiedung des Ministers Perewersew. Wie man sieht, hat die bürgerliche Provisorische Regierung von 1917 der Propaganda der bolschewistischen Idee kein Hindernis in den Weg gestellt. Durch den Tagesbefehl Nr. 1, der von Steklow und Tscheidze unterzeichnet wurde, und besonders durch die Veröffentlichung der „Rechte der Soldaten", die durch den Verräter Poliwanow, den früheren Kriegsminister, ausgearbeitet und verfaßt wurden, war der Bolschewismus in die Armee gedrungen und hatte dort sein Zersetzungswerk vollbracht.

Die Deutschen hätten nie dies Resultat erzielt, wenn nicht die Kadetten und die Sozialrevolutionäre diese Aufgabe auf sich genommen hätten.

Im Laufe meiner Berichte über die Revolution mußte ich so viele unmenschliche, häßliche Seiten aufdecken, daß ich glücklich bin, auch in den Reihen unserer revolutionären Feinde Taten von Selbstverleugnung und Heldenmut zu verzeichnen, und zwar von seiten der russischen Frau, die beherzter ist als der Mann. Sie hat diese Beweise ihres Muts während des Kampfes der Truppen der Provisorischen Regierung mit den Bolschewiken reichlich geliefert.

Es war in der Nacht des 25. Oktober 1917. Wie sehr erinnere ich mich dieser Nacht! Meine Schwester hatte den

Grafen Ruggieri von der italienischen Militärmission gebeten, sich nach mir zu erkundigen. Er hatte dabei sein Leben aufs Spiel gesetzt und war im Kugelregen durch die Stadt gegangen, um mich in meinem Absteigequartier Ecke der Moika, zwei Schritte vom Winterpalais, aufzusuchen. Es war gerade der Augenblick, in dem die Bolschewiken die Truppen von Kerensky angriffen. Ununterbrochen hörte man Flintenschüsse und den Lärm der Maschinengewehre, während der Kanonendonner dieses Höllenkonzert, das viele unserer Fenster zersplitterte, übertönte. Meine vor Angst zitternde Dienerschaft hatte sich im Keller versteckt, während Miß Plinke, meine treue Gefährtin, und ich, die wir seit acht Monaten durch solche Vorgänge abgehärtet waren, fast gleichgültig dem Tod ins Auge sahen.

Kerensky hatte die Verteidigung des Winterpalais und seiner Person dem Frauenbataillon und den Zöglingen der Militärschulen anvertraut, also Jünglingen und jungen Mädchen! Letztere gehörten den intellektuellen Klassen an. Es waren meistens Besucherinnen der höheren Schulen. Sie gaben vergeblich ihren männlichen Kameraden das Beispiel militärischer Pflichterfüllung und Todesverachtung. Der Fahnenträger des Bataillons war die Tochter des Admirals Skrydlow, des Helden von 1877. Sie gehörte einer sehr bekannten Familie an und war eine große Schönheit. Die Junker, so nennt man bei uns die Offiziersaspiranten, waren vielfach bereits von der allgemeinen Zersetzung und Auflösung verseucht; anstatt zu gehorchen, räsonnierten sie, anstatt zu kämpfen, befaßten sie sich mit Wahlen und steckten als erste die weiße Fahne auf, um sich den Bolschewiken zu ergeben. Die Frauen dagegen, deren Zahl gegen tausend betrug, wurden alle auf ihren Posten getötet oder verwundet, und als die roten Horden ins Winterpalais ein-

drangen, schleppten sie die zuckenden Frauenkörper in die Kasernen, um sie zu schänden und ihnen dann das Leben zu nehmen.

Während diese jungen Mädchen mit Löwenmut für Kerensky starben, war er, der Diktator, ohne dieser vergeblichen Opfer zu achten, längst geflohen. Für mich, als Frau, sind diese Seiten mit die dunkelsten in Kerenskys Geschichte. Ich möchte noch hinzufügen, daß dieses Frauenbataillon, in dem bis zum letzten Tage Disziplin und kriegerischer Geist herrschten, nichts Gemeinsames mit den zahlreichen Frauen hatte, die in den bolschewistischen Regimentern zusammen mit den Männern dienten und die außer ihrem Soldatenberuf noch einen anderen, weniger rühmlichen Beruf ausübten. Viele von ihnen wurden durch die gute Nahrung, den hohen Sold und das ungebundene Leben angezogen.

Hier, wie überall, hat es Ausnahmen gegeben, aber im allgemeinen haben diese Frauen sich durch perverse Grausamkeit ausgezeichnet.

Meine Flucht ins Ausland.

Das Leben wurde Ende 1918 so unerträglich in Petrograd, daß ich die Möglichkeit suchte, „Sowdepien"* zu verlassen. Die bolschewistische Regierung hatte die Bedingungen veröffentlicht, denen eine Abreise unterworfen war, und ich dachte gut daran zu tun, alle diese Forderungen und Formalitäten zu erfüllen, da ich durch diesen Gehorsam einen offiziellen Paß erlangen zu können erhoffte. Zuerst mußte ich mich an das „Armutskomitee" wenden, das kürzlich eingerichtet war. Diese neuen Herren sollten die bürgerliche Welt beaufsichtigen. — Darauf mußte man zum Arbeiterrat gehen und später die Erlaubnis des Soldaten- und

* Abkürzung von „Sowjet der Deputierten usw.".

Matrosenrats einholen. Dies nahm viele Tage in Anspruch und leerte meine Taschen, denn die Droschken, die überhaupt damals sehr selten waren, verlangten 100 Rubel für eine Fahrt, und ich kehrte jedesmal ganz erschöpft zurück, um am nächsten Tage von neuem zu beginnen. Nachdem ich mich von einem Kommissariat zum anderen geschleppt hatte und überall scharf abgewiesen worden war, nicht nur von seiten der allmächtigen Kommissare, sondern auch von den Stenotypistinnen, die gewöhnlich feindselige, freche Jüdinnen waren und sich hochmütiger und wichtiger benahmen als die Präsidenten des Ministerkomitees unter dem alten Regime, wichtiger sogar als die Präsidenten der Duma — und Gott weiß, wie wichtig diese letzteren taten! — Nach alledem kam ich endlich — wie ich dachte — zum Schlußakt! — Dies war die ärztliche Untersuchung.

Alle, die sich um eine Erlaubnis zur Reise ins Ausland bewarben, mußten sich von einer Kommission bolschewistischer Ärzte untersuchen lassen. Die Atteste von berühmten Professoren und Spezialisten galten gar nichts. Fünf Tage hintereinander ging ich erfolglos in dies neue Kommissariat, ohne an die Reihe zu kommen. Wir waren so zahlreich, und ich mußte mich in Geduld üben, dieser Tugend, die so unerläßlich ist für die Unglücklichen, die der neuen Freiheitsära unterworfen sind. Die Wartezimmer waren klein, die Luft in denselben zum Ersticken und sicher voll von Bazillen, denn alle Krankheiten waren da vertreten; mancher, der mit einer leichten Unpäßlichkeit hinkam, verließ das Wartezimmer mit einer lebensgefährlichen Krankheit. Die geringste Frage wurde von den bolschewistischen Bureaukraten mit einer Beschimpfung beantwortet. Ich war schon ganz entmutigt, als sich die Tür für mich und noch fünf Personen öffnete und wir uns vor einem Areopag von fünf Sowjet-Ärzten befanden. Ein

„towaristsch" (Genosse) mit langen schmierigen Haaren und einer bebrillten Nase, die ihre semitische Abstammung stark verriet, saß an einem besonderen Tisch — es war augenscheinlich der Kommissar — und sagte uns in barschem Ton: „Ziehen Sie sich aus!" als ob wir Rekruten vor einer Ärztekommission wären. Wir halfen uns gegenseitig unsere Kleider aufknöpfen, und bald darauf war eine jede von uns in den Händen eines Arztes; dieser befühlte unseren Puls, untersuchte unser Herz, reckte jedes unserer Glieder und nahm die sonstigen gewöhnlichen Prozeduren vor. Ich muß den fünf Ärzten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie alle wohlwollend und voll Mitgefühl waren und unglücklich über die ihnen auferlegte Pflicht zu sein schienen. Sie untersuchten uns mit dem möglichsten Zartgefühl. Der Kommissar drängte sie in gehässiger Weise, in einem Ton, der durchaus nicht höflich war, schneller zum Abschluß zu kommen. Der Arzt entdeckte bei mir alle möglichen Krankheiten, selbst solche, an die ich nicht zu denken gewagt hätte, und stellte mir ein mehr als befriedigendes Zeugnis aus. Diesem zufolge konnte ich nur noch einige Monate leben. Ich ging fast freudig fort. Zweifellos würde ich meine Freiheit erhalten.

Am folgenden Tage begab ich mich in das Kommissariat für auswärtige Angelegenheiten. Nach langem Warten an zahlreichen Schaltern inmitten einer dichtgedrängten Menge empfing mich endlich der Kommissar für auswärtige Angelegenheiten, ein junger Grusier, Lorkipanidse, der wie ein Athlet aussah und mir trocken sagte, er würde meine Akten durchsehen. Dieser Lorkipanidse hatte einige Tage vorher der Fürstin Paley, der Gemahlin des Großfürsten Paul, einen Faustschlag auf die Brust versetzt, als sie sich in einer Angelegenheit an ihn wandte. Das waren die neuen Formen der russischen Diplomatie: statt

der doppelsinnigen, so oft kritisierten Phrasen der Diplomaten — ein Faustschlag: es war wenigstens klar und bot zu keinem Mißverständnis Anlaß.

Einige Tage darauf brachte ein Rotgardist mir um 7 Uhr abends einen Papierwisch, auf dem der Befehl gekritzelt war, mich bei Uritzky auf der Gorochowaja einzufinden, wo mir mein Paß ausgehändigt werden würde. Uritzky war der Vorsitzende einer Art von „Comité de Salut Public". Sein Name ließ uns ebenso erzittern, wie derjenige von Fouquier-Tainville unseligen Andenkens seinerzeit die französischen Aristokraten zittern ließ. Trotzdem erfüllte mich diese Vorladung doch mit großer Freude, da im Papier ausdrücklich gesagt war, ich würde bestellt, um meinen Paß in Empfang zu nehmen. Ein Umstand jedoch beunruhigte mich: ich war zu 12 Uhr mittags bestellt und erhielt das Papier um 7 Uhr abends am selben Tage. Ich war unschuldig an dieser Unpünktlichkeit, aber da man jeden Vorwand benutzte, um eine Schuld an den oberen Klassen zu finden, war ich unwillkürlich sehr besorgt. Lange vor der angesagten Zeit begab ich mich am nächsten Tag auf die Gorochowaja, fand jedoch die Straße gesperrt: eine große Truppenabteilung umgab die alte Polizeipräfektur, die Uritzky bewohnt hatte.

Uritzky war gerade ermordet worden! — Niemand bedauerte dies mehr als ich, denn ich begriff sofort, daß der Terror immer furchtbarer werden würde und meine Reise ins Ausland gefährdet sei. Am nächsten Tage wurden unsere Freunde, der Fürst und die Fürstin Melikow verhaftet, weil der Mörder Uritzkys, ein jüdischer sozialrevolutionärer Student Kannegießer, zufällig das Haus betreten hatte, das sie bewohnten. Ich traf selbst eine Abteilung Soldaten auf der Straße, die eine Gruppe von Frauen ins Gefängnis abführten, und unter diesen erkannte ich die arme

Fürstin Melikow, ein kleines Paket mit Wäsche in der Hand. Einige Tage darauf sah ich eine andere Gruppe von Gefangenen, und unter ihnen bemerkte ich unsere gewöhnlichen Bridge-Partner, Oberst Graf Loris Melikow und General Graf Tatischtschew. Die Frau des letzteren, die Tochter der Oberhofmeisterin Naryschkin, folgte schluchzend diesem traurigen Zug. Graf Tatischtschew wurde bald darauf erschossen. Graf Loris Melikow soll noch bis jetzt, wie man sagt, in einem Gefängnis in Moskau schmachten.

Einen Augenblick dachte ich, meine letzte Stunde sei gekommen, denn die beiden erkannten mich, blieben einen Moment stehen, riefen mich beim Namen und sagten laut: „Man führt uns in die Festung!" Die Soldaten drohten mir mit den Kolben, aber sie waren in Eile und zogen vorüber. Dieses ereignete sich zwei Schritte vor meiner Wohnung in der Millionnaja. Ich eilte sofort in die dänische Gesandtschaft nebenan, wo Engel des Trostes wohnten, deren vielfache Hilfeleistungen und große Güte unmöglich alle aufgezählt werden können, nämlich Frau von Scavenius und Herr von Scavenius, der sofort Schritte unternahm, um den Versuch zu machen, die Unglücklichen zu retten.

Eine Woche später entschloß ich mich, mit dem Papierwisch in der Hand, die Präfektur aufzusuchen, um, wenn irgend möglich, etwas über mein Schicksal in Erfahrung zu bringen. Nach vielen Schwierigkeiten und Verhören an verschiedenen Stellen erhielt ich schließlich die Erlaubnis, mit den anderen Bittstellern anzustehen; man sagte mir, ich würde, wenn ich an die Reihe käme, vom Genossen Josselewitsch, dem Gehilfen Uritzkys, empfangen werden. Ich wurde in den Speisesaal geführt, in dem ich oft bei der Fürstin Obolensky, der Frau des letzten Stadthauptmanns der alten Regierung, gespeist hatte. Dieser elegante Saal,

der die Blüte der Petersburger Gesellschaft vereinigt hatte, war eine Kloake geworden, das Parkett war so vollgespien, daß man nicht wußte, wohin man den Fuß setzen sollte. Die zerbrochenen, staubbedeckten Möbel gaben ein getreues Bild des jetzigen Rußland. Der einzige Zeuge der Vergangenheit, ein alter, ausgehungerter, trauriger Kurier, erkannte mich und flüsterte mir schmerzlich zu: „Welch eine Zeit, mein Gott, welch eine Zeit!"

Nach vielen Stunden des Wartens, die ich mit vielen anderen in diesem Raum verbrachte, wo einer dem anderen mit Mißtrauen begegnete und kaum mit ihm zu sprechen wagte, sah ich Hunderte von Gefangenen zwischen Soldaten, die ihnen Kolben- und Faustschläge erteilten, den Saal durchschreiten. Ich wußte nicht, woher diese Leute kamen und wohin man sie brachte. Ich war sehr überrascht, unter ihnen fast gar keine Gebildeten zu sehen. Es waren Leute aus dem Volk, hauptsächlich Köchinnen, Bauern, Krämer. Der Lärm war fürchterlich, denn alle brüllten gleichzeitig und erwiderten mit Geschrei und Fluchen die Püffe und Fußtritte, die man ihnen reichlich erteilte. Ich konnte mir diese vielen Verhaftungen einfacher Leute nur als Folge von Denunziationen erklären, die damals sehr beliebt waren und durch die Sowjetregierung sehr begünstigt wurden. So endigte ein Streit zwischen zwei Droschkenkutschern oder zwei Wirtinnen, die sich früher durch einige Schimpfworte ausgetobt hätten, jetzt gewöhnlich mit einer Denunziation. Zuweilen denunzierten die beiden Streitenden sich gegenseitig, und beide Teile wurden sofort verhaftet; manchmal wurden sie wieder befreit, zuweilen aber auch erschossen, das hing ganz vom Zufall oder von mehr oder weniger Glück ab.

Endlich nach vier Stunden kam ein Türhüter zu mir und sagte: „Jetzt sind Sie an der Reihe. Der Genosse Josse-

lewitsch wird Sie empfangen." Von Josselewitsch war mir bekannt, daß er einige tausend Todesurteile auf seinem Gewissen hatte, und ich konnte mich eines Gefühls der Erregung nicht erwehren bei dem Gedanken, diese grausame Persönlichkeit jetzt zu sehen. Ich trat in das ehemalige Arbeitszimmer des Fürsten Obolensky, das ich so gut kannte. Am Schreibtisch sah ich die schmale Silhouette eines Jünglings in blauseidener Bluse mit einem Ledergürtel. Er kehrte mir den Rücken und schien etwas auf dem Tisch zu suchen: als ich seiner Hand folgte, erblickte ich meine Akten. Er kehrte sich um, und ich befand mich einem kleinen, eher hübsch zu nennenden Juden gegenüber, der ein kluges, zynisches Knabengesicht hatte und kaum 17 oder 18 Jahre alt zu sein schien. Später erfuhr ich, daß er 21 Jahre alt war. Ich hatte kaum Zeit, die Betrachtung anzustellen, daß die Bolschewiken wohl recht junge Sekretäre in ihrem Dienste hatten, als der junge Mann im Lehnstuhl versank und mir mit der Geste eines Machthabers ein Zeichen gab, neben ihm Platz zu nehmen.

„Sind Sie die ehemalige Gräfin Kleinmichel?" fragte er mich. „Ja," sagte ich, „und wer sind Sie?" — „Ich bin der Genosse Josselewitsch. Weshalb wollen Sie ins Ausland reisen?" fuhr er fort. „Alle meine Gründe sind im Gesuch dargelegt, das Sie in Händen halten. Seit 1913 hatte ich nicht die Gelegenheit, eine Kur im Auslande zu brauchen, und ich muß mich unbedingt behandeln lassen." — „Wie alt sind Sie?" — „Wie Sie sich durch mein Taufzeugnis überzeugen können, bin ich 72 Jahre alt." Er brach in ein häßliches Gelächter aus. „Wie, Sie sind 72 Jahre alt und wollen noch leben? Sie leben schon 2 Jahre zu lange auf dieser Erde. Es ist eine Frechheit von einer Frau, länger als 70 Jahre leben zu wollen." Ich antwortete nichts, stand auf und lenkte meine Schritte zur Tür. Er rief mich zurück. „Wollen Sie sich noch einen Augenblick setzen," sagte er, „ich habe

Ihnen einen Vorschlag zu machen. Es gibt eine Möglichkeit für Sie, Ihren Paß zu erlangen, worauf es Ihnen sichtlich so sehr ankommt." — „Welche?" fragte ich. „Mir scheint, ich habe alle Bedingungen Ihrer Regierung erfüllt." — „Bringen Sie mir die Adresse von Frau Wyrubowa, der Freundin der Zarin, die sich, wie wir wissen, in Petrograd versteckt hält und deren wir nicht habhaft werden können, und ich verspreche Ihnen, Ihrer Reise keine Hindernisse in den Weg zu legen. Sie werden Ihren Paß sofort erhalten. Aber Sie müssen wissen, daß dies das einzige Mittel für Sie ist, Petrograd zu verlassen." — „Ich gedenke nicht meinen Paß durch eine Niedertracht zu kaufen," antwortete ich ihm, stand auf und richtete zum zweitenmal, ohne mich umzukehren, meine Schritte zur Tür. „Niedertracht, welch großes Wort", sagte er in ironischem Ton. „Sie müssen wissen, daß viele Ihrer Bekannten ihren Paß mit diesem Preis bezahlt haben." — „Ich will es nicht glauben," sagte ich, „jedenfalls werde ich diese Zahl nicht vergrößern." — „Wie Sie wollen," sagte er mir, „wir werden die Wyrubowa schon ohne Sie finden, aber wenn Ihnen etwas Unangenehmes zustößt, dann beschuldigen Sie sich nur selbst, ich habe Sie gewarnt. Sie sind von dem Holz, aus dem man Geiseln macht, und wir haben Platz für Sie." Seine drohende Stimme gellt noch jetzt in meinen Ohren.

Nachdem ich diesen Ort der Tränen verlassen hatte, ging ich in die schwedische Gesandtschaft, um den Geschäftsträger, Baron von Koskull, aufzusuchen und ihm das Ergebnis meiner Besprechung mitzuteilen. Ich bat ihn, Madame Wyrubow vor der Gefahr zu warnen, die sie bedrohte. Einige Tage später kehrte General Brandström aus Schweden zurück und sagte mir, er würde versuchen, mich aus den Händen der Bolschewiken zu reißen. Nach zwei

Wochen waren seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt; der Kanzleibeamte, Herr Lundberg, brachte mir meinen von dem furchtbaren Josselewitsch unterzeichneten Paß. Ich begab mich noch am selben Tage auf ein kleines schwedisches Schiff und verließ Rußland, um es wahrscheinlich nie mehr wiederzusehen.

Josselewitsch hat sich in dieser Angelegenheit als Schurke benommen: er hatte nicht vorausgesehen, daß ich mich sofort einschiffen würde, und schickte noch am selben Abend einen Trupp Rotgardisten, um mich zu verhaften und ins Gefängnis abzuführen, wo ich sicherlich, in Anbetracht meiner Jahre und meines Gesundheitszustandes, mein Leben rasch beschlossen hätte. Dieses erzählte mir meine Sekretärin, Miß Plinke, einige Monate später; sie war damals im Begriff, nach meiner Abreise meine Papiere zu ordnen. Das wenige, was ich noch besaß, wurde an jenem Tage gestohlen, und alle Papiere von den Rotgardisten weggenommen. Miß Plinke entging der Verhaftung nur, weil sie Engländerin war.

Meine Schwester, mein Neffe Graf Alexander Keller und dessen reizende kleine Frau waren einen Monat vor mir über Finnland geflohen. Man wollte auch sie am Tage ihrer Abreise verhaften. Als die Soldaten sie nicht zu Hause fanden, zertrümmerten sie die ganze Wohnung. Sie waren durch die Enttäuschung, den Käfig leer gefunden zu haben, so in Wut versetzt, daß sie eine Etage höher stiegen; da fanden sie den alten Artilleriegeneral Schtscherbo-Neffedowitsch, der dort mit seinen drei Söhnen wohnte, von denen zwei verheiratet waren, und verhafteten die ganze Familie. Eine Woche darauf wurden der General und seine drei Söhne erschossen. Das waren die Sühneopfer für die Manen Uritzkys.

Eine Jagd in Neudeck. Kaiser Wilhelm II.

Nachdem ich im April 1919 aus Petersburg geflohen und mehrere Monate in Stockholm zugebracht hatte, erhielt ich die Einreiseerlaubnis nach Deutschland und war sehr bewegt, als ich am Tage meiner Ankunft in Berlin meine treue, gute Landsmännin, die Fürstin Nina von Donnersmarck, deren Güte und Zärtlichkeit mein Herz erwärmten, umarmen konnte. Seelenwärme, Selbstverleugnung und Mitleid für das Unglück anderer waren die Kennzeichen dieser wunderbaren Frau, deren ganzes Denken ihren Nebenmenschen gehört. Jede Stunde ihres Tages ist eine Stunde der Aufopferung und Nächstenliebe. Dieses gebrechliche, schwache Wesen, das ein Windhauch umblasen könnte, ist körperlich zart und weiblich, besitzt aber einen männlichen Mut im Ertragen ihrer eigenen physischen Leiden und eine große Todesverachtung.

Da sie alle kannte, die ich gekannt habe, und da sie Menschen und Dinge in der gleichen Weise beurteilte wie ich, ohne Vorurteil noch Voreingenommenheit, so war es für mich ein großer Trost, ihr unseren ganzen Leidensgang zu erzählen, und vor ihren Augen das Bild unseres Jammers zu entrollen. Ein schmerzliches Gefühl ergriff mich, als ich den hervorragenden Mann, dessen Schutzengel sie so lange gewesen war, nicht mehr an ihrer Seite sah, den edlen Fürsten Guido von Donnersmarck, diesen Staatsmann, der ein so aufrichtiger und überzeugter Freund Rußlands war. Seine Söhne, die ich von Kindheit an kannte, empfingen mich aufs herzlichste. Fürst Guidotto hatte nicht nur den Titel und die Besitzungen seines Vaters

geerbt, sondern auch die Ähnlichkeit seiner Züge, sein stattliches Aussehen, den Tonfall seiner Stimme und sein schlichtes, zuvorkommendes Wesen. Graf Kraft war noch immer derselbe schöne, schlanke Jüngling, den wir alle bewunderten und liebten; die Kriegsjahre voll Entbehrung und voll von körperlichen und moralischen Leiden hatten jedoch in seinem Auge eine Spur von Melancholie hinterlassen.

Ich fand bei Nina einen großen Freundeskreis vor, von dem ich während der fünf Kriegsjahre gar nichts gehört hatte. Freiherr von Stumm, der frühere Botschafter in Madrid, der seit vierzig Jahren mein Freund war, dessen große Kenntnisse, Geist und Liebenswürdigkeit von Freund und Feind anerkannt wurden; vorausgesetzt, daß es überhaupt denkbar ist, daß dieser wohlwollende, zuvorkommende, bei allen beliebte Mann Feinde gehabt hat. Seine Tochter, die Fürstin Maria Hatzfeld, ist eine außergewöhnlich harmonische Natur; ich kannte sie schon als Kind von Holzhausen her, einem der herrlichsten Edelsitze Deutschlands, später sah ich sie als junges Mädchen in der prachtvollen Villa Rusciano wieder und war glücklich, sie vergangenes Jahr in Baden anzutreffen. Ihr Mann, Fürst Hatzfeld-Wildenburg, ist ebenfalls der Sohn alter Freunde.

Ich will hier noch Herrn Guido von Nimpsch erwähnen, der, ein reizender Causeur, so viele Menschen und Dinge kennt; dann den liebenswürdigen, vornehmen Grafen von Rantzau, Baron von Reischach und seine Frau, geborene Prinzessin Ratibor, Graf und Gräfin August von Eulenburg, deren Tochter und Schwiegersohn Wilhelm von Schweinitz, einen Sohn des Botschafters von Schweinitz, der ein Freund meiner ersten Jugend war und den ich nun als Vater von vier Kindern wiedersah. Alle nahmen

17*

mich überaus herzlich auf. Unsere Unterhaltung aber war leider nur ein Austausch von Schmerzen.

Zwei Jahre vor dem Kriege war ich von den Donnersmarcks auf Schloß Neudeck in Schlesien geladen. Neudeck ist ein von einem sehr großen Park umgebenes herrliches Schloß, das mit königlichem Reichtum ausgestattet ist; der Luxus der Ställe, der Livreen, die Auserlesenheit der Tafel, dies alles stand im Verhältnis zum ungeheuren Reichtum des Schloßherrn. Kaiser Wilhelm kam damals mit zahlreichem Gefolge zur Jagd dorthin. Er war heiter, schlicht und guter Laune, schien sich an allem zu erfreuen und machte den Eindruck, gewissermaßen seine Ferien zu genießen. Außer dem Gefolge ihres erlauchten Gastes und den schlesischen Zivil- und Militärbehörden luden Donnersmarcks noch folgende Personen ein: den Herzog von Ratibor, den Prinzen und die Prinzessin Otto Wittgenstein, den Grafen Goertz, den Prinzen Hohenlohe-Koschentin, Herrn und Frau von Meister, den Grafen und die Gräfin Siersdorf und mich. Prinz Wittgenstein und Graf Goertz waren Jugendgespielen des Kaisers, und alle drei waren vom selben Erzieher, Herrn Hinzpeter, unterrichtet worden. Prinzessin Lory Wittgenstein ist eine der bekanntesten Damen der europäischen Gesellschaft, und der Zauber ihrer Unterhaltung ist sprichwörtlich geworden; Herz und Verstand halten Schritt bei dieser auserlesenen Persönlichkeit. Herr von Meister war Landrat in Wiesbaden gewesen; seine Frau, eine anmutige Amerikanerin, hatte eine schöne Stimme, begleitete sich selbst zur Gitarre und sang abends lustig und geistvoll französische und deutsche Romanzen und amüsante Lieder, die Niggerlieder ihrer Heimat, „minstrels“ genannt. Man gruppierte sich um sie, und der Kaiser trällerte die Melodien mit.

Zu Bett ging man zeitig, denn die Jagd begann am nächsten Morgen sehr früh und fand zweimal täglich statt.

Am Mittag versäumte der Kaiser es nie, sich an die Hausfrau, die eine Russin war, zu wenden, um auf das Wohl seines Vetters, unseres Kaisers, zu trinken und einige liebenswürdige und herzliche Worte über ihn zu sagen.

Eines Tages, ich weiß nicht mehr, wovon die Rede war, beklagte sich Kaiser Wilhelm über die böswilligen Anekdoten, die über ihn erfunden würden. Er erwähnte Aussprüche, die man ihm zuschrieb und die in Deutschland sowie im Auslande wiedergegeben wurden. Überall erzählte man, der Kaiser habe über die Stellung der Frau im sozialen Leben gesagt, er wünsche ihre Tätigkeit auf Küche, Kirche, Kinder und Kleider beschränkt. „Wie könnte ich als Sohn meiner Mutter, dieser hervorragenden Frau, die soviel für die Bildung, Entwicklung und Emanzipation der Frau in Deutschland getan hat, eine solche Albernheit aussprechen?“ Er ereiferte sich dabei geradezu.

Den Höhepunkt dieser großartigen Aufnahme bei Donnersmarcks bildete eine Überraschung, welche die Fürstin ihrem hohen Gast vorbehielt, indem sie die Réjane einlud. Diese, eine große Künstlerin, entzückte alle durch ihr Talent. Der Reiz ihrer Unterhaltung übte einen großen Zauber auf die Anwesenden aus. Nach dem Vortrag plauderte der Kaiser lange mit ihr.

Dies war das letztemal, daß ich Kaiser Wilhelm sah. Früher war ich mehrmals während meiner Durchreise durch Berlin sowohl in Potsdam als auch in Berlin zum Abendessen bei den Majestäten geladen. Die Majestäten, die mich seit langer Zeit kannten, waren voll Güte gegen mich. Graf Osten-Sacken, den der Kaiser besonders schätzte, und General von Werder nahmen an all diesen Diners teil. Der Kaiser führte immer das Gespräch. Nach der Mahlzeit setzte man sich um einen

runden Tisch und besah Photographien, Kupferstiche oder Bilder. Das Durchblättern von Albums erweckte im Kaiser oft Erinnerungen an Reisen und an Besuche bei ausländischen Höfen, was ihm dann viel Gesprächsstoff bot.

Bei einem dieser Essen befand sich unter den Geladenen die Witwe des Rektors der Bonner Universität, die der Kaiser als Student gekannt hatte. Er war ihr zufällig auf der Straße begegnet und hatte sie sofort ohne alle Umstände zu Mittag geladen. Diese Dame sah in dem mächtigen Kaiser von Deutschland bei aller Ehrerbietung immer noch den Korpsstudenten aus Bonn, und wenn man ihrer Unterhaltung zuhörte, schien es, als ob die Ereignisse seit jener Zeit stillgestanden hätten. Der Kaiser war voll Aufmerksamkeit gegen sie. Sie behandelte ihn mit einer zarten Vertraulichkeit, als ob er noch immer 18 Jahre alt wäre. Sie stellte Fragen, die niemand von uns an den Kaiser zu richten gewagt hätte, und die er einfach und natürlich beantwortete. So fragte sie ihn: „Hat Ihr Sohn dieselbe Begeisterung für das Universitätsleben, wie Sie seinerzeit?" — „Nein," sagte er, „meine Frau und ich sind vielleicht schuld daran. Meine Eltern schickten mich aufs Gymnasium nach Kassel, und als 15jähriger schwärmte ich wie alle meine Mitschüler nur für die Universität, und ein Student schien mir wichtiger als ein Feldmarschall zu sein. Mein Sohn hat ein Kadettenkorps besucht, und für ihn im selben Alter spielte der Leutnant dieselbe Rolle, wie für mich der Student." — Die Kaiserin war gütig und liebenswürdig, hörte lächelnd den Erzählungen des Kaisers zu, flocht zuweilen ein Wort mit ein, blieb aber immer Kaiserin, während der Kaiser, der wohl, wenn er sich öffentlich zeigte, Prunk entfaltete, als Hausherr die Schlichtheit selbst war.

Beide schienen ihre Tochter leidenschaftlich zu lieben, sie

war immer bei diesen Essen zugegen und hatte viel von der Lebhaftigkeit ihres Vaters. Sie schilderte eine Treibjagd, an der sie zum erstenmal teilgenommen hatte, mit so übersprudelnder Lebhaftigkeit, daß ich ganz entzückt von ihr war. Mit ihren 16 Jahren hatte sie noch eine ganz kindliche Anmut. Glücklicher als Julia, ist es ihr vergönnt gewesen, ihren Romeo zu heiraten und die Häuser der Montecchi und Capuletti auszusöhnen.

Ich wäre undankbar, wenn ich versäumen würde, den Fürsten und die Fürstin Lichnowsky zu nennen. Der Fürst, ein feinsinniger Aristokrat, der so vieles vorausgesehen und alles so richtig beurteilt hat, seine Frau, die als Schriftsteller so modern und originell und als Hausfrau so bezaubernd wirkte. In ihrem Buch über Ägypten hat sie die längst entschwundene Zivilisation des Niltals, die wir nur aus Sarkophagen und Mumien kennen, durch ihre Künstlerkraft zu neuem Leben erstehen lassen.

Ein Heim, in dem ich auch viel Anregung für Herz und Gemüt fand, war dasjenige der Gräfin Redern, der Schwägerin der Fürstin Lichnowsky. Graf Redern war deutscher Botschaftsrat in Petersburg und unser aller Freund. Vier reizende junge Frauen, die Fürstin Lynar und deren Schwestern stehen ihrer Mutter in dem hübschen Palais in der Alsenstraße zur Seite und verbreiten Leben und Fröhlichkeit um sich.

Einer der gastfreisten Salons, der ebenfalls alle Spitzen der Gesellschaft und der Diplomatie vereinigt, ist derjenige der Frau von Friedländer-Fuld in ihrem wunderbaren Palais am Pariser Platz. Ihre hübsche, anmutige Tochter, Frau von Kühlmann, eine interessante, originelle Persönlichkeit, hat für uns Russen eine ganz besondere Anziehungskraft: sie spricht unsere Sprache wie ihre eigene unsere Literatur, unsere künstlerischen Bestrebungen, unsere Ge-

schichte sind ihr vertraut. Die hochherzige Hilfe, die ihre Mutter und sie dem russischen Wohltätigkeitswerk in Berlin durch den bei ihnen veranstalteten Basar entgegenbrachten, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Bei den Diners der Frau von Friedländer hatte ich mehrmals Herrn Paul Weitz als Tischnachbar; ich freute mich darüber, denn er ist nicht bloß einer der besten Kenner des Orients, sondern auch ein sehr angenehmer Gesellschafter und wird mit Recht in manchem Diplomatenhaus „l'ami de l'Ambassade" genannt.

Ich möchte auch gern von der schönen Gräfin Wedel sprechen, der Witwe des Oberstallmeisters Grafen Ernst Wedel, dieses ritterlichen Edelmannes einer verschwundenen Zeit. Die Gräfin ist die Mutter dreier Söhne, die ebenso schön wie tapfer sind. Wenn man sie alle zusammen in einen Salon eintreten sieht, gibt es keine Frau, die die Mutter nicht um solche Söhne beneiden würde.

Welche Freude war es auch für mich, den lieben und so klugen Willy Radowitz hier wiederzufinden, dessen Mutter, die reizende Nadine von Radowitz, geborene von Oserow, meine Freundin war! Er selbst war der Freund meiner Kinder. Er bekleidete den Posten eines Botschaftsrats in Paris und Washington, war Unterstaatssekretär beim Grafen Hertling und ist einer der liebenswürdigsten und geistreichsten Männer Deutschlands. Jetzt hat er sich als Rechtsanwalt niedergelassen, und seine Praxis ist eine der gesuchtesten Berlins. Seine junge, reizende Frau, geb. Gräfin Matuschka, und er empfingen mich wie eine alte Verwandte in ihrem eleganten Heim.

Spanische Botschafter in Petersburg.

Es war immer mein Traum gewesen, Spanien kennenzulernen. Der Marquis de Paradas, den ich in Baden getroffen hatte, lud mich nach Sevilla ein, desgleichen hatte die Herzogin de Najera und Madame Manoel de Yturbe, deren Bekanntschaft ich bei der Krönung in Moskau gemacht hatte, mich aufgefordert, sie in Madrid zu besuchen.

Ich hatte mich sehr mit Madame de Yturbe, die ich jedes Jahr in Paris wiedersah, befreundet. Ich bewunderte ihren hochgebildeten und umfassenden Geist, und ihre Tochter, die reizende Pierita, entzückte mich durch ihr musikalisches Talent und durch den Zauber ihrer Persönlichkeit. Die Marquise d'Yvanrey, die Schwester der Madame de Yturbe, bezeugte mir ebenso große Freundschaft, und der Gedanke, sie in ihrem Heim aufzusuchen, war sehr verlockend für mich.

Unsere russische Heimat ist jedoch so weit von Spanien entfernt, daß ich bei meiner Ankunft in Biarritz es stets vorzog, dort zu bleiben, um so mehr, als mir viele Spanier, die ich dort fand, sagten, daß ich in Madrid wohl die Gemälde von Velasquez, aber keine Freunde antreffen würde, da alle Spanier um diese Jahreszeit, im Spätsommer, nach San Sebastian oder Paris ausgeflogen seien. Ich verschob daher meine Reise auf eine andere Jahreszeit, aber die Jahre vergingen ohne diese Reise. Und jetzt, am Ende meines langen Lebens, denke ich nur noch an meine letzte Reise in das Ungewisse.

Doch das Bedauern, Spanien nie gesehen zu haben, ist mir geblieben. Ich habe alle Spanier, die ich kennenlernte, sehr gern gehabt. Die ritterliche Art, die ihrem ganzen Wesen

eigen ist, zog mich immer besonders an, und die edle Rolle, die die offiziellen Vertreter Spaniens, die Botschafter und Abgesandten des Roten Kreuzes während des Krieges und der Revolution in Rußland gespielt haben, eine Rolle, die ich in drei Worten zusammenfasse: Edelmut, Tapferkeit und Menschenliebe — hat in jedem von uns das Gefühl der Hochachtung und Dankbarkeit erweckt. An erster Stelle möchte ich den letzten Botschafter in Rußland erwähnen, den Marquis de Villacinda, der viele russische Offiziere und deren Frauen, die sich, von roten Banden bedroht, zu ihm flüchteten, mit eigener Lebensgefahr rettete.

Sein Vorgänger war Graf Annibal de Cartagena, ein Mann, der alle bezauberte, hochgebildet und von auserlesenster Liebenswürdigkeit. Er kam als Nachfolger des Grafen de la Viñaza nach Petersburg, war Diplomat und Politiker und ein guter Kenner Rußlands, das er sehr richtig beurteilte. Auch in der Literatur und in der Journalistik besaß sein Name einen guten Klang. Die Botschaft hatte unter ihm einen sehr großen Glanz. Sein Haus war, ebenso wie dasjenige des Grafen Pourtalès, von ausgesuchter Vornehmheit und gediegenster Pracht. Die Gräfin de la Viñaza war schlicht, gütig, klug, sehr zuverlässig in ihren Beziehungen und hatte sich viele Freunde erworben. Diese Freundschaften waren nicht flüchtiger Art, denn man fand die Viñazas jeden Herbst in Biarritz in ihrer herrlichen Villa „Trois Fontaines“ wieder, wo sie ihre Gastfreundschaft fortsetzten. Ich für meine Person hatte noch das Glück, zusammen mit ihnen im Sanatorium Dengler in Baden zu weilen. Dieser Aufenthalt hat unsere Beziehungen, die schon längst auf großer Sympathie beruhten, noch gefestigt und in dauernde Freundschaft gewandelt.

Im Jahre 1904 wollte ich nach Paris reisen, daher bat

mich der neuernannte Botschafter, Fürst Pio di Savoya, ich möchte ihm während meiner Abwesenheit mein Haus überlassen. So kam es, daß die spanische Flagge ein Jahr lang über meinem Hause wehte und Fürst Pio di Savoya in demselben sein ricevimento abhielt, das, wie man mir sagte, ganz besonders glänzend ausfiel. Da ich abwesend war, sah ich den Fürsten und die Fürstin Pio verhältnismäßig selten. Die Fürstin nahm übrigens einen sehr kurzen Aufenthalt in unserer Hauptstadt. Er selbst, dieser halb italienische, halb spanische Grandseigneur (Fürst Pio di Savoya für Italien und Marquis de Castel Rodrigo für Spanien) hat sich viele Freunde in der Gesellschaft erworben.

Einer der beliebtesten spanischen Botschafter war der Graf de Villa Gonsalo, dessen prunkvolle Gastfreundschaft sich durch großen Geschmack auszeichnete. Mit der Großfürstin Wladimir war er besonders befreundet. Sollten diese Blätter ihm durch Zufall in die Hände fallen, so wird er sich einer Reise erinnern, die er durch die Ebenen Rußlands machte, um mich auf dem Lande im Gouvernement Kursk zu besuchen. Es begleiteten ihn sein Sohn, Fernando Maldonado, jetzt der Marquis de la Scala, Sergei Nabokow, der letzte Gouverneur von Kurland, und Theodor Bézac, damals ein schmucker Leutnant der Chevaliergarde, nachher Mitglied des Reichsrats und letzter Adelsmarschall in Kiew.

Die Ankunft meines hohen Gastes auf dem Lande, wo die spanischen Botschafter vollständig unbekannt waren, ebenso unbekannt wie der weiße Elefant von Siam, versetzte das ganze Land in Unruhe. Meine Besitzung war in jener Zeit sehr weit von der Eisenbahn entfernt, etwa sechzig Kilometer von der Station Kleinmichelewo. Auf jeder der vier Haltestellen bewillkommten die Ortsbehörden den Grafen de Villa Gonsalo, die Kaufleute schickten ihm

Abordnungen, die Polizei begleitete ihn hoch zu Roß, die Bauern kamen aus ihren Hütten, um ihm Salz und Brot zu bringen, die Frauen hielten ihm Tücher und Körbe mit Eiern entgegen. Schließlich wollte einer meiner Pächter durch die Aufmerksamkeit seiner Gabe alle anderen überbieten; er hatte den sonderbaren, unerwarteten Einfall, ein lebendes Huhn mit den Farben Spaniens, Rot und Gold, zu bemalen. Der Graf de Villa Gonsalo nahm dieses Zeichen der Ehrfurcht und Bewillkommnung in bester Laune auf, und während man feierliche Reden hielt, schlug das Huhn, das der Botschafter an sein Herz gedrückt hatte, mit den Flügeln um sich und bemühte sich, zu entkommen. „Cette poule est le plus beau jour de ma vie" („Dieses Huhn ist der schönste Tag meines Lebens"), sagte er. Die Bauern, die diese Worte nicht verstanden, waren aber um so mehr gerührt.

In der Kirche eines weit entfernten Dorfes hielt der Priester, der über die Tatsachen nicht ganz aufgeklärt war, den Grafen de Villa Gonsalo für den König von Spanien selbst. Alfons XIII. war zu jener Zeit 12 oder 13 Jahre alt. Der Pope richtete das Wort an den Grafen de Ville Gonsalo, indem er ihn mit Majestät anredete, und zu unserem höchsten Erstaunen drückte er seine Freude und seinen Stolz darüber aus, den mächtigen Herrscher Spaniens in seinem schlichten Gotteshause empfangen zu dürfen. Fahnen in den spanischen Farben schmückten den ganzen Weg. Am nächsten Tage waren, wie ich zu meiner größten Beschämung gestehen muß, alle Fahnen von der tags zuvor noch so begeisterten Bevölkerung gestohlen worden. Viele Jahre hindurch sah man die Frauen, junge Mädchen und Kinder der angrenzenden Dörfer, in Gelb und Rot gekleidet.

Der ganze Adel der Nachbarschaft veranstaltete Wolfs- und Fuchsjagden, um den spanischen Botschafter zu feiern.

Da unser Schloß einige Jahre vorher ein Opfer der Flammen geworden war, konnte ich meine Gäste nur in der bescheidenen Wohnung meines Verwalters empfangen.

Fernando, der Sohn des Botschafters, wird sich noch der langen Ritte erinnern, die er mit meiner Tochter — meiner armen kleinen Maya, die so früh dahinging — und mit ihren Freunden unternahm. Es folgten aufeinander Volksfeste, Sacklaufen, Illuminationen und Feuerwerk. Die Bauern warteten Tag und Nacht, um den spanischen Botschafter zu sehen und ihm ihre Ehrerbietung darzubringen.

Wie innig war doch damals unser Verhältnis zu den Bauern! Wenn ich daran zurückdenke, kann ich es schwer glauben, daß dieselben Leute und ihre Kinder unsere Rübenfelder und Wälder zerstörten und uns unseres Eigentums beraubten, des Eigentums, das wir brüderlich mit ihnen teilten; denn wir waren immer bereit, im Falle einer Feuersbrunst ihre Hütten wieder aufzubauen und ihnen Getreide zu geben, wenn sie Mangel daran litten. Wir unterhielten die Schulen und Hospitäler auf unsere Kosten und bezahlten die Hebammen und die Ärzte, die sie pflegten.

Von dort reisten wir alle in die Krim, und Graf de Villa Gonsalo war erstaunt, als ihm mein Pächter, bei dem er die Nacht verbracht hatte, aus übertriebener Gastfreundschaft um 7 Uhr morgens ein Glas Champagner anbot, da er glaubte, eine so hohe Persönlichkeit könne sich nicht mit dem gewöhnlichen Getränk aller Welt begnügen.

Während der Anwesenheit des Botschafters in Petersburg hatten wir das Vergnügen, seine Schwester, die Herzogin de San Carlos und seine beiden Neffen, den Marquis de Santa Cruz und den Grafen de l'Union, mit ihrer Schwester, die jetzt mit dem Fürsten Metternich verheiratet ist, zu begrüßen. Späterhin kam die Infantin Eulalia, um die Großfürstin Wladimir, mit der

sie sehr befreundet war, zu besuchen, und entzückte Hof und Gesellschaft durch ihre Anwesenheit. Ihr so eigenartiger Geist machte auf alle einen großen Eindruck. In ihr kämpfte das alte bourbonische Blut mit einer äußerst modernen Geistesrichtung. Alle stritten sich um die Ehre, sie zu empfangen. Von mir nahm sie eine Einladung zum Diner und zu einer Troikapartie in die Umgegend der Hauptstadt an. Letztere wurde leider durch schlechtes Wetter sehr beeinträchtigt.

Bei der Aufzählung der spanischen Botschafter darf ich den Marquis Campo Sagrado nicht vergessen. Dieser war ein großer Jäger und Spieler und sehr sympathisch, in seinen Geldangelegenheiten jedoch recht nachlässig. Und ich muß bekennen, daß, wenn er in Petersburg viele Freunde hinterließ, eine noch größere Zahl seiner Gläubiger zurückblieb. Man erzählte sich, daß er seinem Schwiegersohn eine Photographie geschickt habe, auf der er vom Kopf bis zum Fuß in einen herrlichen Pelz gehüllt war. Darunter hatte er geschrieben: „So sehe ich in Petersburg aus." Als Antwort darauf erhielt er von seinem Schwiegersohn eine Photographie, auf der dieser ganz nackt dargestellt war, worunter die Worte standen: „Und so sehen wir, dank dir, in Madrid aus!"

Der allererste spanische Botschafter, dessen ich mich erinnere, war der Herzog von Ossuna, der wegen seiner Prachtliebe „Don magnifico" genannt wurde. Er bewohnte das berühmte Palais Zubow gegenüber der Isaakskathedrale, jetzt Volksuniversität. Er war mit einer viel jüngeren Frau vermählt, einer Prinzessin Salm-Salm, die sehr schön war und nach seinem Tode den Herzog von Croy heiratete.

Ich bitte die Spanier um Verzeihung. Es gibt ein Thema, worüber ich mich nie mit einem Spanier habe einigen können — nämlich die Stierkämpfe. Dieses grau-

same Spiel macht mir das Herz bluten, und mein Mitleid für die armen Pferde, die sich in ihren eigenen Eingeweiden verstricken, und auch für den armen, im voraus zum Tode verurteilten Stier, ist stärker als das Interesse am Schauspiel und selbst am Heldenmut der Toreros, Banderilleros und Matadore. Noch einmal bitte ich die Spanier um Verzeihung.

Ricordi di Roma.

Ich werde Italien nie wiedersehen ... Niemals! Wieviel Trauer liegt in diesen Worten! Meine geringen Mittel werden mir nie mehr erlauben, mich an Italiens Sonne zu erwärmen; die schönen Linien der römischen Campagna, die ich so sehr liebte, zu bewundern; die Kirchen und Museen wiederzufinden, in denen ich so viele Stunden verbrachte und deren Bildwerke für mich alte Freunde waren! Nie mehr werde ich die lieben Künstlerateliers in der Via Margutta besuchen können, in denen ich so gern Aquarelle erstand und unter der Leitung meines Freundes Pietro Gabrini selbst etwas Malerei betrieb. Rom! Wieviel sagt dieses Wort der Phantasie jedes gebildeten, feinfühlenden Menschen! Wieviel Leben entströmt diesen alten Ruinen, die viel lebendiger scheinen als die Denkmäler der neuen Zeit! Ein französischer Autor hat einst gesagt, daß jeder in Rom das findet, was er selber hinbringt. Wie ist das wahr!

So manchen Winterabend verbrachte ich im Norden, in der Gesellschaft von Goethe, Ranke, Gervinus, Taine, Sienkiewicz, Marie Corelli und von anderen mehr oder weniger berühmten Schriftstellern, an letzter Stelle, doch nicht zuletzt, möchte ich Maurice Paléologue erwähnen, der

in seinem wunderbaren Buch über Rom alle Schätze seiner Gelehrsamkeit offenbart, und gerne denke ich auch an Paul Bourget. Diesen allen habe ich es zu verdanken, daß jeder Vicolo, jeder Stein der Stadt eine Bedeutung für mich hat.

Ich war mehrmals in meiner Jugend in Rom, doch von allen, die ich häufig dort sah, ist niemand mehr am Leben. Mein alter Freund Solms bewohnte den Palazzo Caffarelli, der nicht mehr vorhanden ist. Graf Revertera, der österreichische Botschafter beim Vatikan, Baron von Bruck beim Quirinal; Baron von Üxküll wohnte in der russischen Botschaft im Palazzo Chigi. Iswolsky war damals ein junger, glänzender Legationssekretär und wurde später berufen, die Beziehungen zwischen Rußland und dem Heiligen Stuhl zu erneuern; außerdem nenne ich noch Baron Ernst Meyendorff, den witzigsten unserer Diplomaten; weiter meine alte Tante, die Gräfin Rzewuska, die Fürstin Pallavicini, die Gräfin Somaglia; meinen Vetter Malatesta: sie alle sind verschwunden . . .

Ich kehrte oft nach Rom zurück, denn meine Tochter war mit Baron Modest von Korff, dem russischen Botschaftsrat, vermählt; sie war italienischer geworden als die Italiener selbst. Die beiden verbrachten 15 Jahre in Rom. Auch mein Bruder, Graf Alexander von Keller, der ebenfalls schon lange an der Botschaft war, war ein begeisterter Römer geworden. In der Via Sistina hatte der alte Graf Gregor Stroganow, dieser bekannte Sammler, in seinem Hause eine wunderschöne Kunstsammlung geschaffen, die ich immer wieder gern aufsuchte. Viele schöne Stunden verbrachte ich in der Gesellschaft dieses reizenden Mannes und seines Freundes Monsieur d'Epinay, des französischen Bildhauers, der ein glänzender Weltmann und vortrefflicher Künstler war. Das Schicksal behütete den Grafen Stroganow vor einem furchtbaren Schmerz und rief ihn ab, ehe

er erfuhr, daß seine Tochter, die schöne Fürstin Schtscherbatow nebst Tochter und Sohn und Schwägerinnen vor einem Jahr in ihrem Schloß Nemirow (in der Nähe der Stadt, die ihnen gehörte) durch die Bolschewiken ermordet wurde.

Die Villa Malta war gerade durch den Grafen Léon Bobrinsky und seine Frau, die mir und meinem Bruder soviel Liebenswürdigkeit und Entgegenkommen zeigten, erbaut worden. Graf Bobrinsky hatte den schönsten Rosengarten der Welt und begoß seine Rosen mit Bouillon, ein Luxus, den sich heute wohl kein Rothschild leisten könnte. Bei ihnen traf ich Donna Laura Minghetti und Donna Francesca Kisselew. Erstere sah ich oft hier in der Villa Malta wieder, nachdem dieser kostbare Wohnsitz in die Hände des Fürsten Bülow übergegangen war.

Bei Bülows verbrachte ich auch reizende Abende in der Gesellschaft des Fürsten und der beiden hervorragenden Frauen, die ihn mit soviel Aufmerksamkeit und Liebe umgaben. Fürst Bülow ist, wie man weiß, nicht nur ein großer Staatsmann, sondern auch der glänzendste, liebenswürdigste und belesenste Erzähler der Welt. Die Bilder, die seine große Gelehrsamkeit und seine genauen Kenntnisse über Verhältnisse und Menschen unseren Augen vorzauberten, waren ein großer Genuß für den intimen Freundeskreis, den er in der Stille seines schönen römischen Heims versammelte.

Im Palazzo Caffarelli fand ich die Witwe meines Bruders, geborene Fürstin Schachowskoi, wieder; sie hatte in zweiter Ehe Herrn von Flotow, den deutschen Botschafter, geheiratet. Ich liebte meine Schwägerin sehr und achtete ihren geraden, rechtschaffenen Charakter. Sie war eine vollendete Weltdame. Vor zwei Jahren veröffentlichte sie mehrere ergreifende, außerordentlich fesselnde Artikel in der „Revue Comtemporaine“ über ihren Aufenthalt im

Kaukasus während der Bolschewikenherrschaft, deren schlechter Behandlung sie zum Opfer gefallen war. Nur durch ein Wunder wurde sie gerettet.

Der schöne Palazzo Venezia, Sitz der österreichischen Botschaft beim Vatikan, war vom Prinzen Schönburg und dessen Gemahlin, geb. Prinzessin von Öttingen, bewohnt. Ihr Heim war ein Wunderwerk der Renaissancekunst, ihre Empfänge, denen die Gegenwart der Kardinäle ein so großes Ansehen gab, waren großartig und der Vertreter der beiden großen Häuser Schönburg und Öttingen würdig. Ich hatte den Prinzen Schönburg in Petersburg kennengelernt, als er Sekretär bei seinem Onkel, dem Prinzen Franz Liechtenstein war, diesem ritterlichen, gelehrten Grandseigneur, der ein so großer Liebhaber der Kunst war und den wir alle so hochschätzten.

Zu meinem großen Leidwesen fürchte ich auch die guten, vortrefflichen Krupenskys wohl nie mehr wiederzusehen. Er war so lebensfroh, so lebhaft, hatte ein so warmes Herz und war so schlagfertig und amüsant, sie war so gütig und gastfrei, besaß den feinsten Herzenstakt und bezwang tapfer ihre körperlichen Schwächen, um ihre Pflichten als Botschafterin zu erfüllen.

Ich will noch das Haus der Fürstin Bichette Radziwill erwähnen, dieses gastliche Haus, in dem alle mit soviel Freundlichkeit aufgenommen wurden. Die Gastfreundschaft war ein alter Brauch in diesem Hause, denn auch ihre Mutter, die Gräfin Marie Branicka, war bekannt durch die Pracht ihrer Empfänge in Nizza, Paris, Warschau und der Ukraine, — die alte Gräfin Branicka, die letzthin starb, als die bolschewistischen Truppen von Petljura ihren historischen Besitz Bielaia Zerkow plünderten und zerstörten.

Ich darf Donna Maria Mazzoleni nicht vergessen, die während meines ersten Aufenthalts in Rom im Glanze

ihrer Schönheit strahlte, deren Reiz, den ganz Europa bewunderte, ich auch bei meinem letzten Besuch noch unverändert vorfand. Ich möchte auch vom belgischen Gesandtenpaar, Monsieur und Madame Le Ghait, sprechen, deren Salon lange Zeit einer der besuchtesten Roms war. Madame Le Ghait hielt sich damals in Paris auf, um ihren kranken Gatten zu pflegen, der in Petersburg und Paris belgischer Gesandter gewesen war.

Weiter erinnere ich mich noch des amerikanischen Ehepaares Wurtz, die Schätze aller Länder in einem der schönsten Paläste des alten Rom vereint hatten, wo sie mit der größten Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit ihre Freunde empfingen. Die Sammlung an golddurchwirkten Stoffen und altertümlichem Silber, die sie in Rußland erwarben, steht wohl in der Welt einzig da. Mrs. Wurtz war die Schwester von Charlemagne Tower, dem Botschafter der Vereinigten Staaten in Rußland und später in Berlin, den ich viel bei mir sowohl in Petersburg als auch in meiner Villa auf den Inseln sah. Er war ein ausgezeichneter Schriftsteller und Verfasser einer bemerkenswerten historischen Studie, der vollständigsten, die vielleicht je über Lafayette geschrieben wurde. In Petersburg wie in Berlin wurde er bei Hof und in der Gesellschaft sehr geschätzt. Einer seiner Nachfolger, Mr. Lengerke Meyer, bewohnte während eines Winters mein Haus, als ich meine kranke Tochter ins Ausland begleitete, und wie später die spanische Flagge, so wehte damals das Sternenbanner über meinem Hause in der Sergiewskaja. Aber leider schützte mich dieses Zeichen nicht; es zog im Gegenteil die Aufmerksamkeit der roten Horden beim Plündern an . . .

Aber kehren wir nach Rom zurück. Mein Gedanke richtet sich nach dem herrlichen Park und dem schönen Hause fuori mura, das die Abamelik Lasarews bewohn-

ten, und ich denke mit Liebe an die reizende, bezaubernde Moina, deren choreographisches Talent von ganz Europa bewundert wurde und deren schöne Züge und gütiger Ausdruck ihre Seele widerspiegelten. Ich kann nicht umhin, mit Bedauern ihres Gemahls zu gedenken, den ich das letztemal unter sehr sonderbaren Umständen sah. Es war kurze Zeit nach der Kriegserklärung. Ich machte auf der Jelagin-Insel einen Spaziergang und sah inmitten eines Rasenplatzes auf einem Baumstamm einen Maler sitzen, der, wie mir schien, in ein Album nach der Natur zeichnete; ich legte die Strecke zurück, die uns trennte, näherte mich dem Maler, um sein Werk zu sehen, doch es zeigte sich, daß es Fürst Abamelik war, der etwas schrieb. Er sagte mir, er ändere eben sein Testament, und weihte mich dabei in eine Einzelheit ein. Er wollte in Rom eine russische Kunstschule nach Art der französischen Villa Medici gründen. „Ich kam hierher, um nicht gestört zu werden", sagte er zu mir. Ich faßte dies als Vorwurf auf und wollte mich entfernen. Er erklärte mir jedoch, daß er fertig sei, brachte seine Mappe in Ordnung und begleitete mich nach Hause, wo ich ihm eine Tasse Tee anbot. „Ich verstehe," sagte er, „daß man ohne Testament sterben kann, aber was ich nicht verstehe, ist, daß man einen einzigen Tag leben kann, ohne sein Testament in Ordnung zu haben." Am nächsten Tag reiste er in die Krim, und eine Woche darauf erhielten wir die Nachricht, daß er an Herzerweiterung gestorben sei.

Es ist mir nicht möglich, mit Stillschweigen den unvergleichlichen geistsprühenden Don Giovanni Borghese, den vertrauten Freund meines Bruders Alexander, zu übergehen. Ich kannte denselben noch in blühendster Jugend und sah ihn wieder nach einem furchtbaren Sturz vom Pferde, der seinen Körper gebrochen und seine Gesichtszüge verändert,

aber nicht den Reiz seines Geistes geraubt hatte. Seine Gemahlin, geborene Prinzessin Alice Caraman Chimay, eine seltene Frau, ist jetzt Witwe. In dem schönen Rahmen des Palazzo Borghese sah ich oft die Fürstin Viggiano, eine der großen Damen Roms, mit der mich durch viele Jahre die angenehmsten Beziehungen verbanden, und der ich eine dankbare Erinnerung bewahre. Die Marquise Leo di Rudini wäre erstaunt, wenn ich ihrer nicht auch gedächte; und sie wäre im Recht, soviel Wohlwollen und Sympathie hat sie mir erwiesen!

Und was wäre die römische Gesellschaft ohne den Grafen Joseph Primoli! Jedes seiner Worte ist fein zugespitzt und prägt sich für immer ein. Wie bin ich froh zu seinen Freunden zu gehören und nicht zu seinen Feinden: die letzteren hebt er rasch aus dem Sattel.

Last not least, die beiden Königinnen . . . Meine Beziehungen zur Königin Margherita greifen sehr weit zurück. Im Jahre 1870 oder 1871 begleitete ich die Großfürstin Konstantin nach Monza, als Königin Margherita noch Prinzessin von Piemont war. Es ist nicht erstaunlich, daß ich mich dieser Begegnung entsinne, aber es ist überraschend, daß sie nach so vielen Jahren geruhte, sich derselben zu erinnern. Bei jedem meiner Aufenthalte beehrte sie mich durch eine lange Audienz. Der Zauber ihrer Persönlichkeit, ihre geistige Überlegenheit sind zu sehr bekannt, als daß ich eigens darüber sprechen möchte. Aber was meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte und was ich hervorheben darf, ist die gründliche Kenntnis, die sie von allem hatte, was sich auf Rußland bezog.

Was Königin Helene betrifft, so erregte die liebenswürdige, ganz moderne Art ihrer Empfänge mein Erstaunen. Zu diesen Empfängen durften zweimal wöchentlich Ausländer, hohe Beamte aus der Provinz, Statthalter,

Generale, die sich auf der Durchreise in Rom aufhielten, erscheinen, um der Königin ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Tee und Kuchen wurden von Damen und Hofkavalieren aus dem Gefolge der Königin angeboten. Die Träger der größten Namen Italiens, von denen jeder einzelne ein Stück Geschichte wieder aufleben ließ, halfen der anmutigen Königin in ihrer Aufgabe als Hausfrau. Sie selbst ging von einer Gruppe zur anderen, abwechselnd ließ sie auch einen oder den anderen neben sich setzen, um einzeln mit ihnen zu sprechen. Ihre Kinder waren eins ihrer Hauptgespräche; man sah, daß sie ein außerordentliches Interesse an ihrer Erziehung nahm. Mit mir unterhielt sie sich hauptsächlich über ihre Nichte, die Prinzessin Helene von Serbien, die bei ihr gelebt hatte, und ich konnte ihr mit Überzeugung sagen, wie sehr dieselbe in Rußland geschätzt und geliebt werde. Sie hatte den Prinzen Joann Konstantinowitsch geheiratet, der einen so furchtbaren Tod fand und von den Bolschewiken gesteinigt wurde.

Als ich Rom das letztemal 1914, wenige Monate vor Kriegsausbruch, verließ, vergaß ich nicht, nach einer alten Tradition einen Soldo in die Fontana Trevi zu werfen. — Aber ich fürchte, daß dieser Zauber seine Wirksamkeit verloren hat, und fühle mit Trauer, daß ich das schöne Italien nicht mehr wiedersehen werde.

Großfürst Paul.

Im Anfang des Jahres 1919 hatte sich in Stockholm das Gerücht verbreitet, der Großfürst Paul sei ermordet worden. Ich war starr vor Schrecken über diese Nachricht.

Ich wußte, daß sich in Finnland eine Verbindung gebildet hatte, um die Großfürsten zu retten, aber ich wußte auch, daß darunter feurige, ergebene junge Leute waren, die die nötige Verschwiegenheit nicht wahrgenommen hatten, und in meinem tiefsten Innern bangte ich schon lange bei dem Gedanken, wie ihre Bemühungen ausfallen würden.

Ein junger, achtzehnjähriger Freiwilliger, der aus Sowjetrußland entkommen war, gab uns eine bewegte Schilderung der Ereignisse. Als Soldat der roten Armee hatte er seinen Wachtposten verlassen und mit Todesgefahr versucht, in die Gefängniszelle des Großfürsten Paul zu dringen, um ihm einen Fluchtplan vorzuschlagen. Großfürst Paul war nicht darauf eingegangen. Glaubte er, es sei eine Falle? Beurteilte er das Unternehmen als zu gefährlich? Hatte er Hoffnung auf eine andere Lösung? Ich wußte es nicht, und mein Herz zog sich beim Gedanken an ihn schmerzlich zusammen. Meine Zweifel und Befürchtungen wurden bald zur grausamen Gewißheit. In einer amtlichen bolschewistischen Zeitung, die mir in die Hände kam, las ich die Nachricht über die von der Regierung angeordnete Hinrichtung der Gegenrevolutionäre, und in der langen Liste waren auch die Namen der vier Großfürsten genannt: der ehemaligen Großfürsten Paul Alexandrowitsch, Nikolaus Michailowitsch, Dimitri Konstantinowitsch und Georg Michailowitsch. Kein Nekrolog, keine Bemerkung begleitete diese Bekanntmachung. Die Namen, die ganz klein und mit der blassen Farbe der bolschewistischen Typographien gedruckt waren, loderten vor meinen Augen wie eine Feuersbrunst. Der Gedanke an dieses entsetzliche Verbrechen machte mich schaudern. Der edle Sohn Alexanders II., dieses hochherzigen Herrschers und Befreiers, war nicht auf dem Schlachtfeld oder durch die Kugel eines Verschwörers ge-

fallen, sondern von Mördern umgebracht, die ihr Verbrechen in eine rechtmäßige Form zu kleiden suchten! Die Verneiner aller Gerechtigkeit verurteilten diesen Unschuldigen mit vielen anderen, indem sie dem Todesurteil eine rechtliche Fassung gaben.

Inzwischen hörte ich, daß Lenin einige Tage vor dem Verbrechen einverstanden gewesen sei, einen Befehl zu unterzeichnen, der den Großfürsten ihre Freiheit wiedergeben sollte. Dieser Befehl sollte am selben Morgen durch Maxim Gorki nach Petersburg gebracht werden. Der Bolschewik Peters telegraphierte darauf an die Jakowlewa, die damals die Vorsitzende der furchtbaren, blutigen Kommission zur Bekämpfung der Gegenrevolution war: „Der Befehl zur Befreiung der Großfürsten ist unterzeichnet, treffen Sie infolgedessen Ihre Maßregeln." Dieses zweideutige Telegramm wurde von der Jakowlewa auf ihre Weise verstanden, und ich vermute, daß auch Peters dieselbe Ansicht teilte. In einer kalten Januarnacht wurden die vier Großfürsten aus ihrem Gefängnis in die Peter-Pauls-Festung gebracht und umgebracht.

Graf de Saint-Sauveur übernahm zartfühlend den Auftrag, die arme Fürstin Paley von diesem entsetzlichen Unglück zu unterrichten.

Das erstemal, daß ich in meinem Leben den Großfürsten Paul sah, war es in Nizza. Er war damals ein entzückendes Kind von fünf bis sechs Jahren. Meine Eltern und ich waren zur Kaiserin Maria Alexandrowna eingeladen. Diese bewohnte die Villa Bermont, wo im selben Jahr ihr Sohn, der Zesarewitsch Nikolaus, starb. Der kleine Großfürst Sergei, ebenso wie seine Schwester Maria Alexandrowna, die spätere Herzogin von Edinburg, speisten schon mit bei Tisch. Der kleine Großfürst Paul erschien erst nach dem Mittagessen. Er

war so allerliebst, daß ich die größte Lust hatte, ihn zu küssen, aber ich wagte nicht, es zu tun. Er trug ein russisches Hemd aus weißer Seide und ging in kleinen Stiefeln mit roten Stulpen. Die Kaiserin schien meinen Gedanken zu erraten. „Sehen Sie, wie mein kleiner gestiefelter Kater Sie ansieht. Geben Sie ihm doch einen Kuß!" Ich wurde rot vor Freude über diese Erlaubnis.

Seitdem traf ich, während ich Hofdame war, den Großfürsten beständig im Marmorpalais. Seine Tante, die Großfürstin Konstantin, vergötterte ihn ebenso wie seine Vettern Konstantin und Dimitri, die seine besten Freunde waren. Später sah ich ihn in seiner schönen Husarenuniform bei Hofe und in der Gesellschaft. Er war ein eleganter Tänzer, ein talentvoller Schauspieler, ja ein hervorragender tragischer Darsteller, und hätte als solcher einen großen Ruhm erworben, wenn er nicht zufällig ein Prinz aus kaiserlichem Geblüt gewesen wäre. Alle Russen der Gesellschaft werden sich mit mir einer Reihe von Aufführungen im Eremitage-Theater entsinnen, in der das Drama von Alexei Tolstoi „Boris Godunow" gegeben wurde. Der Großfürst Sergei, der spätere Generalgouverneur von Moskau, kommandierte damals das Preobraschensky-Regiment. Er spielte die Rolle des Fürsten Feodor, des Sohnes von Boris Godunow recht mittelmäßig, aber die poetische Erscheinung des jungen dänischen Prinzen Christian, des Bräutigams von Xenia, der am russischen Hofe von den Nationalisten jener Zeit vergiftet wird, wurde vom Großfürsten Paul mit einer ergreifenden Anmut, einer Wärme der Sprache und dem Temperament eines vollendeten Künstlers wiedergegeben. Der große Salvini, der berühmte italienische Schauspieler, befand sich gerade in Petersburg und war auch zu dieser Aufführung eingeladen

worden. Er saß zufällig neben mir und sagte: „Wie bedauerlich, daß dieses große Talent für die Bühne verlorengeht!"

Späterhin wurde ich noch die bewegte, mitfühlende Zeugin sowohl der Prüfungen, die dem Großfürsten nicht erspart blieben, als auch des Glücks, das er erlebte. „Meine Freundin der schlechten Tage!" pflegte er mich zu nennen. Als die guten Tage wiederkehrten, wurden die Freunde sehr zahlreich, und ich verlor mich in der Menge. Aber doch sahen wir uns immer wieder, sei es in Schlangenbad, wo der Großfürst und seine Gemahlin, die damalige Gräfin von Hohenfelsen, jedes Jahr in ihre „hübsche grüne Einsamkeit", wie sie es nannten, sich zurückzogen, sei es in München, in Biarritz, Paris oder in Zarskoje.

Alle, die den Großfürsten Paul gekannt haben, konnten sich vom Edelmut, der Geradheit und Treue seines Charakters überzeugen. Er war eine äußerst harmonische Natur, der jeder Mangel an Maß zuwider war. Er war außerordentlich höflich gegen seine Umgebung, war gütig und schlicht, aber eine gewisse, ihm so natürlich anstehende Würde verließ ihn nie, und trotzdem er alles tat, um vergessen zu machen, daß er Großfürst sei, sah man ihn immer als solchen vor sich. Er gehörte ganz dem Familienleben an, und seine liebste Zerstreuung war die Lektüre. Er hatte zusammen mit seinem Bruder Sergei eine außerordentlich sorgfältige Erziehung unter der Leitung des Admirals Arseniew erhalten, der von den besten Lehrkräften der Hauptstadt unterstützt wurde. Für Sprachen hatte er eine besondere Begabung.

Wie viele angenehme Abende verbrachten wir doch in seinem schönen Heim in Boulogne! Dort sah ich oft Monsieur und Madame Jean de Reszke, Reynaldo Hahn, Paul Bourget nebst Gemahlin, Prinz und Prinzessin

Murat, die liebe Gräfin Robert de Fitz James, die Gräfin Pourtalès, Lady de Grey und so viele andere.

Bei großen Diners und auch bei kleinen intimen Empfängen war die Fürstin Paley immer die Seele dieses gastlichen Hauses, das der Treffpunkt für so viele vornehme Menschen war. Wie sollte ich nicht der herzensguten Herzogin von Rohan gedenken, der Herzogin von Camastra, der Gräfin Vera de Talleyrand, der originellen Prinzessin Marie Murat? So viele von ihnen sind schon dahin.

Ich liebte so sehr ihren Sohn, den armen Wolodia Paley, der ein großes lyrisches Talent besaß und ebenso gut Russisch wie Französisch schrieb. Wenn er am Leben geblieben wäre, hätte er sicherlich einen Platz unter den großen Dichtern seines Landes eingenommen.

Das letztemal sah ich den teuren vielgeliebten Großfürsten Paul im Herbst 1918 in Zarskoje. Seine beiden kleinen lieblichen Töchter erwarteten mich am Bahnhof. Sie hatten keine Gouvernante mehr, kein Diener begleitete sie; plötzlich durch das Unglück gereift, hatten sie sich ganz allein einen Weg durch die Volksmenge gebahnt.

Statt der kostbaren Limousine, die sonst die Gäste abholte, brachte uns eine bescheidene Mietdroschke in die kleine Villa, die sie bewohnten, nachdem man ihnen ihr prachtvolles Palais genommen hatte. Ich fand den Großfürsten physisch sehr verändert. Er hatte immer noch seine schöne Gestalt, sein vornehmes Wesen, aber die Züge waren abgezehrt, und es lag etwas Durchsichtiges in seinem Gesicht.

Er war liebenswürdig und herzlich, wie immer, schien fast glücklich zu sein und lächelte trotz allem. Wenn seine geliebte Gefährtin, die ihn mit soviel Zärtlichkeit umgab, bei ihm war, schien er nichts anderes mehr zu brauchen;

die ganze Welt lag für ihn in ihren Augen. Ihr Familienleben war rührend.

Sie hatten Briefe von ihrem Sohn erhalten, der mit seinen Vettern in die Gefangenschaft in den Ural verschleppt worden war. Die Fürstin Paley las mir diese Briefe vor, die eine Dichtung in Prosa waren und in denen das arme Kind durch so erhebende Gedanken seine gläubige Seele ausströmen ließ, daß mir die Tränen in die Augen traten. Auch dieser Jüngling mit einer so reinen Seele starb den Märtyrertod. Er wurde gleichzeitig mit der Großfürstin Sergei, der Schwester der Kaiserin, und den Prinzen Joann, Konstantin und Igor von den Bolschewiken in eine Grube geworfen und von den Unmenschen mit hinuntergeschleuderten großen Steinen so getötet. Die Fürstin Paley, diese unglückliche Mutter, erhielt, ich weiß nicht auf welche Weise, die Briefe, die sie ihrem Sohn geschrieben hatte, nach dessen Tode zurück. Man hatte dieselben halb verbrannt in seiner Tasche gefunden.

Fromme Hände haben die Überreste gesammelt und die Leichen in Särgen nach China gebracht, wo sie nun ruhen. Die sterbliche Hülle der Großfürstin Sergei wurde durch Bemühung ihrer Schwester, der Prinzessin von Battenberg, nach Jerusalem gebracht und in geweihter Erde bestattet.

Eine Blume auf Nastias Grab.

Arme Nastia! Welch ein poetisches Bild ersteht vor meinen Augen!

Dieses zarte junge Mädchen mit dem Kindergesicht barg unter ihrem zerbrechlichen Äußeren die Seele einer Heldin.

Die Gräfin Nastia Hendrikow, Hofdame der Kaiserin Alexandra Feodorowna, folgte den Majestäten nach Sibirien, wurde aber von ihnen getrennt und mit der Prinzessin von Serbien Elena Petrowna (der Gemahlin des Prinzen Joann) und Fräulein Schneider, der Vorleserin der Kaiserin, ins Gefängnis gesperrt.

Eines Nachts wurden die Gefangenen heftig durch Rotgardisten aus dem Schlaf geweckt. Diese befahlen der jungen Hofdame und Fräulein Schneider, ihnen zu folgen. Wenige Augenblicke darauf hörte die Prinzessin von Serbien zwei Schüsse und einen markerschütternden Aufschrei. Am folgenden Tage erzählte man ihr, die rote Garde oder vielmehr der Kommissar sei von Nastias Jugend und Schönheit so bewegt gewesen, daß er ihr das Leben versprach, falls sie sich von der Kaiserin lossagen würde.

„Mein letzter Gedanke wird ihr gehören", rief sie und wurde erschossen.

Eine andere Hofdame, die ihrer unglücklichen Herrscherin dieselbe Ergebenheit zeigte, war die Baronin Isa von Buxhoeveden, deren Erkrankung sie daran hinderte, der kaiserlichen Familie in die Verbannung zu folgen. Kaum hatte sie sich erholt, unternahm sie die gefährliche, schwierige Reise nach Tobolsk, da sie wußte, wieviel Freude ihre Ankunft dort hervorrufen würde. Doch die Grausamkeit der Kerkermeister gewährte den armen, kleinen Großfürstinnen, die zärtlich an Isa Buxhoeveden hingen und mit großer Ungeduld ihre Ankunft erwarteten, diesen Trost nicht. Selbst der Zutritt zur kaiserlichen Familie war ihr verboten. Trotzdem verließ sie Sibirien nicht, solange die Großfürstinnen sich dort befanden; sie sammelte sehnsüchtig die Einzelheiten, die ihr über die Gefangenschaft der kaiserlichen Familie zugetragen wurden, und lebte nur der Hoffnung, diese in Freiheit wiederzusehen. Sie kehrte

erst zu ihrem Vater, dem Gesandten in Kopenhagen zurück, nachdem das Verbrechen geschehen war. Es ist ein Wunder, daß sie selbst dem Tode entging.

General Tatischtschew, Fürst Basil Dolgorukow und der Leibarzt des Zaren Doktor Botkin, der Bruder des bekannten Diplomaten, sahen bei ihrer Abreise das Schicksal voraus. Sie besiegelten ihre Hingebung mit ihrem Blute. General Tatischtschew und Fürst Dolgorukow waren beide als besonders zärtliche Söhne bekannt. Die Mutter des Generals Tatischtschew ging vor ihrem Sohn dahin, Gott ersparte ihr diesen grenzenlosen Kummer. Die Mutter des Fürsten Basil Dolgorukow, die sich in zweiter Ehe mit dem Hofmarschall Grafen Benckendorff verheiratet hatte, lebt noch heute und beweint den Tod ihrer beiden Söhne. Der ältere, Fürst Alexander, wurde gleichfalls durch die Bolschewiken ermordet. Die Gräfin Benckendorff bestattete ihren Gemahl in Narwa, nachdem sie ihn aus Sowjetrußland gerettet hatte. Ich sah sie vor kurzem bei ihrer Durchreise in Berlin wieder; mein Herz stand fast still beim Anblick ihrer unbeschreiblichen Leiden.

Die letzte Königin von Neapel.

Mirabeau hat gesagt: „Der einzige Mann in der Umgebung Ludwigs XVI. ist Marie Antoinette." — Diese Worte passen ebensogut auf die Königin Marie von Neapel und beider Sizilien.

Meine Cousine und liebe Freundin, die Gräfin Leontine von Königsmarck, die mir letztes Jahr ihr Herz und Heim in München so weit öffnete, übermittelte mir einige Tage nach meiner Ankunft eine Einladung der Königin

von Neapel. Mit tiefer Bewegung begab ich mich in den Palast des Erzherzogs Karl Theodor, um diese Prinzessin, deren Bild meine Jugendträume erfüllt hatte, zu sehen.

Den Generationen, die der meinigen folgen, ist es unbekannt, wie sehr die Königin Marie Sophie von Neapel von ihren Zeitgenossen bewundert wurde, und ich betrachtete sie mit einem Gemisch von Neugierde und Ehrerbietung.

Der Anblick dieser 83jährigen Frau, deren Züge noch immer die Spuren ihrer großen Schönheit zeigten, ihre feine, vornehme Haltung mit den behenden, elastischen Bewegungen, ihr einfaches, natürliches Wesen und ihre lebhafte Unterhaltung versetzten mich in die längst vergangene Zeit meiner Jugend zurück; wenn ich ihr vielleicht geistesabwesend und zerstreut erschien, so war es nur, weil ich in Gedanken nochmals ihre Vergangenheit durchlebte, diese glorreiche Vergangenheit, durch die sie die dunkle Geschichte der letzten Bourbons von Sizilien für einen Augenblick mit einem strahlenden Glanze erleuchtet hatte.

Während eines Aufenthaltes in Neapel vor ungefähr fünfzehn Jahren machte ich im Auto gewissermaßen eine Wallfahrt nach Gaëta. Der Besitzer des Gasthofs, in dem ich abgestiegen war, erzählte mir, daß sein Vater an der Verteidigung von Gaëta gegen die piemontesischen Truppen teilgenommen hätte. Gaëta ist eine kleine Stadt von etwa 15 000 Einwohnern und befindet sich zehn Kilometer von Capua und fünfzehn Kilometer von Neapel. Cicero wurde daselbst auf Befehl von Marcus Antonius ermordet. Man sieht noch jetzt die Ruinen, die von den Einwohnern Torre d'Orlando genannt werden, und zeigt dort den Touristen Ciceros Grab.

Im Speisesaal hing ein großes Bild der achtzehnjährigen Königin in weißem Mantel und Kalabreserhut.

Ich hatte als Kind in Minsk dieses Bild bewundert; Abdrücke desselben sind in die entferntesten Winkel Rußlands gedrungen. Die Königin war die Schwester der Kaiserin von Österreich, der Gräfin Trani, der unglücklichen Herzogin von Alençon und der Prinzessin von Thurn und Taxis. Sie hatte einen Hauch der reinen Luft ihrer bayerischen Berge in die schwüle Luft des neapolitanischen Hofes mitgebracht, wo Bigotterie und Despotismus an der Tagesordnung waren und wo das Königtum sich gleichzeitig auf die Polizei und das Brigantentum stützte.

Die junge bayerische Prinzessin zeigte sich als Königin weitsichtig und war den neuen Anforderungen gewachsen. Sie machte den Versuch, ihren Gemahl zu überreden, dem Volk die von diesem verlangten liberalen Reformen zu geben. Ihr Einfluß stieß aber auf den Widerstand des Paters Borelli, des Beichtvaters des Königs Franz II. „O, il padre Borelli, questa canaglia!" rief der Gasthofbesitzer, indem er bei diesem Namen die Faust ballte. „Welchen Schaden hat er unserem Lande zugefügt. Ohne ihn hätte ein Bündnis mit dem ‚Re Galantuomo' zustande kommen können." Sein Vater hatte an der Verteidigung Gaëtas teilgenommen, und er erzählte mir die Einzelheiten. Es scheint, daß das Kabinett von Turin wirklich einen derartigen Vorschlag gemacht hat. Was Franz II. nicht gutmütig hergab, wurde ihm entrissen, ganz wie es ehedem bei Ludwig XVI. und später bei Nikolaus II. der Fall war, denen entrissen wurde, was sie hätten freiwillig hergeben sollen. Der König von Neapel hatte jedoch zu lange gezögert, und seine späteren Zugeständnisse hielten den siegreichen Lauf Garibaldis, an der Spitze seiner Rotblusen, nicht mehr auf.

Wenn es der Königin Marie Sophie nicht gelang, den Thron ihres Gatten zu retten, so hat sie es doch verstanden,



General Brandström im Kreise seiner Mitarbeiter



Japanisches Lazarett in der Villa der Gräfin Kleinmichel

mit Größe und Glanz zu fallen, und die fünfmonatige Belagerung von Gaëta, die an einem Dreizehnten anfing und an einem Dreizehnten abschloß, wird für immer eine der ruhmvollsten Seiten der militärischen Geschichte aller Länder bleiben. Wenn General Bosco das Haupt der Verteidigung war, so wár die Königin die Seele derselben. Man sah sie Tag und Nacht die Laufgräben durchreiten, sie begeisterte Offiziere und Soldaten, teilte ihre Entbehrungen, ihre Beschwerden, ihre Gefahren, überließ ihnen ihre eigene Ration, pflegte die Verwundeten, begrub die Toten.

Alle am neapolitanischen Hofe beglaubigten Gesandten waren in der Hauptstadt geblieben. Als einziger hielt der spanische Gesandte Bermudes Castro, Herzog von Lerma, die ganzen fünf Monate in Gaëta aus, und hier, wie überall, finde ich bei den Vertretern Spaniens das gleiche Verhalten wieder. Sie sind und bleiben ritterliche Vertreter ihres ritterlichen Landes.

Nach zweijähriger Regierung und fünfmonatiger verzweifelter Verteidigung konnten Marie Sophie wie Franz I. von Frankreich sagen: „Alles ist verloren, nur nicht die Ehre.“

Kaiser Alexander II., ein begeisterter Bewunderer der Königin von Neapel, deren hochherziges Ungestüm dem seinen glich, schickte ihr das Offizierskreuz des St.-Georg-Ordens.

Die Professoren der Kriegsgeschichte erzählten ihren Zöglingen bis zur Revolution in Rußland, daß die Ritter des St.-Georg-Ordens stolz darauf sein müßten, in ihren Reihen die Königin von Neapel zu zählen.

„Tack så mycket!" General Brandström.

„Tack så mycket!" Mit diesen Worten verließ ich das schwedische Schiff, das mich aus der Bolschewikenhölle in den Hafen von Stockholm brachte, wo ich mit vollen Zügen die Luft der Freiheit einatmete.

„Tack så mycket!" waren die Worte, die ich aus tiefstem Herzen sprach, als ich diesen gastlichen Boden verließ. Vor allen Dingen gedachte ich dabei General Brandströms, des schwedischen Gesandten in Petrograd, meines alten, treuen Freundes, der mir das Leben gerettet hatte. „Tack så mycket!" sind die Worte, die ich jedem Schweden, dem ich begegne, zurufen möchte. In jedem von ihnen sehe ich einen Retter und Freund.

Als ich acht Jahre alt war, bekam ich als Weihnachtsgeschenk mehrere Kinderbücher; darunter befanden sich historische Erzählungen, die mit der Geschichte von Gustav Wasa, dem Helden der schwedischen Unabhängigkeit, anfingen. Dieses Buch bildete die Quelle meines Interesses für Schweden. Etwas später, als ich das Leben von Marie Antoinette las, begeisterte mich die Gestalt des Grafen Fersen, dieses verschwiegenen, ergebenen Anbeters der unglücklichen Königin. Wenn ich in Petersburg in den Garderegimentern junge finnländische Edelleute schwedischer Abstammung traf, dachte ich oft in diesen blonden, schlanken und schweigsamen Offizieren einen Fersen oder einen Gustav Wasa wiederzufinden.

Noch viel später verschlang ich die historischen Schilderungen von Werner von Heidenstam.

Einige Jahre vor dem Kriege machte ich die Bekannt-

schaft eines anderen Heidenstam, des Vaters meines Freundes Carl von Heidenstam, der längere Zeit Sekretär an der schwedischen Gesandtschaft in Petersburg war: ich meine den bekannten und talentvollen Schriftsteller, dessen Werke „Das Ende einer Dynastie“ und „Die Königin Sophie Ulrike“ in französischer Sprache geschrieben und von der Akademie Française preisgekrönt wurden. Sie zählen, dank ihrem fesselnden Inhalt und schönen Stil, zu den besten historischen Studien.

Kürzlich hat Herr von Heidenstam den geheimen Briefwechsel zwischen Marie Antoinette und Fersen nach den Originaldokumenten veröffentlicht.

Aus dem Fenster meiner Zimmer, die ich in Stockholm im Grand Hotel bewohnte, sah ich auf den großen Platz. Auf diesem selben Platz, heißt es, wurde Graf Fersen, der nach dem Tode der Königin von Frankreich nie mehr gelächelt hat, ermordet. Er war im Begriff, sich zur Beisetzung des Prinzen von Dänemark, des Erben der schwedischen Krone, zu begeben. Kalt und hochmütig, den Stab des Oberzeremonienmeisters in der Hand, weiß gepudert und mit dem Orden des heiligen Seraphim geschmückt, saß er im vergoldeten Wagen, als ihn das Volk auf die Straße riß und auf die grausamste Weise umbrachte. Seine politischen Feinde hatten, um ihn zu verderben, das Gerücht verbreitet, er habe den Thronerben vergiftet. Neben dem jetzigen Grand Hotel befand sich der alte Palast der Gräfin Piper, Schwester des Grafen Fersen, der in unseren Tagen als Matrosenklub dient.

Man nennt die Schweden die Pariser des Nordens, und wirklich war der Adel sowie das höhere Beamtentum dieses Landes im 18. Jahrhundert sehr französisch geworden. Ihre Literatur, ihre Kunst, ihre sozialen Gewohnheiten und ihre Bildung kamen immer mehr unter den Ein-

fluß von Versailles. Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß dieser französische Einfluß hauptsächlich der Königin Friederike Ulrike, der Schwester Friedrichs des Großen, zuzuschreiben ist. Sie war es, die ihr Schloß Drottningsholm im Stile Ludwigs des XV. erbauen ließ und die französische Sprache und Mode am Hofe einführte. Die ganze schwedische Jugend ging damals nach Paris. Die jungen Leute vom Adel dienten dort im Regiment Royal Suédois, die jungen Maler, Bildhauer und Architekten bemühten sich, in den Ateliers von Paris ihre Ausbildung zu bekommen. Ich erwähne Roslin, von dem wir so viele Bilder der Mitglieder der Familie Romanow bewundern und den man van Loo und Nattier gleichstellen kann. Ich möchte auch den berühmten Pastellmaler Gustav Lundberg erwähnen, einen ausgezeichneten Künstler, der Professor an der Akademie in Stockholm war, ebenso den Maler Taraval und den Bildhauer Bouchardon. Friederike Ulrike ließ eine französische Schauspielertruppe kommen und führte in Stockholm die Komödien von Molière und die Dramen von Racine und Corneille ein.

In meiner Jugend interessierten mich leidenschaftlich der Okkultismus und der Hang zum Übersinnlichen, die seinerzeit in Schweden so verbreitet waren. Die Rosenkreuzer und die Anhänger von Svedenborg machten einen tiefen Eindruck auf mich, und ich glaubte einen Zusammenhang zwischen dem Einfluß der Frau von Kruedener auf Kaiser Alexander I. und den schwedischen Sekten des 18. Jahrhunderts zu erkennen.

Die Rosenkreuzer erinnern mich durch die Ähnlichkeit ihres Namens an das Rote Kreuz. In diesem Zusammenhange wird niemand die außerordentliche Nächstenliebe vergessen, die das schwedische Rote Kreuz während des Krieges unter der Leitung des edlen, hochherzigen Prinzen

Karl, Bruders des Königs und Urbild eines echten Christen, ausgeübt hat. Zufällig ist der Sekretär des Prinzen für das Rote Kreuz mein Neffe Erik von Stjernstedt, den ich zu meiner Freude in Stockholm wiedersah, ebenso wie seine Brüder und seine Schwester, die reizende Marika. Die talentvollen Romane der letzteren konnte ich leider nicht lesen, da ich das Schwedische nicht genügend beherrsche. In Rußland befand sich das schwedische Rote Kreuz selbstverständlich unter der Leitung des hervorragenden schwedischen Gesandten, der in der Person seiner Tochter, Fräulein Elsa Brandström, einen Mitarbeiter von einer geradezu fabelhaften Aufopferung, Tatkraft und Initiative fand. Dieses blonde junge Mädchen, dessen Name und Erscheinung uns an die Elsa aus „Lohengrin“ erinnerte, fürchtete sich nicht, Jahre in Sibirien zu verbringen, wo ein ansteckendes Typhusfieber sie fast ins Grab gebracht hätte. Sie hat durch ihre unermüdliche Tätigkeit Tausende und aber Tausende von Menschenleben gerettet. Sie hatte einen ganzen Stab von ergebenen Mitarbeitern und barmherzigen Schwestern zur Hilfe; ich nenne unter diesen Frau von Heidenstam und den Grafen Gerhard Stenbock. Von russischer Seite wurde Fräulein Brandström vom Fürsten Paul von Lieven begleitet, dem Manne einer meiner Nichten, der, ein überzeugter Christ mit kristallreiner Seele, sich bereits auf den Schlachtfeldern der Mandschurei für diese Aufgabe vorbereitet hatte.

Ich kann dieses Kapitel nicht beendigen, ohne den Grafen und die Gräfin Wachtmeister, geborene Gräfin Reutern-Nolcken, zu erwähnen; ich habe ihren Vater, den eleganten und vornehmen Landesbevollmächtigten von Kurland, so hoch geschätzt. In ihrem Hause fand ich Ruhe, Erholung und Freundschaft.

Ich möchte außerdem noch das geschmackvolle Heim von

Frau von Reuterskiold, deren Mann lange Zeit schwedischer Gesandter in Petersburg war, hier erwähnen. Ihren reizenden Sohn und dessen anmutige Frau fand ich in der schwedischen Gesandschaft in Berlin wieder.

Auch kann ich das Haus des Oberzeremonienmeisters Herrn von Sager, dessen Frau eine geborene Gräfin Moltke ist, nicht ungenannt lassen; ihr Heim ist ein Prachtstück der französischen Kunst. Ihr Sohn, Leo von Sager, war besonders liebenswürdig gegen uns Russen und hat vielen Flüchtlingen große Dienste erwiesen. Ich sah auch mit großem Vergnügen den um uns so hoch verdienten, so wohl-wohlwollenden Empfang in Berlin gefunden habe. Ihnen burg, Baron Koskull, den Marineattaché Lilljehöök und viele andere wieder.

Ich schließe dieses Kapitel, in dem ich meine Erinnerungen unzusammenhängend, wie es der Zufall brachte, aufgezählt habe, und gedenke noch dankbar des liebenswürdigen Gesandtenpaares von Essen, in deren Hause ich wohlwollenden Empfang in Berlin gefunden habe. Ihnen, sowie allen schwedischen Freunden sage ich von Herzen: „Tack så mycket!“

Abschluß.

Ich habe viele Schatten heraufbeschworen. Selber bald ein Schatten, werde ich bald ebenso unkörperlich sein wie diese Entschwundenen.

Fast alle meine Zeitgenossen sind schon nicht mehr auf dieser Welt, und es werden sich kaum noch drei oder vier finden, denen ich sagen könnte: „Erinnern Sie sich?“

Hier schließe ich meine Erinnerungen ab. Derselbe Schiffbruch hat uns alle über ganz Europa verstreut, und gar viele haben einander aus dem Auge verloren.

Abschluß

Diese Blätter sollen allen denjenigen einen fernen Gruß überbringen, die im Laufe meines langen Lebens mir Wohlwollen und Freundschaft entgegenbrachten. Ich gedenke ihrer in Dankbarkeit, und meine Gedanken suchen sie in allen Ländern auf.

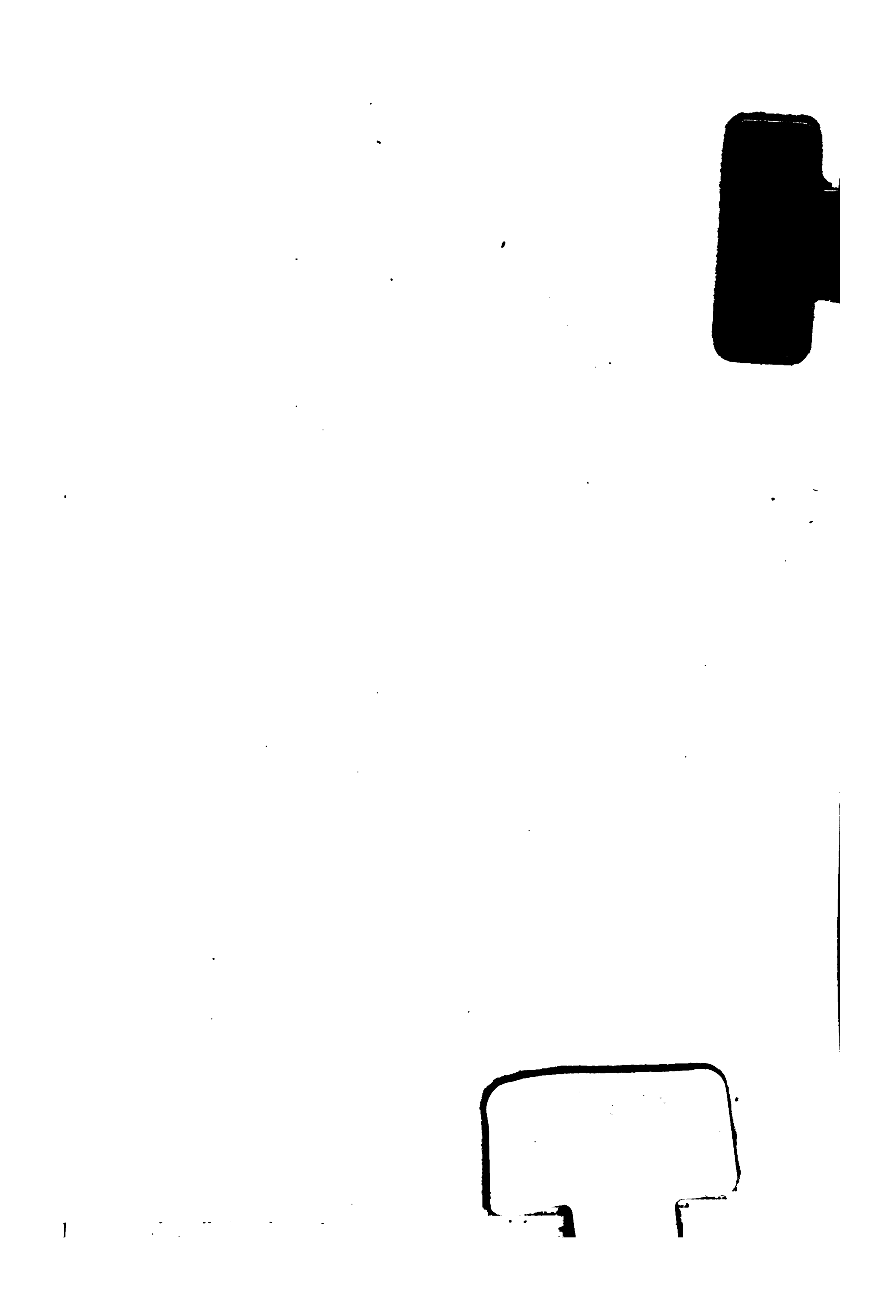
Glücklicherweise ist die Zahl derjenigen beschränkt, die in dieser Zeit der Unruhe und wilden Leidenschaften mit so grausamer Dienstfertigkeit die niedrigsten und widersinnigsten Gerüchte über meine Person sammelten und verbreiteten. Im allgemeinen blieb ich gegen ihre Angriffe gleichgültig.

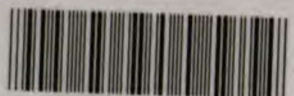
Aber es gibt unter denen, die eine feindselige Stellung gegen mich einnahmen, auch solche, die ich sehr geliebt, denen ich Beweise meiner Ergebenheit und Liebe gegeben habe und auf deren gute Gesinnung ich mit Bestimmtheit rechnen zu können glaubte. — Diese, muß ich gestehen, haben mir viel Schmerz bereitet! —

Wir werden uns nie mehr wiedersehen, aber ich bin überzeugt davon, daß, wenn sie eines Tages beim Lesen ihrer Zeitung unter den Anzeigen die schlichten Worte finden: „Die alte Gräfin Kleinmichel ist am ...? in Baden-Baden gestorben", dann doch ein leises Bedauern ihre Seele beschleichen wird, vielleicht gar Gewissensbisse in ihrem Herzen aufsteigen. — Diesen möchte ich schon jetzt sagen: Ich habe keinen Groll ins Grab mitgenommen!

Inhalt

Seite




89092538057
B89092538057A

